

Ludwig Börne und Heinrich Heine

Georg Morris Cohen Brandes

Börne und Heine.

Von

Georg Brandes.

* * *

Zweite, vermehrte Auflage.

Mit zwei Porträts und einer Abbildung.



1898.







Ludwig Börne.

Ludwig Börne

und

Heinrich Heine.

Von

Georg Brandes.

Zweite, bedeutend vermehrte Auflage.

Mit zwei Porträts und einer Abbildung.



Leipzig.
Verlag von H. Barsdorf.
1898.

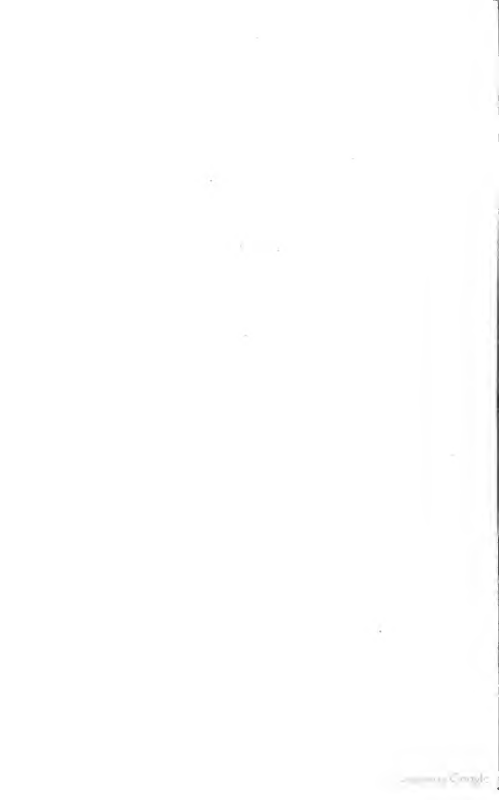
Druckfehler.

Auf Seite 9 Zeile 11 von oben lies 4. statt 5.
„ „ 14 „ 1 oben „ 5. „ 4.

Inhalt.

Ludwig Börne.

Heinrich Heine.



Vorwort zur ersten Auflage.

Wenn ich den an mich ergangenen Aufforderungen, die im „Jungen Deutschland“ enthaltene Charakteristik Börnes und Heines als Sonderausgabe herauszugeben, hiermit nachkomme, so geschieht dies nicht zuletzt in der Hinsicht, daß diese eigenartige und feinsinnige Arbeit sehr viel dazu beitragen dürfte, so manche Flecken am Bilde Heines erblassen und schwinden zu machen, welche von seinen bekannten Feinden im allgemeinen und den Salonhistorikern im besonderen bis jetzt immer von neuem aufgefrischt wurden.

Es ist das alte Schicksal fast aller großen Geister, daß erst die spätere Nachwelt ihnen die verdienten Kränze flicht — auch für Heinrich Heine wird die Zeit kommen, welche seinen dichterischen Wert unbestritten anerkennt. Eine vorurteilsloseres, freier denkendes und freier handelndes Volk wird ihm eine Freistatt in seinen vornehmsten Wohnsitzen bieten und ein Geschlecht bemitleiden, welches so wenig verstand, über den Parteien zu stehen.

Auch Börne, dieser feurige und unbestechliche Patriot, dieser Heerrufer und Streiter im Kampfe der Geister, einer der besten jener Männer, welche die staatliche Umwälzung vorbereiteten, wird seine Wiederauferstehung im Geiste des deutschen Volkes feiern!

Möge hierzu diese Charakteristik mitwirken.

Der Verleger.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Als kurze Zeit nach dem Erscheinen (Anfang 1896) des sechsten und letzten Bandes der „Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts", des ‚Jungen Deutschland', vielfache Aufforderungen an mich herantraten, die hierin enthaltene Charakteristik Börnes und Heines als Sonderausgabe herauszugeben, widersetzte ich mich diesem Verlangen umsoweniger, als ich davon überzeugt war, daß Georg Brandes' geistreiche, feinsinnige und vor allem auch objektive Darstellung dieser beiden Männer viel dazu beitragen würde, ihr Bild im Gedächtnis unserer Zeit aufzufrischen, und, vor allem in Bezug auf Heine, in bessere Beleuchtung zu stellen.

Der gebildete Leserkreis hat diese Sonderausgabe, wie alle Schriften des berühmten dänischen Autors, gut aufgenommen, so daß ich bereits heute, nach kaum zwei Jahren, eine neue vielfach berichtigte und bedeutend vermehrte Auflage herausgeben kann.

Ich fügte derselben das Bildnis Börnes und Heines, sowie das Heine-Denkmal von Hasselriis bei und hoffe, damit gewissen, mir ausgesprochenen Wünschen zu genügen.

Leipzig, Ende April 1898.

Der Verleger.





1.
Der politische Hintergrund.

Ueber den deutschen Landen brütete seit den Tagen der heiligen Allianz jene große, systematisch geordnete Reaktion, welche, vom Wiener Kongreß ausgegangen, auch in Oesterreich ihren Mittelpunkt hatte, und Metternich, ihr bedeutendster Repräsentant, ein Schüler Talleyrands, der zwar nicht die Gewandtheit seines Meisters besaß, jedoch weit schädlicher als dieser war, hoffte, ganz Europa damit umspannen zu können. Es galt jetzt, daß Alles, was die Revolution und Napoleon ins Wanken gebracht, erschüttert oder umgestoßen hatten, sich befestigt oder wiederhergestellt erheben konnte. Man rottete jede Spur der napoleonischen Staatseinrichtungen aus und unter dem Scheine, eine große revolutionäre Partei zu verfolgen, welche es, wie die Regierungen wohl wußten, nicht gab, begann ein Verfolgungskrieg gegen das, was man damals „Liberalismus“ nannte. Die liberale Jugend des Bürgerstandes in Deutschland war in dieser Zeit so rechtlos und verfolgt, wie heutzutage die freisinnige Jugend in Rußland. Hand in Hand mit der politischen Reaktion ging, wie gewöhnlich, die religiöse.

Die deutsche Wissenschaft war, nachdem die im Gebiete der Romantik stattgehabte Ueberschwemmung das Erdreich mit ihrem Schlamm befruchtet hatte, in all ihren Zweigen mächtig emporgewachsen und wechselte jetzt die Farbe. Sie wurde durch die Ungunst der Verhältnisse weiter von der Wirklichkeit entfernt und zugleich enger als zuvor an die bestehenden Verhältnisse geknüpft. Hegel, der eine Professur in Berlin erhielt und bald als Deutschlands philosophischer Diktator dastand, gab

seiner Lehre ein neues, konservatives Gepräge. Auf dem Gebiete der schönen Litteratur schwelgte die damalige Zeit, nachdem Goethe seinen achtzigsten Geburtstag erreicht hatte, in einer Goethebewunderung, welche Alles, was der bejahrte Meister schrieb und sagte, für Weisheit, Schönheit und göttliche Poesie erklärte. Alle diejenigen aber, welche Hindernisse auf Goethes Weg gehäuft hatten, so lange sein Name noch der streitenden Litteratur angehörte, wurden von dem Augenblicke an seine Verehrer, als dieser Name als unbestrittene Autorität betrachtet und als eine Art von konservativ-nationalem Wappenzeichen aufgefaßt werden konnte. Indessen findet sich in einigen der besten Schriften jüngerer Schriftsteller, in Chamissos wie in Platens Gedichten, die Trauer der Besten über den stetig wachsenden politischen und sozialen Eifer, verschwundene Zustände zurückzuführen, ausgedrückt.

2.
Der Einfluß der Julirevolution auf Börne.

In diesen Stillstand, dieses Unterdrücktsein und diese Gärung, erfüllt mit Elementen von Selbstaufgabe und Hoffnung, von Selbstverspottung und Freiheitssehnen, fiel dann plötzlich im Jahre 1830 die Nachricht von der Pariser Julirevolution. Sie wirkte auf die öffentliche Meinung in Deutschland wie ein elektrischer Schlag. Aller Augen richteten sich auf Frankreich und in allen geistig lebendigen Kreisen herrschte eine fühlbare Begeisterung.

Am schärfsten konnte man die Wirkung bei den Jüngsten beobachten. Und tief war der Eindruck, den sie auf die hervorragenden Individualitäten ausübte, welche weder dem jüngsten noch dem ältesten Geschlechte angehörten: auf Börne und Heine.

In Börnes Geist schlug das Ereignis der Julirevolution wie ein Blitz ein.

Im Sommer des Jahres 1830 befand er sich im Bade Soden bei Frankfurt am Main, um sich von einem langwierigen Gichtleiden und wiederholtem Blutsturzanfalle zu erholen. Sein

Tagebuch zeigt, wie sehr alle seine politischen Hoffnungen erloschen und alle seine Wünsche verstummt waren. Mit seiner vor leidenschaftlicher Freiheitssehnsucht erglühenden Seele und seinem Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit litt er nicht nur körperlich, sondern er konnte endlich auch den geistigen Druck der politischen Reaktion nicht mehr ertragen.

Er war jetzt 44 Jahre alt und hatte seit den Freiheitskriegen, also als Jüngling und Mann, nur den Triumph des Schlechten und die Verfolgung alles dessen erlebt, was Rechtlichkeit und Freisinn hieß. Er hatte nie seinen Blick von dem Blatte Papier, das er beschrieb, erheben können, ohne der bleichen Furcht vor jeder großen Leidenschaft, vor Idealen, ja selbst vor Jugend zu begegnen, wie sie auf den Herrschersitzen thronte, Seite an Seite mit tierischem Selbsterhaltungstriebe und tierischem Schwelgen im Genuß — das Prinzip Metternich und Gentz. Er hatte nicht das Geringste von der Ueberzeugung seiner Jünglings- und Mannesjahre aufgegeben, aber über der Welt hing ein Trauerflor. Ihm war zu Mute, als säße er in Deutschland auf dem Meeresboden, während ihm eine Taucherglocke gerade Luft genug gewährte, um nicht zu ersticken. In Paris hatte er frische Luft geatmet. Dort hatten ihn Sonnenschein, menschliche Stimmen und des Lebens vorüberbrausender Lärm entzückt. Jetzt schien es ihm, als würde ihm da unten bei den Fischen durch Kälte der Garaus gemacht. Er erduldete die entsetzlichste Langeweile. Die Ruhe machte ihn krank; die Enge in allen Verhältnissen scheuerte seine Haut blutig.

Er bezeichnet sich als eine jener Naturen, welche auf die Dauer den Sologesang des Lebens nicht aushalten können. Er bedurfte Beethovenscher Symphonieen oder Wetterstürme. Er gehörte zu denjenigen Menschen, die sich im Theater in einer Loge beengt fühlen. Er wollte im Parket inmitten Vieler sitzen. Ihm schien der Wert des Lebens in Deutschland unter der Erde, in mitternächtlicher Stille, wie von Falschmünzern, ausgeprägt zu werden: die, welche arbeiten, genießen nicht, und die, welche genießen, die, welche im Tageslichte das Werk dunkler Angst in Umlauf setzen und geltend machen, sie arbeiten nicht. In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Kuriers,

der mit Depeschen nach fremden Städten, und zwar stets nach anderen, geschickt wird und auf seinen langen Reisen das Verschiedenartigste sieht und genießt; in Deutschland jedoch lebt er nur als Postillon, der stets dieselbe kurze Reise zwischen zwei Haltestellen hin und zurück macht, und dem das Glück hierfür ein armseliges Trinkgeld reicht. Ganz gewiß könnte der Postillon seine Fahrt auch im Schlafe machen, er würde jeden Stein auf diesem zwei Meilen langen Wege kennen; und das nannte man in Deutschland Gründlichkeit. Börne aber, der in dem kleinen Sodener Gasthofe saß und auf dem Hofe die Kämpfe der Gänseriche, die Eifersucht der kalekutischen Hähne und die Koketterie der Weibchen studierte, war nicht erfreut über diese ihm dargebotene Gelegenheit zu seltener Gründlichkeit.*)

Da erhielt er die Nachricht, daß das Ministerium Polignac die Ordonnanzen erlassen, einen Verfassungsbruch begangen hätte, und die Folgen dieses Schrittes ahnend, rief er aus: „Und Gott sprach, es werde Licht!"

Die Nachricht vom Ausbruch der Julirevolution folgte. Mit Ungeduld erwartete er täglich die Stunde, zu welcher die Zeitung kam. Täglich ging er dem Postboten auf der Landstraße entgegen. Währte es ihm zu lange, so ging er gleich nach Höchst, von woher die Zeitung gebracht wurde. Kaum hielt er es noch in Soden aus. Er kehrte nach Frankfurt zurück, setzte seine Umgebung durch sein Feuer in Erstaunen und elektrisierte sie. Man erkannte den früher so ruhigen Börne mit seinem leidenden Aeußeren nicht wieder, ein Wunder schien ihn verwandelt zu haben; er war von neuem jung und gesund. Alle alten Träume schienen sich zu verwirklichen, und alles, was er seit langer Zeit in seinem Geiste hatte herniederhalten müssen, sprang jetzt, nachdem der Druck fortgenommen war, wie eine elastische Feder empor.

Auch in Frankfurt hielt er es bald nicht mehr aus, schon nach kurzer Zeit war er in Paris.

Er schreibt am 7. September aus Straßburg: „Die erste französische Kokarde sah ich an dem Hute eines Bauern, der

*) Börne, Aus meinem Tagebuch. Soden, 22. Mai 1830.

von Straßburg kommend in Kehl an mir vorüberging. Mich entzückt der Anblick. Es erschien mir wie ein kleiner Regenbogen nach der Sündflut unserer Tage, als das Friedenszeichen des versöhnten Gottes. Ach! und als mir die dreifarbige Fahne entgegenfunkelte — ganz unbeschreiblich hat mich das aufgeregt. Das Herz pochte mir bis zum Uebelbefinden und nur Thränen konnten meine gepreßte Brust erleichtern . . . Die Fahne stand mitten auf der Brücke, mit der Stange in Frankreichs Erde wurzelnd, aber ein Teil des Tuches flatterte in deutscher Luft. Fragen Sie doch den ersten besten Legationssekretär, ob das nicht gegen das Völkerrecht sei? Es war nur der rote Farbenstreif der Fahne, der in unser Mutterland hineinflatterte. Das wird auch die einzige Fahne sein, die uns zu Teil wird werden von Frankreichs Freiheit. Rot, Blut, Blut — ach! und nicht Blut auf dem Schlachtfelde."

Börne bringt nur das Gefühl zum Ausdruck, welches einen sehr großen Teil derjenigen Menschen in Deutschland ergriffen hatte, die für Enthusiasmus empfänglich waren. Der Heldenmut der französischen Polytechniker, Studenten und Arbeiter während der trois jours glorieux wurde wie in Frankreich selbst bewundert, und umsomehr, als man in ihm eine zum Austrag gekommene Aktionsfähigkeit erblickte, welche der deutschen Nation abhanden gekommen zu sein schien. Ueberall war man geneigt, sich in übertriebenem Hohn zu verlieren über den eigenen Mangel an politischem Sinn und Blick sowohl, als über das Unvermögen, im entscheidenden Augenblicke loszuschlagen.

Das Bild dieses Ereignisses, welches so stark auf Charaktere wie Börne und die Enthusiasten, besonders innerhalb des Gelehrtenstandes, wirkte, wird erst vervollständigt, wenn wir den Eindruck beobachten, den es auf die Männer der Reaktion ausübte.

Gentz, der zuerst über die Energie Karls X. gejubelt hatte, wurde besorgt, als der Staatsstreich näher rückte: „Die Ordonnanz gegen die Zeitungen und Bücher betrachte ich als ein kolossales Wagstück, dessen Ausführbarkeit mir noch nicht recht einleuchtet . . . Mit solchen Waffen darf man nur spielen, wenn man seiner Kraft und seiner Mittel gewiß ist. Leute wie

Polignac und Peyronnet, wenn sie sich in diese Regionen versteigen, gehen zu Grunde." Sobald sich indessen der erste Schreck gelegt hatte, begannen er und seine Gleichgesinnten ihre weitverzweigte Wirksamkeit, um aus jeder Blöße, welche der politische Freisinn sich gab, Vorteile zu ziehen. Klug benutzt, hätte die Nachwirkung der Julirevolution in Deutschland durch rücksichtslose Unterdrückung und Verfolgung, durch Zensur und Gefängnis, der deutschen Freiheitsbewegung für lange Zeit einen kräftigen Stoß geben können; sie hätte, (wie Metternich ein paar Jahre später von dem revolutionären Hambacher Feste sagte) anstatt ein Fest der Schlechten zu sein, zum Feste für die Guten werden können. Und Gentz, der die Zukunft zuweilen finster genug gesehen hatte, konnte wirklich schon ein Jahr darauf schreiben: „Nun fort mit allen schwarzen Gedanken! Wir sterben nicht, Europa stirbt nicht, was wir lieben stirbt nicht. Wie viel bilde ich mir darauf ein, nie verzweifelt zu haben!"

3.
Byrons Einfluß auf Börne.

Deutschlands klassische Litteratur vor und während der Wende des Jahrhunderts war antikisierend, sowohl in Stoff als Form. Die darauf folgende romantische Litteratur hatte in den Stoffen und Formen das Mittelalter verehrt: beide hatten sie sich von der sie umgebenden Wirklichkeit, von den politischen wie sozialen Verhältnissen ihrer Zeit, abgewandt; keine von ihnen war unmittelbar auf die Umbildung derselben ausgegangen. Das Ideal schwebte entweder in Hellas' tiefblauem Aether oder im katholischen Himmel des Mittelalters. Jetzt wurde es entschlossen auf die Erde herniedergezogen. Vor den Augen der Träumer und Streber erschien das moderne Ideal, welches kein mythisches Element mehr in sich barg. Und mit einer Hast und einem Ungestüm, welche oft genug die Prosaform zu einer journalistischen und die Poesie nur lyrisch oder rein fragmentarisch machte, gingen jetzt die oppositionell veranlagten Dichter und

Schriftsteller zu Werke, um das moderne Leben mit seinem Inhalt in die Litteratur hineinzutragen. Da aber dieses Aneignen und Hineintragen gleichsam unter den Waffen geschah, so wurden Witz und Satire jetzt in Deutschland hervorragendere Mächte als je zuvor, und, was Trotz und Sturm gegen das Bestehende anbelangt, so schien die Stimmung und Begeisterung aus Goethes Jugend, aus der Sturm- und Drangperiode, wieder erwacht zu sein.

In diesem deutschen Geistesleben wirkte indessen und zwar vorbildlicher als irgend eine Persönlichkeit der Vergangenheit, eine sehr oft genannte, häufiger ungenannte, vereinzelte und außerdem noch ausländische Erscheinung: Lord Byron. Seine künstlerischen Schwächen und Mängel erkannte man in Deutschland erst viel später. Gutzkow allein beurteilt ihn ungefähr seit 1835 verständig. Aber Byron, den schon Goethe bewundert und geliebt hatte*) — wenn auch hauptsächlich nur wegen derjenigen Stücke, in denen der alte Meister seinen eigenen Einfluß zu finden glaubte — Byron mit seinem unbändigen Trotz und Thatendrang, mit seiner Verachtung der Unfreiheit, die sich unter den „Freiheitskriegen" gegen Napoleon verbarg, mit seinem Auftreten für alle unterdrückten Völker, seinem Auflehnen gegen das gesellschaftliche Herkommen, seiner Sinnlichkeit und seinem Spleen, seiner leidenschaftlichen Freiheitsliebe auf allen Gebieten, wurde jetzt durch seinen Tod als Befreier verklärt, die Verkörperung von Allem, was man unter modernem Geist und moderner Poesie verstand.

Wilhelm Müller, der Dichter der „Griechenlieder" besang ihn mit inniger Begeisterung. Byrons Stolz und seine Verachtung der Unfreiheit begegnen uns bei Platen, sein aristokratisches Wesen, sein Widerwille gegen Vorurteile, seine Reiselust, seine Liebe zur Natur und zu den Tieren, seine Anmut und seine Ironie finden wir beim Fürsten Pückler wieder. Wie bedeutend sein Einfluß auf die Gestaltung von Heines Dichterideal war, bedarf keines Nachweises; es fühlt dies unwillkürlich ein jeder

*) Vgl. Eckermann, Gespräche mit Goethe. — Medwin, Gespräche mit Lord Byron. Leipzig 1898 Verlag von H. Barsdorf. A. d. U.

sofort, der mit der neueren europäischen Litteratur vertraut ist. Merkwürdig aber und zugleich lehrreich ist es zu beobachten, in welchem Lichte Byron dem ersten Pionier in der neuen deutschen Litteraturrichtung, Börne, erschien, der dem englischen Dichter in Allem so ungleich war. Man sollte glauben, Börne würde an dem frivolen und koketten Wesen Byrons denselben Anstoß nehmen, wie an demjenigen Heines. Aber weit gefehlt! Man lese nur, in welchen Ausdrücken er sich über ihn äußert, nachdem er Moores „Leben Byrons" studiert hat: er nennt (Briefe aus Paris Nr. 44) dies Buch „Glühwein für einen armen deutschen Reisenden, der auf der Reise durch das Leben friert." Er wird fast krank über solche Lebensführung: „Wie ein Komet, der sich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwirft, zog Byron wild und frei durch die Welt, kam ohne Willkommen, ging ohne Abschied, und wollte lieber einsam sein, als ein Knecht der Freundschaft. Nie berührte er die trockene Erde; zwischen Sturm und Schiffbruch steuerte er mutig hin, und der Tod war der erste Hafen, den er sah. Wie wurde er umhergeschleudert; aber welche selige Insel hat er auch entdeckt! . . . Das ist die königliche Natur . . . Denn König ist, wer seinen Launen lebt. Ich muß lachen, wenn die Leute sagen, Byron wäre nur einige und dreißig Jahre alt geworden; er hat tausend Jahre gelebt. Und wenn sie ihn bedauern, daß er so melancholisch gewesen! Ist es Gott nicht auch? Melancholie ist die Freudigkeit Gottes. Kann man froh sein, wenn man liebt? Byron haßte die Menschen, weil er die Menschheit, das Leben, weil er die Ewigkeit liebte . . . Ich gäbe alle Freuden meines Lebens für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin."

Wie man sieht, nimmt Börne bei Byron nicht nur alles ernst, sondern er sieht in ihm auch nicht den Genußmenschen, der ihn gerade bei Goethe so sehr abstieß. Und, was am auffallendsten ist, Börne findet seine eigene Natur mit der Byrons verwandt. Er schreibt: „Vielleicht fragen Sie noch verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zusammenzustellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wissen. Als Byrons Genius auf seiner Reise durch das Firmament auf die Erde kam, eine Nacht dort zu verweilen,

stieg er zuerst bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte schnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geschmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich so wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt ist es vorüber, ich habe es vergessen und lebe zufrieden in meiner Armut. Mein Unglück ist, daß ich im Mittelstande geboren bin, für den ich nicht passe."

Solche Worte legen am besten Zeugnis ab von dem Zauber, den Byrons Schatten noch über die Geister der leitenden Persönlichkeiten ausübte.

5.
Der Wert der Litteratur von 1820—1848.

Unter solchen Verhältnissen und Einflüssen bildete sich nun Deutschlands oppositionelle Litteratur während der Zeit von 1820—1848. Wenn man eine so große Gruppe geistiger Schöpfungen überblickt, so sieht man sich natürlicherweise zuerst im allgemeinen in der Menge von Aktenstücken nach Nachrichten um, wie die Menschen jener Zeit und jenes Landes fühlten und dachten, in welcher Form ihre Bildung hervortrat, welche Gestalt ihr Hoffen und Wünschen, ihre Menschen- und Freiheitsliebe, ihr Rechtsgefühl und ihr politisches Denken annahm, und endlich, wie ihr Geschmack beschaffen war: wie der schreiben mußte, der sich Gehör und lebendiges Interesse verschaffen wollte. Also wird unsere historische Wißbegierde in dieser Hinsicht befriedigt.

Darauf entsteht unwillkürlich die Frage, nach dem Werte dieser Litteratur.

Von einer sehr großen Anzahl Schriftsteller bleiben, wie bekannt, nach Verlauf von ein paar Menschenaltern immer nur einige wenige übrig, welche man noch ferner liest. Von einer ungeheuren Anzahl von Werken bleiben nur einige wenige bestehen, die man noch benutzt. Thatsächlich kennt und liest man in unserer Zeit außerhalb Deutschlands nur sehr wenige von den Werken der Geister jener Periode. In Deutschland natür-

lich weit mehr, immerhin aber liest das Publikum eine verhältnismäßig nur kleine Anzahl der Werke aus jener Zeit. Die Zeit ist es, welche da die erste und gröbste Kritik ausübt.

Von allen Männern jener Zeit, und zwar von den Denkern, liest man außerhalb Deutschlands heute nur noch Feuerbach — doch wenig — und Schopenhauer stark. Dieser letztere gehört mit seinem Einfluß auf die Geister einer späteren Periode an; beide Denker aber liest man noch weit weniger wegen ihres inneren Gehaltes, als ihres originellen und kühnen Stiles halber. Von den Dichtern wird nur Heine außerhalb Deutschlands viel und beständig gelesen. In Deutschland betrachtet und beurteilt man ihn als die Brennnessel im Garten der Litteratur. Die Historiker verbrennen sich an ihm die Finger und thun ihn dann in den Bann. In Litteraturgeschichten und Leitartikeln bezeichnet man seine Prosa als veraltet und seine Poesie als gekünstelt, während man gleichzeitig seine Werke in zahllosen Ausgaben neudruckt, da jetzt das Verlagsrecht freigeworden ist.

In Deutschland wird er indessen ebensoviel gesungen als gelesen. Es giebt mehr als 3000 Kompositionen seiner Gedichte. Bereits vor 10 Jahren hatte sich die Anzahl der Kompositionen für eine Singstimme (von Duetten, Quartetten und Männerchören gänzlich abgesehen) auf 2500 belaufen. Das Gedicht „Du bist wie eine Blume" ist 160mal, „Ich hab im Traume geweinet" und „Leise zieht durch mein Gemüt" je 83mal, „Ein Fichtenbaum steht einsam" 76mal, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" 37mal komponiert. Unter diesen Kompositionen befinden sich zahlreiche von Schubert's, Mendelssohn's, Schumann's, Brahm's, Robert Franz's und Rubinstein's schönsten Liedern, von denen jedoch dem Dichter selbst nur einige wenige bekannt waren.*) Heine ist von allen deutschen Lyrikern derjenige, dessen Gedichte am häufigsten komponiert worden sind. Erst nach ihm mit seinen 3000 komponierten Gedichten folgt Goethe mit etwa 1700, und dann erst kommen in weitem Abstande die anderen Dichter.

Außerhalb Deutschlands ist sein Ruf jedoch nicht nur un-

*) Vergl. Nassen, Neue Heine-Funde. 1898. pag. 28 ff. A. d. U.

angefochten, sondern im steten Wachsen und Steigen begriffen. In Frankreich beschäftigt er die Geister wie ein Zeitgenosse. Er ist der einzige fremde Dichter, den die Franzosen als einen der Ihren und zwar als einen ihrer Größten betrachten. Es kommt gegenwärtig in französischen Büchern kein fremder Schriftstellername so häufig vor, als seiner, und keinen erwähnt man mit größerer Bewunderung, selbst nicht denjenigen Shelleys oder Poes. Edmond de Goncourt gebrauchte den starken Ausdruck, daß ihn alle modernen französischen Schriftsteller im Vergleich mit Heinrich Heine an Handlungsreisende erinnerten, und eine von Théophile Gautiers Lieblingsredensarten war, daß die Philister damit gestraft werden müßten, Steine zu einer Pyramide über Heine's Grab herbeizuschleppen.

Es wird häufig von verschiedenen größeren Gesellschaften die Frage aufgeworfen, wie man verfahren müsse, um sich eine ganz erlesene Büchersammlung von hundert der allerbesten Bücher zusammenzustellen. Die Antworten lauten natürlich sehr verschieden. Doch Heines Namen wird man in allen romanischen und slavischen Ländern als einen der ersten auf allen Listen finden. In England stehen gewöhnlich 90 englische Bücher und 10 fremdländische auf der Liste, aber Heinrich Heine ist mit darunter. Der Glaube, daß man 100 Bücher finden könne, welche alle Menschen für die lesenswertesten halten würden, ein Glaube, der von der protestantischen Vorstellung abgeleitet ist, daß es ein Grundbuch dieser Art gäbe, ist natürlich kindlich und jene Frage nur insofern interessant, als sie zeigt, welches ganz unpersönliche Bildungsideal den Fragern wie den unbefangen Antwortenden vorschwebt. Lehrreich ist es indessen zu beachten, wie die Antworten in gewissen bestimmten Fällen in Betreff Heines gelautet haben. Da trat vor einigen Jahren in Deutschland keine geringe Verwunderung zu Tage, als man eine große Anzahl englischer Listen veröffentlichte und auf allen Heinrich Heine, und zwar am häufigsten von allen deutschen Dichtern fand; es waren dabei sogar Listen, auf denen kein einziges Buch von Goethe verzeichnet stand.

Dieser Weltruf beruht indessen nicht einzig und allein auf Heines Vorzügen, sondern auch darauf, daß in seinen Werken

eine große Anzahl Stücke enthalten sind, welche zum Verständnis nur eine ganz geringe Bildung erfordern, deren Genuß auch keinen Seelenadel bedingt, während bei anderen Teilen seelischer Adel eher ein Hindernis für den Genuß bildet. Das beweist aber doch nur glänzend, daß sein Talent dennoch in seiner Richtung das größte seiner Zeit war.

Wenn sich also der litterarische Wert eines Kunstwerkes in seinem Widerstandsvermögen gegen die Zeit und in seiner Fähigkeit, sich außerhalb seines Vaterlandes Leser zu gewinnen, kundgiebt, dies Widerstands- und Ausbreitungsvermögen aber dennoch gar keinen Maßstab für den Wert abgiebt, worauf beruht derselbe dann? Auf der Ursprünglichkeit und Stärke des Seelenlebens und der Gemütsbewegung, für welche das Werk im Verein mit seiner Fähigkeit, uns diese mitzuteilen, der Ausdruck ist. Alle Kunst ist ein Ausdruck für eine Gemütsbewegung und hat wieder den Zweck, Gemütsbewegungen hervorzurufen. Je tiefer ein kostbarer Stein ausgeschnitten ist, desto schärfer und deutlicher sehen wir später das Bild im Wachsabdrucke.

Je tiefer der Eindruck in der Seele des Künstlers, umso deutlicher und bedeutender auch der künstlerische Ausdruck. Die Gemütsbewegungen des Künstlers unterscheiden sich nur dadurch von denjenigen anderer Menschen, daß sie in seiner Seele die Erinnerungen auf eine Weise bilden, welche bewirkt, daß sie nach ihrer Ausbildung die Zuhörer oder Leser gewissermaßen anstecken.

Die Fragen, welche ein einzelnes Werk uns beantwortet, sind also dann folgende: Wie weit reichte des Verfassers Blick? Wie tief vermochte er in seine Zeit einzudringen? Wie eigentümlich hat er Freude und Sorge, Wehmut und Liebe, Begeisterung und Menschenverachtung gefühlt? Wir sagen: ein so starkes Entsetzen und solchen Abscheu hat Dummheit oder Schlechtigkeit ihm eingeflößt. So beißend und witzig hat er sich und uns auch an dem durch Dummheit oder Schlechtigkeit Verächtlichen gerächt.

Niemals stand das Ansehen dieser Gruppe in Deutschland, besonders in Norddeutschland, so niedrig, als in unseren Tagen.

Die Schriftsteller, welche um das Jahr 1830 die Gewaltherrschaft in allen ihren Gestalten bekämpften, die man damals überall, soweit die deutsche Zunge reichte, auf das Drückendste empfand, sind jetzt von einer Unbeliebtheit betroffen, welche, wie es scheint, nur langsam weichen wird. Das ist erklärlich. Denn das jetzt lebende jüngere Geschlecht in Deutschland, welches des Reiches Einheit erlebt hat — jene Einheit, welche damals als phantastisches Hirngespinnst betrachtet wurde — und auch gesehen hat, wie Deutschland schnell entschlossen seine ganze Macht entfaltete und siegreich in all seinen Unternehmungen war, dies jüngere Geschlecht hat nur wenig Interesse für jene alten Träumereien, mit denen man die Einheit zu Stande bringen wollte, und es langweilt sich umsomehr bei jenen Schriftstellern mit ihrem ewigen Gespött über den deutschen Michel, als der Erfolg bewiesen hat, wie praktisch und mutig dies verspottete Deutschland sein konnte, sobald die Gelegenheit hierzu gegeben ward.

Besonders wurden seit dem deutsch-französischen Kriege diejenigen Schriftsteller von einer Art Bann betroffen, welche vor einem halben Jahrhundert beständig Frankreich auf Deutschlands Kosten erhoben oder fortdauernd betont hatten, daß die Freiheit Deutschland jene Güter vermitteln würde, die ihm nun Bismarck gebracht hat. Man betrachtete sie als schlechte Patrioten und thörichte Weissager. Nur eine geringe Minderzahl vermag einzusehen, wie kräftig selbst jener Zorn und Hohn über den damaligen traurigen Zustand mitgewirkt hat, um endlich solchen Um- und Aufschwung zu veranlassen. Und noch Wenigere sind es, die aus der Litteratur der dreißiger und vierziger Jahre einen wirklichen Vorwurf über getäuschte oder vergessene Ideale herauslesen, und diese fragen sich mit Wehmut, wenn sie in jenen alten Schriften blättern, was denn überhaupt bei dem neuen Zustand der Dinge von dem Besten, wofür sie gekämpft, übrig geblieben sei!

4.
Börne. Die Jugendjahre.

Keiner von den Schriftstellern, welche damals in erster Reihe standen, ist aber wohl so sehr bei Seite geschoben worden, als Ludwig Börne. Die von ihm behandelten Stoffe sind veraltet, und nur derjenige, welcher sich für die Persönlichkeit des Schriftstellers interessiert, liest noch seine kurzen, in Leitartikel- oder Briefform gehaltenen Prosastücke in Hinsicht auf ihre Darstellungsweise, oder jenem Geiste zu Liebe, in dem der Gegenstand behandelt worden ist. Erst in seinen späteren Lebensjahren drang Börne ganz durch, nämlich mit seinen „Briefen aus Paris", aber für diesen abstrakten Fürstenhaß und republikanischen Glauben, der in ihnen zum Ausdruck gelangt, hat man im jungen Kaiserstaat keine Verwendung. Keine Persönlichkeit paßt weniger in die neuen Verhältnisse als die seine; denn wo allmählich die Staatsidee allmächtig zu werden beginnt, wo sie von Oben herab despotisch-sozialistisch die private Initiative einzuschränken sucht, und möglichst viele Bürger in Zivil- und Militär-Lohn-Beamte verwandelt und diesen Lohn-Beamten ein Vorrecht vor den nicht angestellten Bürgern giebt, und wo sie von Unten kräftig revolutionär-sozialistisch arbeitet, um das individuelle Schalten und Walten einzuschränken, da verschwinden notwendigerweise die ausgeprägt selbständigen Charaktere, und die eckige, unabhängige Individualität erscheint als etwas Gesetzwidriges, das Niemand weder als Bildungsmuster noch als Vorbild verwenden kann. Aber Börne war gerade eine solche scharfkantige Persönlichkeit und ein unbedingt selbständiger Charakter.

Man scheint jetzt im deutschen Bürgerstande in der Regel als des Mannes einzig würdige Aufgabe, das Aufbauen und das Erworbene zu befestigen oder umzuformen, zu betrachten. Schon das Sturmbockartige in Börnes Geistesrichtung schreckt ab. Sein Feuer, das seine Zeit erwärmte, gemahnt an dasjenige eines Don Quixote, welcher mit seiner Lanze gegen Festungs- und Schloßmauern Sturm läuft. Und doch hat er das Seine zu dem neuen nationalen eisernen Zeitalter in Deutschland mit

seiner Eisen-Architektur beigetragen. Sein Feuer hat das Metall zum Schmelzen gebracht, aus dem die neuen Gesellschaftspfeiler gegossen sind.

Beim jetztlebenden Geschlecht hat vielleicht nichts Börne mehr geschadet, als sein heftiges Verdammungsurteil über Goethe. Goethe ist als schaffender und verstehender Geist so groß und seine Natur und Persönlichkeit in ihrer Stärke und Schwäche sind so eigentümlich, daß jeder, der in neuerer Zeit über ihn urteilt, damit zugleich einen wesentlichen Beitrag zu seiner eigenen Charakteristik liefert. Obgleich schon damals verschiedene Schriftsteller, und zwar nicht nur solche von der Pfaffen-, sondern auch von der Oppositionspartei auftraten, welche starken Widerwillen gegen Goethe hegten, so kennzeichnet sich doch Börnes Beschränktheit auf das schärfste an der Art und Weise, wie er sich gegen den Greis in Weimar ausließ, das heißt also, durch die Art und Beschaffenheit seiner Einsprüche, die er gegen den Glauben an dessen Menschen- und Dichterwert erhob.

Um aber zu verstehen, wie es zuging und was es bedeutet, wenn ein aufreizender Moralist auf politischem Gebiete, wie Börne, einen förmlichen Haß und einen nie rastenden Zorn gegen eine Erscheinung nährt, welche als die bedeutendste in Deutschlands Schöner Litteratur dasteht, ist es notwendig, sich das gegensätzliche Verhältnis anzuschauen, in welches das Schicksal ihn schon von seiner Geburt an zu dem großen Dichter gestellt und ihn veranlaßt hatte, an denselben einen fremden und daher falschen Maßstab zu legen.

Goethe wie Börne waren aus Frankfurt am Main gebürtig, wo sie in einem Zwischenraume von 37 Jahren das Licht erblickten. Frankfurt war eine alte Reichsstadt, eine Festung, in welcher Thore und Türme die Grenzen der Stadt in älterer Zeit bezeichneten. Außen um diese waren dann aufs neue Thore, Türme, Mauern, Brücken, Wälle und Gräben errichtet, welche die neue Stadt umgaben. Es war eine Festung, welche wiederum eine Anzahl kleiner Festungen enthielt, nämlich Klostergebäude und burgartige Gehöfte, welche befestigten Plätzen glichen. Die Stadt schien, umgeben von einem uralten Glanze

und ehrwürdiger Selbständigkeit, unantastbar. Es war eine Patrizierrepublik, in welcher der Fremde für rechtlos angesehen wurde. Wehe dem, der vor einem Frankfurter Gerichtshofe einen Streit mit einem Frankfurter Bürger hatte — selbst wenn er auf seiner Seite das sonnenklarste Recht gehabt hätte! Die herrschenden Familien hielten zusammen und erwiesen einander unter allen möglichen Formen Hochachtung. Irgendwie an den alten politischen oder sozialen Einrichtungen zu rühren, war ganz undenkbar. Die Obrigkeit besaß keine Unternehmungslust und die Einwohner hatten nicht die Empfindung, daß sich hier auch nur das Gewöhnlichste verändern könnte. Kein Gedanke an politische Zusammengehörigkeit mit dem übrigen Deutschland. Damals war in Deutschland jede Stadt, und in jeder Stadt jedes Viertel eine kleine Welt für sich.

Goethe war ein Patrizierkind der Stadt. Sein Vater war kaiserlicher Rat. Als der Jüngling seine Vaterstadt gründlich kennen gelernt hatte, mußte es ihm erscheinen, als hätte er vom Schicksal unmöglich etwas Anderes zu erwarten, als ein bürgerliches Glück in Frankfurt. Denn die Stadt hielt ihn gefangen: die Familien bemächtigten sich des schönen und hochbegabten jungen Mannes, die Frauen verhätschelten ihn, die Tradition verpflichtete ihn. Da war nichts, was ihn nach den großen Städten hätte führen können, nach Wien oder Berlin. Die lagen so weit von Frankfurt entfernt, wie heute Rom und St. Petersburg. Das Schicksal schien ihm bestimmt, zuerst Rechtsgelehrter, dann Ehemann, Beamter, Hausbesitzer und die litterarische Berühmtheit seiner Vaterstadt zu werden. (H. Grimm, Goethe.)

Auch Börne wurde in Frankfurt geboren, aber im Judenviertel. Zu seiner Zeit war es ein Unglück, als Jude in Deutschland geboren zu sein; denn die Juden besaßen dort, wie anderswo, keine bürgerlichen Rechte. Aber ein besonderes Unglück war es, als Jude in Frankfurt am Main geboren zu sein. Denn in den übrigen großen Städten hatten schon zu dieser Zeit die gesellschaftlichen Verhältnisse bis zu einem gewissen Grade der politischen Ausschließung abgeholfen. Die israelitischen Häuser waren sowohl in Wien wie in Berlin als Mittelpunkte

vorurteilsfreier Bildung und geistvoller Unterhaltung sehr gesucht. Geistreiche Jüdinnen, wie Rahel Levin, anmutige, wie Henriette Herz, Baronin Arnstein, Baronin Grotthuis, die Gemahlin des Fürsten Reuß, und viele andere sollten bald tonangebend in Preußens und Oesterreichs Hauptstädten werden. Aber in Frankfurt waren die Schranken zwischen den Konfessionen auch durch alle Lebensverhältnisse gezogen.

Alle Juden waren gezwungen, in der schmalen, elenden, übervölkerten Judengasse zu wohnen, welche seit 1462 volle 334 Jahre ihr einziger Aufenthalt blieb. Der aus Romanen bekannte Gegensatz zwischen der äußeren Unansehnlichkeit und der inneren Herrlichkeit in den Ghettos fand sich hier nicht; das Innere der Häuser deckte sich mit ihrem Aeußern; es konnte keine Rede davon sein, in diesen kleinen dunklen Räumen Pracht oder Geschmack an den Tag zu legen. Uebrigens konnte man sich keine bessere Meinung von dem Leben bilden, das hier geführt ward, als in den letzten Jahren, wo eine Seite jener Gasse vollständig niedergerissen wurde und eine einzige abgestumpfte Reihe verunstalteter, buckliger, zusammengedrückter, lichtscheuer Häuser, in denen die einreißende Axt tiefe Löcher geschlagen hatte, an das volle Tageslicht trat; es schien, als ob ihre kleinen Gucklöcher hiervon geblendet, gleichsam mit den Augen blinzelnd, sich schließen wollten.

Mit Einbruch der Dunkelheit wurden hier alle Bewohner des Ghettos eingeschlossen. Gingen sie am Tage in den Straßen oder um den Wall, so durften sie nie den Bürger- oder Fußsteig betreten, nur den Fahrweg. Vor jedem Vorübergehenden, der ihnen sein „Mach mores, Jud'!" zurief, mußten sie den Hut tief ziehen. Um ihre allzugroße Vermehrung zu verhindern, war es nur 14 Paaren in jedem Jahre gestattet, zu heiraten. Obschon die Juden bereits damals in Frankfurt wohlhabend waren und Rothschild an ihrer Spitze hatten, so waren doch auch im Gesellschaftsleben zwischen den Glaubensgemeinschaften streng beobachtete Grenzen gezogen, und selbst die Freimaurerlogen, welche doch der „Bruderliebe" und der Verehrung des „höchsten Wesens" geheiligt waren, schlossen sich gegenseitig ab und mauerten jede nach ihrer Konfession.

Im Hause Nr. 118 der jetzt verschwundenen Judengasse wurde am 6. Mai des Jahres 1786 als dritter Sohn des „Handelsjuden Jakob Baruch" der Mann geboren, der später (1818), kurz vor seiner Taufe, den Namen Ludwig Börne statt des ihm nach seiner Geburt beigelegten „Juda Löw Baruch" annahm. Die Familie war außergewöhnlich angesehen. Börnes Großvater war ein sehr reicher und vor allem wohlthätiger Mann; er ließ eine Synagoge erbauen und schenkte sie vollständig ausgestattet der Gemeinde. Er war der Geschäftsagent des Deutschen Ordens in Neckarsulm und wurde in Folge seiner Tüchtigkeit und Ehrlichkeit nach Mergentheim, dem Sitze des Ordens, berufen, wo er ansässig ward. Als später der kurfürstliche Stuhl frei wurde, leistete er bei der darauf folgenden Wahl dem Hause Habsburg so wichtige Dienste, daß ihm Maria Theresia aus Dankbarkeit in einem eigenhändig unterzeichneten Dokument für sich und seine Nachkommen besondere Vergünstigungen für den Fall zusagte, daß er seinen Aufenthalt in Oesterreich nehmen würde. Sein Sohn, Jakob Baruch, schien des Vaters Geschäftstüchtigkeit und Klugheit, doch ohne dessen orthodoxe Frömmigkeit geerbt zu haben. Er war ein gewandter Geschäftsmann mit diplomatischer Begabung, und von den Höfen und hohen Beamten wegen seiner Menschenkenntnis, seines klaren Verstandes und seines „Phlegma" sehr geschätzt. Er hatte als nüchterner kluger Mann zur Genüge vom Lauf der Welt gelernt, daß sich ein Mann in seiner Stellung behutsam und bescheiden zu benehmen habe, um keinen Haß herauszufordern. In religiöser Hinsicht war er ein aufgeklärter Mann, welcher sich persönlich von dem beschwerlichen jüdischen Zeremoniell bedrückt fühlte, das er, zumeist seinem Vater zuliebe, mit seinem ganzen Hause zu beobachten genötigt war, und erst spät versuchte er sich davon zu befreien. Als Sohn eines reichen Mannes hatte er sich verschiedene theoretische Kenntnisse erworben und soll sogar in Bonn zusammen mit dem Fürsten Metternich die Schule besucht haben. Aus Vorsicht gab er aber dem einzigen Lehrer seines Sohnes den strengen Befehl, dessen Unterricht auf das Altjüdische, die Bibel, das Gebetbuch und den Talmud zu beschränken.

Der Knabe war still und scheu und blieb es auch als Kind. Seine Mutter liebte ihn wenig und da er mit der alten, allmächtigen Dienstmagd stets auf dem Kriegsfuße stand und auch von seinem Vater, vermeintlich zu seinem Besten, streng behandelt wurde, so mußte er sich in jedem Punkte, wo er seinen Willen geltend machen wollte, unterordnen. Und so kam es, daß er bei seiner ersten Berührung mit der Welt schon abgestumpft in seinem Gefühlsleben, aber doppelt geweckt in seinen Verstandeskräften, Alles aus dem Gesichtspunkte des Verstandes auffaßte. Was ihm da widerfuhr, war dumm oder nicht dumm, nichts weiter.*)

Das häusliche wie kirchliche religiöse Zeremoniell erweckte als totes Ritual seinen Abscheu. Der häusliche religiöse Unterricht übte einen ebenso geringen Eindruck auf ihn aus, als der Besuch der Synagoge. Gewisse Gebete, z. B. das um Wiedereinführung des Opferdienstes, mißfielen ihm trotz seiner Knaben-Frömmigkeit. Zum Entsetzen seiner Umgebung sagte er: das ist ein dummes Gebet. Er nahm das, was er lernte, und woran sein Lehrer selbst nicht glaubte, als rein gedankenloses Wissen, welches er auch ebenso schnell wieder vergaß, in sich auf. Und in der That verstand er als Erwachsener kein einziges hebräisches Wort mehr, wie er auch nicht den geringsten Begriff von den jüdischen Gebräuchen hatte, er empfand sogar nicht einmal irgend ein warmes Gefühl für das alte Testament, das Heine doch so sehr begeisterte. Er, der selbst an einen alttestamentarischen Propheten gemahnt, giebt in all seinen Schriften keinen einzigen Hinweis auf die Propheten. Er spielt nur selten auf biblische Erzählungen an, dann aber ganz kalt, wie auf bekannte Bilder, und doch sollte man glauben (wie Steinthal fein bemerkt), daß gerade eine solche Stelle, wie Samuels republikanische Warnung vor dem Königtum, ihn ganz ausnehmend hätte ansprechen müssen; er aber zitiert sie „etwa wie eine äsopische Fabel".**)

Schillers Abhandlung „die Sendung Mosis" war der

*) Gutzkow, Börnes Leben. — M. Holzman, Ludwig Börne.
**) Steinthal, Ludwig Börne. — Ill. dtsche. Monatshefte. Juni 1881.

erste Hauch einer rationalen Religionsauffassung, welcher dem Knaben nahte. Sie machte tiefen Eindruck auf ihn und erschütterte seinen Glauben. So naiv sich diese Abhandlung auch zur biblisch-glaubhaften Darstellung verhält, so revolutionär mußte sie doch auf den jugendlichen Leser wirken, der hier zum ersten Male seines Volkes und dessen Gesetzgebers vornehmste Begebenheiten ohne das geringste Wunderbare dargestellt sah, während sogar das „Schicksal" die Rolle der Vorsehung vertrat.

Einige Anekdoten aus Börne's Knabenjahren mögen hier das Erwachen der Kritik im Geiste des Knaben veranschaulichen und das Wechselspiel der Kräfte zeigen, welche seinen Charakter bildeten.

Infolge starken Regens war eines Tages, während der junge Börne mit seinem Lehrer außerhalb der Thore Frankfurts einen Spaziergang machte, der Fahrweg gänzlich aufgeweicht. „Laß uns hinüber auf den Fußsteig gehen", sagte der Knabe. „Weißt du nicht," antwortete der Lehrer, „daß der Fußsteig uns verboten ist?" Des Knaben Antwort „es ist ja Niemand da, der es sieht", gab dem Lehrer zu einer moralischen Ermahnung und zu einigen Worten über die Heiligkeit des Gesetzes Veranlassung. Börne entgegnete „das ist ein dummes Gesetz." Der Lehrer hütete sich wohl, des Knaben Erbitterung zu verstärken, aber es bot sich hierzu so mancher Anlaß. Gab es irgend eine öffentliche Belustigung im Freien, so durfte kein Jude dabei zugegen sein, selbst nicht, wenn ein Luftballon aufstieg. Bei jeder Festlichkeit, z. B. wenn die Stadt in Folge Einzugs fürstlicher Persönlichkeiten geschmückt war, wurden die Juden in ihrer Gasse eingeschlossen. Als sich bei der Krönung Kaiser Leopolds II. einige wenige der angesehensten hinausgewagt hatten, wurden sie angehalten und auf die Hauptwache gebracht. Der Zutritt zu den meisten Gasthöfen und zu allen freien Plätzen war ihnen verboten. Als allgemeine Regel für das Betreten von städtischem Gebiet galt: wo irgendwie grüner Platz ist, da soll kein Jude sein. Am Sonntag wurden die Thore der Judengasse sogar um 4 Uhr nachmittags geschlossen, und nur derjenige bekam die Erlaubnis zu passieren, welcher einen Brief auf die Post bringen, oder von der Apotheke Medi-

zu holen sollte; es stand stets eine Wache am Thore. Der kleine Börne pflegte zu sagen, „ich gehe nur deshalb nicht aus, weil die Schildwache stärker ist als ich." Auch gab der Knabe bei dem sich frühzeitig eine bleibende Neigung zum Wohlthun offenbarte, einmal, als er von einem christlichen und jüdischen Bettler zugleich angesprochen wurde, dem ersteren alles Geld, das er bei sich trug. „Warum giebst du nicht Deinem Volke den Vorzug?" fragte sein Lehrer — „weil in Salomos Sprüchen geschrieben steht, daß wir glühende Kohlen auf das Haupt unserer Feinde sammeln sollen", war des Knaben Antwort. Der gewissenhafte Lehrer wies diesen Beweggrund damit zurück, daß er entgegnete, es beruhe auf falscher Voraussetzung, daß die Christen die Feinde der Juden seien!

Es ist leicht begreiflich, daß solche Kindheitseindrücke Börne seine Abstammung weit drückender empfinden ließen, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Er hatte weder diese, noch die vielen rohen Demütigungen aus seiner Jugendzeit vergessen können, und in seinen reiferen Jahren sorgten seine zahlreichen Angreifer und Verteidiger, die sich unausgesetzt damit beschäftigten, dafür, daß sie ihm stets in Erinnerung blieben. Hierüber schreibt er an einer Stelle in seinen „Briefen aus Paris" (7. Februar 1832): „Es ist wie ein Wunder! Tausendmale habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die Anderen verzeihen es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kommt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höheren Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräte sind."

Man kann jedoch nicht behaupten, daß sich bei Börne hinsichtlich seiner jüdischen Abstammung irgend eine große Empfindlichkeit entwickelte. Wenn er auch mehr als einmal mit großem Unwillen gegen die Unterdrückung der unglücklichen Ghetto-

bewohner geschrieben hat, so konnte er doch nicht, wie es Viele von ihm erwarteten, mit größerer Wärme für die Befreiung der Juden als für andere Fragen verwandter Art eintreten. Ein Freiheitsstreben, welches sich darauf beschränkte, hielt er für einseitig und egoistisch. Hierzu kam aber noch, daß er einen Widerwillen und eine Mißstimmung gegen die Juden nährte, welche auf dem Abscheu beruhten, den ihm, dem Poeten und Idealisten, der Handel in Frankfurt, der zumeist in Bankiergeschäften bestand, frühzeitig eingeflößt hatte. Mit wahrem Entsetzen hörte er einen Frankfurter Kaufmann mit Leidenschaft und Begeisterung von Rothschild oder der österreichischen Anleihe „wie einen Kunstfreund von der Malerei Rafaels“ sprechen. Im Jahre 1822 schrieb er: „Der Widerwille gegen Handelsleute und Juden als solche ist bei mir auf den höchsten Grad gestiegen, seitdem ich, entfernt von Frankfurt, gesehen habe, was das eigentlich heißt, sein Leben zu genießen.“

Börne mangelte keineswegs das Verständnis für den Nutzen und das Großartige bedeutender Handelsunternehmungen. Hamburgs Börse und Hafen erregten wenige Jahre später seine lebhafteste Bewunderung. Aber die Geschäftsleute Frankfurts und vor allem Rothschild, schienen ihm mit ihren Staatspapier-Spekulationen gerade mit dem, was ihm am allerverhaßtesten war, mit Deutschlands Zersplitterung und dem Metternich'schen System in enger Verbindung zu stehen. Es wimmelt in seinen Schriften von Ausfällen gegen „die deutschen adeligen Juden, die sich mit allen Ministern und fürstlichen Maitressen duzen“ und sich deshalb nur wenig um die Freiheit der Polen kümmern. Rothschild ist ihm besonders das Symbol des Bösen: „wenn der Jude Rothschild König wäre, und sein Ministerium aus Wechselmaklern bildete, es könnte nicht niederträchtiger regiert werden .... Rothschild aber wird bestehen bis an den jüngsten Tag — der Könige. Welch ein Ultimo! Wie wird das krachen!“ Seine Erbitterung geht so weit, daß er es eine Schande nennt, als Rothschild in Paris dafür, daß er trotz wiederholter Mahnung sich weigerte, sein Kabriolet nummerieren zu lassen, nur zu zwei Tagen Gefängnis verurteilt wurde. Börne hat natürlich nichts Persönliches gegen ihn, aber er verabscheut ihn „als den

großen Makler bei allen Staatsanleihen, welche den Fürsten die Macht verleihen, der Freiheit zu widerstehen." Da er nach der Julirevolution immer eine neue, große Umwälzung als nahe bevorstehend betrachtet, so findet er es — übrigens mit Unrecht — dumm von den Juden, daß sie es überall in Europa mit den Machthabern halten. Dagegen erklärt er mit Recht die Juden für „dümmer als das Vieh", wenn sie sich einbilden, bei einer etwaigen Revolution von den Regierungen beschützt zu werden. Mit gesundem, politischem Blick erkennt er — was die Erfahrung in Rußland bestätigt hat — daß man sie vielmehr dem allgemeinen Volkshaß preisgeben würde, um sich dadurch gewissermaßen die Revolution fern zu halten.*)

Börnes Geburt außerhalb der christlichen Gesellschaft rief, wie man sieht, keine besondere Sympathie für seine Stammesgenossen wach. Es entwickelte sich aber in Folge dieses frühzeitigen Zwangsverhältnisses während seiner freudearmen Kindheit, in Folge der Kälte von Seiten seiner Eltern und im Verein mit dem steten Anblick der Sucht nach Gewinn, einer feigen Vorsicht und all jener Laster, welche die Unterdrückung freigebig innerhalb einer solchen Umgebung zu erzeugen pflegt, ein Charakter, welcher so stark war, daß man ihn niemals biegen, erweichen oder brechen konnte und von dessen diamantharter Festigkeit alle Schmeichelei und jeder Machtspruch abglitten. Zugleich aber war dieser Charakter hermelinartig in seiner Reinheit und enthielt eine Strenge, welche sich bald in das Gewand der humoristischen Satire, bald in das höhnenden Ingrimms hüllte, und, von einem Gerechtigkeitsgefühl ausgehend, in seiner Leidenschaft flammend werden konnte. So wurde er als Schriftsteller für Deutschland ungefähr das, was Paul Louis Courier für Frankreich gewesen ist, d. h. ein politischer Tribun, der ebenso freiheitsliebend und satirisch war, als der Franzose, aber weniger scharfsichtig auf politischem Gebiet. Als Mann von Herz aber besaß er reichere Phantasie,

*) L. Börne's ges. Werke. Reclam. Bd. 3 S. 112, 129, 167, 173, 209, 244, 259, 313.

ein größeres Pathos und ein bedeutend reicheres Naturell als jener.

Denn Festigkeit des Charakters schloß bei ihm nicht sanftes Gemüt aus. Dieser schwache, stets kränkelnde Knabe, der in einer Gasse ohne Sonne, ohne frische Luft und ohne Verkehr mit der Natur aufwuchs, war im Grunde eine weiche Seele. Dieser Same der Sanftmut wurde vielleicht so frühzeitig in seinem Gemüte durch das Lesen Jean Pauls entwickelt, welcher den größten Einfluß auf die Bildung seiner Anschauungsweise und seines Stiles ausübte. Als Schriftsteller stammt er selbst in gerader Linie von Jean Paul ab, welcher in seiner trüben Jugendzeit sein bester Trost gewesen war. Er faßte Jean Paul als den Dichter all derer auf, die in Niedrigkeit geboren waren. Er liebte ihn als den Fürsprecher all derer, denen Unrecht geschieht. Er sah in ihm einen Priester des Rechts und einen Sanftmuts-Apostel. Seine berühmte Gedächtnisrede auf ihn giebt sowohl einen Einblick in seine Jugendschwärmerei, als auch Zeugnis davon, was er sich vom Jean Paul'schen Stil anzueignen gesucht hat. Zwischen den kunstvollen Antithesen macht sich seine Gemütsbewegung bei den Worten geltend: „Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Anderen, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber seine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und erwartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und die Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe."

Auch in den folgenden Zeilen liegt eine geistvolle Charakteristik: „In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Türme, Tempel und Paläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer . . . Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz."

Von Anbeginn an war es vielleicht Jean Pauls politische Haltung gewesen, die ihn bezauberte. Jener trat frühzeitig

in der deutschen Litteratur als Erbe von Herders weltbürgerlichen Gefühlen und Lehren auf. Herder hatte stets Liebe zum Menschengeschlecht auf Kosten des Nationalgefühls und des Nationalhasses gepredigt. Jean Paul verkündete nach ihm allgemeine Verbrüderung der Menschen. Und hierzu kommt, daß ein unbestimmter politischer Freisinn, welcher etwa der Erklärung der Menschenrechte entspricht und ihn elektrisiert hatte, alle seine Schöpfungen beseelt, während er die Fürsten, die Höfe und die ganze vornehme Welt fortwährend mit Ironie behandelt. Jean Paul betrachtet bald das goldene Zeitalter, wo nur Einzelne, nicht mehr die Völker sündigen, wo auch das Kriegsgespenst verschwunden sein wird, als nahe bevorstehend, bald wieder verlegt er es in größere Ferne, aber der Eindruck dessen, was man die Schnelligkeit des historischen Fortschrittes nannte und nennt, ließ Beide, Meister und Schüler, die allgemeine Weltverbrüderung in nicht mehr weite Ferne gerückt sehen.

Doch nicht nur dies großartige Zukunftsbild, sondern auch das Satirische und Idyllische in Jean Pauls Talent gefiel Börne in hohem Maße. Er entnahm von Jean Paul gewisse komische deutsche Städtenamen (Kuhschnappel, Flachsenfingen), und ahmte als junger Mann dessen humoristische Manier in seinen kleinen novellistisch-journalistischen Aufsätzen nach, wie in dem Scherzstück „der Eßkünstler“, in „Allerhöchstdieselben“, in „Hof- und Kommerzienräte“, in „Turn- und Taxische Post“ 2c., nur hielt er sich näher an die Wirklichkeit und die entsprechende Oertlichkeit als Jean Paul dies gethan hatte. Wie jener, so griff auch er unter schalkhafter Form Staat, Kirche, Verwaltung, Sitte und Ordnung an, ohne weder über seines Vorgängers reiche Beobachtungsgabe gebieten, noch ihm in Anbetracht seiner vielseitigen Kenntnisse nahe kommen zu können.

Dafür aber hat er als Stilist große Vorzüge vor Jean Paul. Börne, dem jeder tiefere Kunst- und feinere Formsinn mangelte, hatte das Unkünstlerische bei Jean Paul als ungekünstelt gefallen. Er hatte nicht gefühlt, daß dieser Ueberfluß an Bildern von überall her zusammengeschleppt war, und nur selten aus der Sache selbst entsprang. Diese orientalisch-

üppigen Gleichnisse und der Blumenreichtum in der Sprache hatten ihm als poetisch zugesagt. Sein Ohr hatte in dem Mangel an Poesie bei den Perioden, in dem schweren Ballast unzählig eingeschobener Sätze nur Zeugnisse von Natürlichkeit seines Vortrages empfunden. So war auch für ihn Goethes Plastik einfach Kälte, und dessen unpersönlicher Stil aus seiner späteren Zeit ihm ein Greuel. Das lebendige, unruhige „Ich“ in Jean Pauls Schriften fühlte er beim Lesen derselben dem eigenen warmfühlenden und leidenschaftlichen Ich eng verwandt.

Unwillkürlich bildete er so den Jean Paul'schen Stil nach seiner Individualität um, die sich schon in seinen ersten Briefen aus Paris kundgiebt, eine Individualität, deren Eigentümlichkeit sich wohl anpaßte und entfaltete, sich aber nie änderte.

In seinem Innern war keine Wildnis und kein Urwald, wie bei Jean Paul. Er dachte nicht an zehn Dinge auf einmal, wie jener, bei dem sie sich Alle ineinander verflochten. Nein, bei ihm waren sowohl die Phantasie wie der Verstand klar und im Ausdruck knapp. Frühzeitig hatte er sich durch das Lesen Johann von Müllers dessen bündige Tacitus-Kürze angeeignet. Der Gang seiner Vorstellung war von Anfang an halb französisch, halb jüdisch, auf Antithese und Kontrast gerichtet. Er liebte die Symmetrie der Gedanken und Worte, sein innerliches Tempo war schnell, sein Atemzug als Schriftsteller kurz. Daher seine kurzen Sätze, starke und bissige Sätze im Hundetrab, keine Perioden. Einige Bilder, doch nicht so viele, daß sie einander verdrängten, duldete er, diese sollten besonders treffend und bezeichnend sein. Er holte dieselben nicht wie Jean Paul aus Heften und Notizen hervor, sondern sie kamen ihm von selbst in bald bescheidener oder reichlicher Fülle. Seine vielen Gleichnisse stellte er scharfsinnig genug in seinen Sätzen fast algebraisch auf, so daß sie eher den Eindruck von Gleichungen, als den loser Blumen machten.

Sein ganzes individuelles Wesen bildete sich allmählich in einen ganz eigentümlichen humoristischen Stil aus. Börnes Humor erstreckt sich nicht wie bei Jean Paul durch weitläufige und breite Untersuchungen, Erzählungen und Romane. Er hat nie irgend ein politisches, poetisches, kritisches oder historisches

Werk von nur einigem Umfange hervorbringen können; er konnte keine Bücher, nur einzelne Seiten schreiben. Er war in seinem innersten Wesen journalistisch veranlagt.*) Hierauf beruht die eigene Art seines Humors.

Er besaß den scherzenden Witz, aber nicht weniger auch sarkastischen, welcher schmerzend traf und zugleich mit einem indirekten Anruf an das Gefühl ergriff und rührte. Seine Bitterkeit in Klage und Anklage äußerte sich in der versöhnenden Form des Trostes, und seine Melancholie erhob sich durch ein Lächeln oder einen tollen Einfall über Zeit und Umgebung. Etwas Aehnliches könnte man mit Recht auch von anderen großen Humoristen sagen. Das für Börne (im Gegensatz zu Sterne, Jean Paul u. and.) Eigentümliche beruht zuerst auf einem Ergriffen- und Benommensein, womit er gegen alle Begebenheiten der Umwelt, welche in seinen Gesichtskreis gelangen, Widerstand leistet. Selbst eine geringfügige Begebenheit bringt alle Saiten seines Wesens in Schwingungen, und wohl gemerkt, nur eine solche aus dem wirklichen und besonders dem öffentlichen Leben; ferner beruht seine Eigentümlichkeit darauf, daß alle Begebenheiten, welche erfolgen, ein und denselben Punkt in seinem Seelenleben berühren: eine Freiheitsliebe, welche ein Ergebnis des strengsten Rechtsgefühls war. Ganz meisterhaft hat Steinthal, einer seiner Kritiker, entwickelt, wie dies mit seinem Mangel an Kraft, ein großes Ganzes zu schaffen, zusammenhängt. Er dachte nie streng wissenschaftlich und verband niemals die vielen Einzelheiten, welche ihn allmählich beschäftigten und ergriffen, gegenseitig mit einander, sondern er stellte jede derselben in ein Verhältnis zum Mittelpunkt seines Wesens.**)

Sein Humor verband die jämmerliche Wirklichkeit mit der idealen Forderung seines Innern, allein er gab kein Bild von den verschiedenen Elementen der Wirklichkeit, sondern er fing sie

*) „Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beschien, was jede Nacht bedeckte, dieses zu besprechen, hatte ich Lust und Mut."

**) Im Zentrum seines Geistes trafen unzählige Strahlen zusammen, nur daß dieselben durch keine Peripherie verbunden waren.

Steinthal.

nur alle in demselben Brennpunkt auf. Leicht begreiflich ist es daher, daß Börne in Folge dieser seiner Veranlagung Schiller weit über Goethe und wiederum Jean Paul über Schiller stellen mußte. Auch das ist höchst bezeichnend, daß er gegen Schiller nicht Unvollkommenheit in der rein poetischen Ausformung, sondern Mangel an sittlicher Idealität einzuwenden hat. Man ist gewohnt, Schiller in dieser Hinsicht als unangreifbar zu betrachten, aber für Börne's rücksichtslose Strenge in der sittlichen Forderung ist er dies nicht. Lehrreich ist auch Börne's Beurteilung von Wilhelm Tells Charakter. Für ihn ist Tell nur ein großer Philister, ein guter Bürger, Vater und Ehemann, aber ein Mann, dessen Charakter die Unterthänigkeit ist. Auf dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkamen, fehlt sein Schwur; er hatte nicht den Mut, sich zu verschwören. Wenn er sagt: „Der Starke ist am mächtigsten allein" — so ist das für Börne nur die Philosophie der Schwäche: wer freilich nur soviel Kraft hat, gerade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein; wem aber nach der Selbstbeherrschung noch ein Ueberschuß davon bleibt, der wird auch andere beherrschen und mächtiger werden durch die Verbindung. Und der Kritiker geht nun Punkt für Punkt Tells Handlungsweise durch. Tell versagt dem Hut auf der Stange den Gruß; aber das ist nicht der edle Trotz der Freiheit, das ist nur Philisterstolz, ein Gemisch von Ehrgefühl und Furcht. Er geht mit niedergeschlagenen Augen am Hut vorüber, damit er sagen könne, daß er ihn nicht gesehen habe. Als ihn Geßler wegen seines Ungehorsams zur Rede stellt, ist er demütig, so demütig, daß man sich seiner schämt. Er sagt, aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen.

Börne hatte kein Verständnis für den Apfelschuß: „Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Weshalb erschoß Tell nicht sofort den Tyrannen, statt wie ein Weib für sich zu bitten und sein „lieber Herr, lieber Herr!" zu sagen, wofür er Ohrfeigen verdient hätte!" „Und", fährt Börne fort, „ist es nicht Verrat, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hilfe anvertraut — der Feind dem Feinde

— dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme preisgiebt? Den stärksten Anstoß nimmt Börne an jener Gegenantwort:

> Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
> Getrau' ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
> So ward ich meiner Bande los und stand
> Am Steuerruder und fuhr redlich hin;

„Das nennt er redlich hinfahren! Wie ist nur der schlichte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung geraten?.. Jetzt kommt Geßlers Mord. Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich und tötet ohne Gefahr seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte!"

Es kann bei einem Manne, in dessen geistigem Organismus sich das Rechtsgefühl zu solcher Schärfe und Feinheit entwickelt hat, daß es förmlich das eigentliche ästhetische Gefühl vertrat, nicht verwundern, daß ihm das Organ für Goethe, dessen Gerechtigkeitstrieb verhältnismäßig unentwickelt war fehlen mußte. — —

Nach einem Aufenthalt von nur wenigen Jahren bei einem Professor in Gießen wurde der junge Börne im Jahre 1802 nach Berlin geschickt, da seine Lust zum Studieren die Bedenken seines Vaters überwand: er konnte in Folge seines Glaubens nur Arzt werden und gerade hierzu verriet er die wenigste Anlage. Er kam in das Haus des seinem Vater befreundeten, bekannten Arztes und Kantianers Markus Herz, dessen öffentliche Vorlesungen über Philosophie sich eines so großen Zudranges der besten Gesellschaft erfreuten, daß er — viele Jahre vor Errichtung der Universität — auf Lebenszeit zum Professor der Philosophie mit Gehalt ernannt wurde. Er war ein bedeutender Arzt, ein klarer Denker und tüchtiger Redner, ein Freund Lessings, dessen Poesie er nicht minder hoch schätzte als seine Kritik, wogegen ihm die Mystik der romantischen Schule, besonders diejenige Hardenbergs Unsinn und ein Greuel war. Da er bereits im Jahre 1803 starb, so konnte er keinen bedeutenden Einfluß auf Börnes Entwickelung ausüben. Einen desto stärkeren Eindruck rief aber auf den Jüngling dessen berühmte, um 17 Jahre jüngere Gattin Henriette, geb. Lemos

hervor. Erst zwölf Jahre alt, war sie ungefragt mit dem älteren Herz verlobt worden. Hervorragend schön, ungemein sprachkundig, von den bedeutendsten Männern der Wissenschaft, wie von den ersten Schriftstellern jener Zeit gesucht, führte sie eins der am meisten genannten, angesehenen und gastfreien Häuser Berlins. Sie war damals 38 Jahre, Börne 16 Jahre alt; das verhinderte den jungen Menschen natürlich nicht, sich Hals über Kopf und hoffnungslos in dieses schönste und herrlichste weibliche Wesen, das er bis jetzt gesehen hatte, zu verlieben.

Die reizende Henriette bildete schon in ihrer äußeren Persönlichkeit den schärfsten Gegensatz zu ihrem kleinen, klugen und häßlichen Manne: sie war eine vollendete Schönheit, ihr Kopf klein wie auf den griechischen Statuen, ihre Gestalt hoch und majestätisch wie diejenige der Königin Luise. Unter den Freunden hieß sie entweder die „tragische Muse" oder die „schöne Tscherkessin". Sie wurde von Wilhelm von Humboldt, von Mirabeau, von Schleiermacher angebetet, und nach ihres Mannes Tod war sie von einer Schar vornehmer Herren umgeben, welche vergebens um die Hand der schönen Witwe warben. Sie schlug jede Werbung aus, und wies trotz ihrer Armut auch die Hand eines der reichsten deutschen Grafen ab. Königin Luise ehrte sie mit dem Antrage, Erzieherin ihrer ältesten Tochter Charlotte, der späteren Kaiserin von Rußland, zu werden. Da sie ihren Glauben ihrer alten Mutter zu Liebe damals nicht wechseln wollte, so entsagte sie auch hier. Sie war so streng tugendhaft, wie sie entzückend schön war, und wenn sie auch, den Sitten jener Zeit gemäß, verschiedenen Männern eine größere Vertraulichkeit gestattete, so hielt sich diese stets innerhalb der Grenzen reiner Freundschaft.

In ihrem Kreise unterschied man zwischen erlaubter Koketterie, welche darauf ausging, den Mann ganz zu gewinnen, und unerlaubter, welche nur die Sinne erobern wollte. Sie gehörte selbst zu der gefährlichen Klasse der tugendhaften Koketten. Ohne Temperament aber einer moralisierenden Empfindelei verfallen, stiftete sie, die jüngere, einen „Tugendbund", in welchem Wilhelm von Humboldt die Hauptrolle spielte, außerdem zählten sowohl alte wie junge, berühmte und unberühmte Männer zu

dessen Mitgliedern. Man sagte „Du" zu einander, schrieb sich lange Briefe, zuweilen in fremder Sprache oder mit griechischen und hebräischen Buchstaben, wechselte Ringe und Silhouetten, setzte sich gegenseitig die „moralische Entwickelung" zum Ziel, erstrebte „das Glück durch Ergebenheit" aber ohne Pflichten, denn die Ergebenheit kennt solche nicht, und entfernte alle konventionellen Schranken des Anstandes — doch in aller Zucht und Ehrbarkeit. Rahel spottete darüber, sie wollte da nicht mit hinein!

Ihre gegenseitigen Briefe glichen vollständig denen, welche etwas später in Dänemark Kamma Rahbek und Molbech mit einander wechselten. Man findet hier einen Jargon, der vollkommen jenem entspricht, den man dänisch „Bakkehussprache" nennt. Man vertiefte sich in seine eigenen Gefühle und war mit unaufhörlicher Selbstbetrachtung beschäftigt, welche natürlich der Empfindung jegliche Frische raubte. In endlosen Briefen und unter geschriebenen Thränen erklärte der Freund der Freundin und diese dem Freunde, wie sie sich gegenseitig ergänzten und entwickelten. Man entfaserte sich selbst zu Charpie und betrachtete sich in dieser ausgefaserten Gestalt; man sammelte sich nicht zur Mitteilung, sondern kam im Gegenteil vom Hundertsten ins Tausendste. Man preßte sein Inneres, bis es flüssig, bis es Thränen, Herzblut u. dgl. wurde, und schüttete es dann in eines Gleichgesinnten Busen aus, ohne daß jedoch das eigene Selbst durch diese Behandlung merkwürdiger oder originaler wurde.

Die schöne und edle Henriette Herz war auch weniger eine ursprüngliche Persönlichkeit als das, was man eine „Anempfinderin" nennt. Sie eignete sich selten mehr von all den bedeutenden Menschen, mit denen sie in Berührung kam an, als die äußere Kenntnis ihrer Lebensverhältnisse. Hauptsächlich wurde sie durch ihr zärtliches Freundschaftsverhältnis mit Schleiermacher berühmt. Man sprach hierüber in Berlin gar manches, nichtsdestoweniger war es erhaben über alles böse Gerede. Die Gegensätze zwischen der „tragischen Muse" und dem kleinen Schleiermacher, dessen feiner Kopf auf einem zerbrechlichen und etwas verkrüppelten Körper saß, waren zu auf-

fallend. Die Berliner lächelten gutmütig, wenn sie am Abend den kleinen Pastor mit einer am Rockknopfe hängenden Laterne aus Henriettens Haus herauskommen sahen, oder wenn er am Tage, am Arme seiner majestätischen Melpomene hängend, daherschritt. Es kam sogar eine Karikatur heraus, auf der sie ihn — das Juwel, wie man ihn nannte — in der Hand trug, wie man einen Sonnenschirm trägt.*)

Selbst wenn der junge Börne der frische, rotwangige Jüngling gewesen wäre, der er nicht war, würde er kaum irgend welchen Eindruck auf seine stolze und verwöhnte Pflegemutter gemacht haben. So begriff sie auch zuerst nicht, was dem jungen Menschen fehlte, dessen Leidenschaft — wie er sie in seinen Aufzeichnungen geschildert hat — eine echte Schulknaben-Verehrung war, wie sie beim Beginn der Mannbarkeit aus nur halbbewußtem Trieb und überspannter Vorstellung von der Vollkommenheit eines weiblichen Wesens zu entstehen pflegt. Da ein paar Versuche des Siebzehnjährigen, sich durch das Dienstmädchen des Hauses aus der Apotheke Arsenik zu verschaffen, Henriette Herz klar machten, was in ihm vorging, so versuchte sie jetzt nach Möglichkeit, ihn teils durch Güte, teils durch Strenge zur Vernunft zu bringen.**)

Natürlich blieb er dabei, sie zu lieben, zu bewundern, zu verzweifeln, Höllenqualen über ihre Gleichgiltigkeit zu leiden und hinwiederum himmlische Seligkeit über ein Lächeln oder ein freundliches Wort von ihr zu empfinden. Als er sich außerdem mißtrauisch, herb, unvernünftig und launisch im Umgang zeigte, hielt sie es für geraten, ihn von Berlin zu entfernen.

Auf ihre Empfehlung kam er zu Reil nach Halle, wo er seine Studien fortsetzte. Bei seiner Abreise übergab er ihr ein gefühlvolles Tagebuch, welches er wahrscheinlich auf ihren Rat zur Linderung seiner Qual geführt hatte, sowie eine Anzahl an sie gerichteter leidenschaftlicher Briefe. Von Halle fuhr er fort, ihr mit unveränderter Schwärmerei und heftiger Sehnsucht

*) Karl Hillebrand: „la société de Berlin" in „Revue des deux mondes".

**) Fürst, Henriette Herz. S. 185 ff.

zu schreiben, doch bewirkte die Entfernung bald eine solche Aenderung in Börnes Wesen, daß er nicht mehr einzig und allein in der reinen Analyse seines seelischen Zustandes aufging, sondern sich zu ruhiger und unterhaltender Kritik seiner Umgebung und zu einem gewissen würdigen Selbstgefühl, welches mit Selbstkritik verbunden war, erhob. Schon in diesen Briefen begegnet man bei ihm Begeisterung für Ideen, Zorn über Sklavensinn und scharfe Satire im Urteil vereint. Man lernt hier Börnes ursprüngliches Wesen kennen, ein Temperament, für welches Ausschweifungen ebensowenig als der Trunk eine Versuchung waren — eine Natur, welche unter der Schwächlichkeit des Körpers leidet und unter dem inneren Streit, der überall da entsteht, wo sich Mut ohne Kraft, Liebe ohne Gegenliebe und unbestimmte Wünsche, Großthaten ohne deutliches Ziel zu verrichten, vorfinden. Auch die Drohung finden wir hier, wie es, wenn er erst zum Manne gereift, dem Philisterhaufen ergehen soll, der jetzt über ihn lächelt, sowie eine zornige Ahnung zukünftiger Demütigungen und stürmischer Rachepläne für jene Frechen, die ihn wegen seiner Abstammung zu verhöhnen suchen und ihn quälen, weil sie seine Verschlossenheit als Feigheit betrachten.*)

Dieser Jugendaufenthalt in Berlin war für den jungen Börne bedeutsam, nicht nur daß sein Gefühlsleben reifte, sondern es hatte auch die Berührung mit den bedeutendsten Männern jener Zeit im Herzschen Hause viel dazu beigetragen, seine Geistesanlagen zu erwecken.

Er studierte in Halle, als die Schlacht von Jena geschlagen und bald darauf die Universität von Napoleon aufgehoben wurde. Börne ging nach Heidelberg, um seine Studien fortzusetzen; er war erfüllt von patriotischer Begeisterung gegen alles Französische und gab dieser Stimmung in einer Brochüre Ausdruck; die Zensur ließ dieselbe jedoch nicht passieren. Derselbe Siegeszug Napoleons, welcher die Studenten aus Halle

*) Briefe des jungen Börne an Henr. Herz pag 164, 167. „O, wenn ich dies bedenke, wie ein Sturm braust es in meinem Innersten, es möchte die Seele aus ihrem Wohnhaus stürzen, und sich den Leib eines Löwen suchen, daß sie den Frechen begegnen könnte mit Klaue und Gebiß."

vertrieb, hatte auch eine vollständige Umwälzung der politischen Verhältnisse in Börnes Vaterstadt zur Folge. Schon im Jahre 1806 nahm Dalberg als Fürst-Primas des neugegründeten Rheinbundes Frankfurt in Besitz. Zu seinen ersten Regierungshandlungen gehörten wesentliche Verbesserungen und Erleichterungen in der Lage der Juden, bis Napoleon in einer Verordnung vom Jahre 1810 die Ablösung aller Lasten befahl, welche Leibeigene und Juden bedrückten. Im Dezember des Jahres 1811 erhielt die jüdische Gemeinde in Frankfurt gegen die im folgenden Jahre voll ausbezahlte Summe von vierhundertvierzigtausend Gulden die vollen Bürgerrechte. Für Börne hatte dies zunächst zur Folge, daß er das nur widerstrebend betriebene Studium der Medizin aufgab und zu der ihm bis dahin verschlossenen Staatswissenschaft und Jurisprudenz überging, welche ihm den Zutritt zum Staatsdienst eröffneten. Im Jahre 1808 wurde er Doktor der Philosophie.

Sein Vater, der schon mit des Sohnes Unbeständigkeit als Student äußerst unzufrieden war, und nicht zuletzt über einige Bagatellschulden, war jetzt über die Aufgabe des Medizinstudiums nicht weniger mißvergnügt und verlangte, daß er sich selbst ernähren sollte. Er verschaffte ihm eine Anstellung, die in einem drolligen Gegensatze zu Börnes späterer Wirksamkeit als Schriftsteller steht, nämlich ein kleines Amt bei der Frankfurter Polizei.

Er wurde zum Aktuar ernannt, saß in einem alten finstern Zimmer des Römers, visierte Pässe, prüfte Wanderbücher, nahm Protokolle auf und repräsentierte bei feierlichen Gelegenheiten in Uniform und mit Degen bekleidet die städtische Autorität.

Währenddessen begann er als Schriftsteller, und zwar als Mitarbeiter eines Frankfurter Tageblattes mit Artikeln aufzutreten, welche von urdeutscher Beredsamkeit strotzten und von einem vaterländischen Enthusiasmus gegenüber dem starken Korsen diktiert waren, der schon in seinem sprachlichen Ausdruck von heftigster Vaterlandsliebe zeugte. Dahin gehören sein Aufruf an die deutschen Jünglinge, sowie ein Erguß des blindesten und loyalsten Vertrauens zu den deutschen

Fürsten.*) Hinsichtlich des Ausfalls des „Freiheitskampfes" ist er eitel Hoffnung.

Er ahnte gewiß nicht, daß er selbst eins der ersten Opfer des Sieges werden sollte. Kaum hatten im Jahre 1813 die verbündeten Monarchen ihren Einzug in Fankfurt gehalten, als auch Fürst Dalbergs siebenjährige Herrschaft zu Ende war. Das Großherzogtum Frankfurt wurde aus der Zahl der Staaten gestrichen und die alte Verfassung trat aufs neue in Kraft. Die von den Israeliten zu hohen Preisen erworbenen Bürgerrechte kassierte man einfach, selbstverständlich ohne ihnen ihr Geld zurückzugeben. „Es war," schreibt Karl Gutzkow, „als ob die Kuriere, welche zwischen Wien, dem Sitz des Friedenskongresses, und den anderen deutschen Städten, von denen wiederum eine jede ihren Reaktionskongreß besaß, hin- und zurückflogen, Furchen in der blutgetränkten deutschen Erde aufrissen, in die man aufs neue die alte Saat der Vorurteile und Vorrechte zu säen wagte."

Der Fall der französischen Herrschaft beraubte Börne seines Amtes und seine Unglücksbrüder ihrer Menschenrechte. Er war unpersönlich genug, um diese Fremdherrschaft in seinen Gedanken später wie vorher als eine Schmach zu betrachten.

Es kann indessen nicht verwundern, wenn Börne durch Goethes Gleichgiltigkeit auch diesem Ausschlag der großen Reaktion gegenüber in seinem Haß gegen eine Persönlichkeit bestärkt wurde, die ihm von keiner ihm zugänglichen Seite groß erschien. In seiner Ankündigung von Bettinas Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" — vielleicht die verwirrendste Kritik, die Börne je geschrieben hat, sagt er:

„Was macht Goethe, den größten Dichter, zum kleinsten Menschen? Was schlang Hopfen und Petersilie durch seine Lorbeerkrone? Was setzte die Schlafmütze auf seine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältnisse, zum feigen Philister, zum Kleinstädter? Er war Protestant und

*) „Aber laßt uns nicht, männernde Jünglinge, unsere Kraft vergeuden, sondern die Lust in keuscher Ehe umarmen, damit sie fruchtbar und unsterblich werde . . . Es ziemt uns nicht, uns keck in den Rat der Fürsten einzudrängen; sie sind besser als wir."

seine Familie war ratsfähig. Er war schon 60 Jahre alt, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes und Weihrauchwolken unter seinen Füßen wollten ihn trennend schützen vor den niederen Leidenschaften der Thalbewohner — da ärgerte er sich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte und er geiferte gegen die „Humanitätssalbader", die den Juden das Wort sprächen."

Was Börne Goethe am wenigsten von Allem vergeben konnte, das war seine Stellung zu den Großen. Er übersah, daß das Menschenalter, welches er selbst jünger als Goethe war, eine Sphärenveränderung in der Stellung der Schriftsteller zu den Fürsten und zum Publikum bezeichnete. Es lebten im 18. Jahrhundert in Deutschland die Schriftsteller nicht von Honoraren, sondern von denjenigen Leuten, welchen sie ihre Schriften widmeten. Die Dichter waren gezwungen, sich die Gunst eines vornehmen Beschützers zu suchen, adlige Junker zu unterrichten oder junge Prinzen auf ihren Bildungsreisen zu begleiten. Wieland erhielt als Dank für seine Widmungen Geldgeschenke, Schiller empfing mit Freude die Unterstützung, welche ihm der Herzog von Augustenburg von Dänemark verschaffte. Monarchen und Fürsten, hohe Herren und Aristokraten hegten bekanntlich am Ende des 18. Jahrhunderts ein wirkliches, zum Teil großes Interesse für Philosophie und Poesie, für jede neue Wahrheit und Schönheit und behandelten die Schriftsteller ihrer Umgebung wie ihresgleichen. Erst die französische Revolution machte diesem Verhältnisse ein Ende — Goethes Lebensstellung aber war vor der Revolution geschaffen.

Börne las sich fast blind an den abgerissenen Ausdrücken Goethe'scher Fürstenverehrung. Er schrieb sich irgendwo diese Stelle aus Goethes Tagebuch ab: „Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihro, des Großfürsten Nikolaus und Gemahlin Alexanders Kaiserliche Hoheit bei mir im Hause und meinem Garten . . . . . zu verehren. Die Frau Großfürstin, Kaiserliche Hoheit, vergönnten mir, einige poetische Zeilen in das zierlich prächtige Album verehrend einzuzeichnen." Börne fügt hinzu: „Das schrieb er in seinem 71. Jahre, welche Jugend-

kraft!" Je älter Börne wurde, je mehr er sich dazu entwickelte, nichts anderes als die Inkarnation der politischen Ueberzeugung zu sein, ein Wesen, in dem sich die politische Ueberzeugung des ganzen Seelenlebens, des Talentes und Witzes bemächtigt hatte, und bei dem sich dann hieraus eine Art Religion mit den Aeußerungsformen der Religion: Glaube, Andacht, Fanatismus, gebildet hatte — desto wertloser, ja verächtlicher erschien ihm Goethes Zuschauerrolle im politischen Kampfe. An einer andern Stelle schreibt er:

„Goethes Tagebuch, von dem ich Ihnen neulich geschrieben, habe ich nun geendigt. So eine dürre, leblose Seele giebt es auf der Welt nicht mehr, und nichts ist bewunderungswürdiger, als die Naivetät, mit welcher er seine Gefühllosigkeit an den hellen Tag bringt . . . Und solche Konsuln hat sich das deutsche Volk gewählt! Goethe — der angstvoller als eine Maus beim leisesten Geräusch sich in die Erde hineinwühlt, und Luft, Licht, Freiheit, Alles, Alles hingiebt, um nur in seinem Loche ungestört am gestohlenen Speckfaden knuppern zu können — und Schiller, der edler, aber gleich mutlos, sich vor Tyrannei hinter Wolkendunst versteckt und oben bei den Göttern vergebens um Hilfe fleht, und von der Sonne geblendet, die Erde nicht mehr sieht und die Menschen vergißt, denen er Rettung bringen wollte! Und so — ohne Führer, ohne Vormund, ohne Rechtsfreund, ohne Beschützer — wird das unglückliche Land eine Beute der Könige und das Volk der Spott der Völker."

Im Sommer des Jahres 1818 tritt Börne, der bis dahin nur hier und da Brochüren herausgegeben hatte, als selbständiger Journalist auf, indem er die fast ganz von ihm allein verfaßte Zeitschrift „Die Wage" herausgab. Er war der erste Journalist großen Stils, den die deutsche Litteratur hervorgebracht, und er war es, welcher die periodische Presse Deutschlands zu einer Macht erhob. Es ist eine wahre Freude, die jetzt so selten gewordenen Hefte jener alten epochemachenden Zeitschrift „für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst" zu besitzen. Das Mittel, womit sie durchdrang, war der lebendige Stil und der treffende Witz ihres Herausgebers. Sie behandelte Politik, Litteratur und Theater, und hatte Mitarbeiter wie Görres (vor seiner

Bekehrung), Willemer, den rationalistischen Freund Goethes („Suleikas“ Gatten); welches Thema die Zeitschrift aber auch behandeln mochte, stets wurde es in eine politische Farbe gekleidet. Im Laufe der vier Jahre, in denen Börne die „Wage“ herausgab, übernahm er außerdem noch die Redaktion zweier Tageblätter; zuerst die der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“, welche er jedoch in Folge unaufhörlicher Zensurschererereien schon nach drei Monaten aufgeben mußte, dann diejenige des Blattes „Die Zeitschwingen“, welches durch ein Machtgebot unterdrückt und dessen Redakteur zugleich zu einer kurzen Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Darauf reiste Börne zum erstenmal nach Paris, wo er eine Zeit lang als Korrespondent für die verschiedenen Zeitungen Cottas lebte, kehrte jedoch schon 1822 nach Deutschland zurück, wo eine lange und gefährliche Krankheit seine pekuniären Hilfsmittel erschöpfte und ihn zwang, seinen Vater um Beistand zu bitten.

Dieser war äußerst unzufrieden mit ihm. An seinen anderen Kindern erlebte er Freude; aber dieser Sohn, der Doktor, der nichts verdienen konnte, hatte, so behauptete er, ihm schon große Summen gekostet und war doch nichts Anderes, als Verfasser von Artikeln und Schriften geworden, deren Tendenz von seinem Gönner, dem Fürsten Metternich in Wien, durchaus nicht gebilligt wurde. Was hatte er die Großen anzugreifen und sich dadurch Feinde zu schaffen. War das für seine gesellschaftliche Stellung passend? Was bedeutete er überhaupt in der Welt, daß er sich erlaubte, ein so großes Wort zu führen? Jetzt hätte er längst Arzt mit großer Praxis, oder Advokat sein und Rothschilds Prozesse führen können. Statt dessen schrieb er Zeitungsartikel, verreiste das bischen Geld, welches ihm diese einbrachten und versperrte sich mit seinen gottlosen Bemerkungen über die Großen jede Gelegenheit, jemals auf einen grünen Zweig zu gelangen!

Und der Vater kannte die politischen Verhältnisse zur Genüge, um zu wissen, daß der Sohn es durchaus nicht nötig hatte, Arzt oder Advokat zu werden, um eine einträgliche Stellung zu erlangen. Er wußte ganz gut, woher Herr von Gentz und Herr Friedrich von Schlegel ihre Wechsel erhielten. Und endlich

hatte sein Sohn noch Maria Theresias Zusicherung, auf die er sich beziehen konnte.*)

Kaum hatte Börne seine regelmäßige Wirksamkeit als Schriftsteller begonnen, als auch die großen Reaktionäre auf sein Talent aufmerksam wurden. Rahel schreibt in einem Briefe vom 18. Mai 1819, daß ihr Gentz die „Wage" als das Geistreichste und Witzigste, was in jener Zeit geschrieben, als das Beste dieser Art empfohlen habe, was überhaupt seit Lessing erschienen sei. Börnes Vater wußte ganz gut, daß Herr von Gentz den Stil seines Sohnes und Fürst Metternich dessen politische Kenntnisse lobten.**)

Ohne seinen Sohn zu fragen, arbeitete er darauf hin, ihm einen vorteilhaften Baugrund an der Sonnenseite der Gesellschaft zu verschaffen. Als Börne davon erfuhr, hatte Metternich schon mit beiden Händen zugegriffen: Börne sollte in Wien mit dem Titel, Rang und Einkommen eines kaiserlichen Rates leben, ohne dafür zu irgend welchen gewöhnlichen Diensten verpflichtet zu sein. Unbedingte Zensurfreiheit für Alles, was er schreiben würde, war ihm vor allem zugesichert. Er sollte sein eigener Zensor sein. Auch sollte es ihm freistehen, diese Stellung nach einigen Monaten aufgeben zu können. So hätte er die beste Gelegenheit, für die Sache des Fortschrittes und der Humanität arbeiten zu können.

Der Vater schrieb ihm: Lieber Louis! Ich bitte Dich, lies diesen Brief mit derselben Aufmerksamkeit, mit der ich den Deinen gelesen habe. Glaube mir, Deine so hochgepriesene Unabhängigkeit ist unsicher; willst oder kannst Du sie bewahren? Weshalb solltest Du nicht einmal an ein festes Auskommen denken? . . . Worin besteht Deine gegenwärtige Glückseligkeit? Doch wohl nicht in den 500 Franken (monatliches Honorar

---

*) K. Gutzkow, Börnes Leben. Ges. Werke pag. 328 ff.

**) Metternich kannte auch alle späteren revolutionären Briefe aus Paris. Die Fürstin Melanie Metternich schrieb unterm 26 Jan. 1834 in ihr Tagebuch: „Ich brachte die ersten Abendstunden bei Clemens zu, dem ich Börnes Pariser Briefe vorlas. Sie sind natürlich so boshaft wie möglich, Der Stil ist aber von einer dämonischen Ausgelassenheit und ungemein geistreich." Aus Metternichs nachgel. Pap. V. pag. 545 wie Holzmann aufführt.

von Cotta)? Deiner Zukunft zu Liebe entschließe Dich doch, auf meine Kosten eine Reise nach Wien zu machen, ich beschwöre Dich, Dein Glück nicht zu verscherzen . . .

Börne lehnte Alles ab, that dies so schroff, daß er nicht einmal mit dem Machthaber sprechen wollte.*) Goethe konnte sich an einem Hofe zum Geheimrat machen lassen — er nicht. Und die Versuchung war für ihn, den als Plebejer Geborenen, der auf Kommando jeden Vorübergehenden hatte grüßen müssen, viel größer als für den vornehmen Patriziersohn. Wenn man Börnes harte, höhnische Urteile über Goethe liest, so sollte man nicht über deren Ungerechtigkeit vergessen, daß hier ein Mann hinter seinen Worten stand, der nicht thun wollte, was Goethe gethan hatte.

Kunstsinn in des Wortes strenger Bedeutung besaß Börne nicht. Er hat das auch offen zugegeben, außerdem offenbart es sich, wenn er seinen Unwillen gegen jemand ausließ, dem es gleichgültig war, was der Künstler darstellte und wichtig nur, wie er es darstellte. Künstler und Kunstkenner dieses Schlages sind ihm von Herzen zuwider. Es ist ihm ein Greuel, daß man ein Stillleben über eine Malerei, welche eine Madonna vorstellt, setzen kann. Bei seiner Neigung zum Bedeutenden und Erhabenen liebt er in der Kunst nur das Göttliche und bekennt offen, daß, wo er nicht göttliche Natur finde, für ihn das Ganze nur Unnatur und Stümperarbeit sei.**)

Es wäre falsch, hier mit Steinthal zu sagen, daß Börne kein Bildungsgebiet, keine Form künstlerischen Schaffens fremd gewesen sei; denn gerade das Bildungsgebiet, welches durch die Kunst als Kunst bezeichnet wird, war ihm verschlossen.

---

*) Er schreibt seinem Vater: „Gentz war zwar früher auch liberal, er aber konnte Bürgschaft geben seiner aufrichtigen Bekehrung, die ich nicht geben kann. Gentz war schon viele Jahre, ehe er in österreichische Dienste trat, an England verkauft. Er ist sinnlich, verschwenderisch, der liederlichste Mensch im Lande . . ."

**) Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelkeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus — das gilt ihnen alles gleich, ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie . . . .

Das verhindert natürlich nicht, daß er viel Verständiges und Lehrreiches über Kunstwerke ausgesprochen hat, doch betrifft das nie das Künstlerische in denselben.

Man hat auch Börne gewaltig für den energischen Widerstand gelobt, welchen er den deutschen Schicksalstragödien entgegenstellte, die zu seiner Zeit die Bühnen zu überschwemmen begannen und den Geist verdummten. Man wird aber sehen, daß er gar nicht gegen das ästhetisch Verwerfliche darin eifert; er nahm die Sache von der moralischen oder religiösen Seite. Zu glauben, daß ein Datum, wie der 24. Februar, für eine Familie besonders verhängnisvoll sei, das galt ihm einfach als dumm und fade. Das hat absolut weder etwas mit dem antiken Glauben an ein unabwendbar vorherbestimmtes Schicksal zu thun, noch mit dem christlichen Glauben an eine allwissende Vorsehung, noch mit dem modernen deterministischen Kausalitätsglauben, der den Glauben früherer Zeiten an einen sogenannten freien Willen unmöglich gemacht hat. Aber für Börne ist dieser Glaube nur als die vermeintliche Zusammenmengung zweier theologischer Systeme vernunftwidrig. Er urteilt folgendermaßen: „Entweder ist der Tod ein liebender Vater, der sein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann ist das Schicksal untragisch, oder es ist der menschenfressende Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt, dann ist es unchristlich." Als ob dies ein Einwand wäre! das könnte ja dennoch höchst poetisch sein.

Börne besaß gegenüber den zahlreichen Dramen, die er zu kritisieren hatte, einen ausgezeichnet gesunden Verstand für das, was Wert hatte und was wertlos war. Er zeigte volles Verständnis für den Geist in Oehlenschlägers Correggio, war voller Nachsicht mit den Schwächen des Stückes, hatte aber gar keinen Blick für dessen Bühnenwirkung. Schauspieldichter wie Kleist, Immermann und den beginnenden Grillparzer versteht er vollkommen zu würdigen. Sobald er aber sein Lob oder den Tadel begründen soll, tritt beständig aufs neue sein unkünstlerisches Naturell zu Tage und gar oft die ganze pathetische Vorurteilsfülle des Idealisten. Er mißbilligt beispielsweise — und auch mit Recht — Ifflands „Spieler". Seine Begründung ist aber

ganz barock: „Die Spielsucht auf die Bühne bringen? Man könnte ebensogut die Schwindsucht dramatisieren, durch alle Stadien hin!“ ruft er aus. — Man sollte glauben, da bestehe nur der Unterschied, daß die Schwindsucht ein körperliches Uebel und die Spielsucht ein Laster sei. Sein Gedankengang ist der gewöhnliche des Idealismus, nämlich, daß man wegen dessen, was man zu Hause sehen könne, nicht erst ins Theater zu gehen braucht. Als Beispiel führt er Geldmangel, Schulden, ein treues Weib, das jeden Mangel geduldig erträgt, an, und, anstatt den platten, unkünstlerischen Geist hervorzuheben, der sich hier kundgiebt, sagt er: „Sind dies so seltene Erscheinungen, daß man deren Anblick erst erkaufen muß? Auf der Bühne soll der Mensch eine Stufe höher stehen als im Leben.“ Und er erklärt, daß man deshalb zur Heldenzeit der Griechen und Römer Fabeln und Göttergeschichten auf die Bühne brachte. Die Modernen, die weniger sind, brauchten nur die wirklichen Menschen der alten Völker darzustellen, oder dürften nur in den Feierkleidern ihrer Leidenschaften auf die Bühne kommen. Wie man sieht, nährt er naiv den Glauben, daß die „klassischen“ Altertumsmenschen durchgängig weit über den modernen standen. und er versteht nicht, daß die schlichte Wirklichkeit durch geeignete Behandlungsweise zur Kunst geadelt werden kann.

Ein noch viel stärkeres Zeugnis als diese akademischen Tiraden für den Börne mangelnden Sinn für einfache Poesie bietet seine Kälte gegenüber dem alten Testament. In einem seiner Briefe an Henriette Herz aus seinem 19. Jahre kommt eine Stelle vor, so trocken und ältlich wie ein Witz Voltaires über die fünf Bücher Moses — und zwar nach Goethe: „Die alten Juden von Abraham an bis zu dem weisen Salomo sind mir stets vorgekommen als ob sie die allgemeine Weltgeschichte travestieren wollten. Lesen Sie nur Josua und das Buch der Könige und Sie werden finden, wie Blumauerisch alles darin aussieht.“*)

Diese uralten Zusammenstellungen merkwürdiger Legenden und Geschichten mit einer plumpen deutschen Travestie von

* Briefe des jungen Börne. pag. 143.

Virgils Aeneis zu vergleichen, ist nur möglich, wenn man unempfänglich für die Gestalten der Vorzeit, in jedem Werke eine modern-gefühlvolle, religiöse oder politische Moral sucht. Es stimmt dies aber gut dazu, daß Börne mit einer blinden Schwärmerei für das unbestimmte, halb neutestamentliche, halb modern-salbungsvolle Pathos in Lamennais' „Worte eines Gläubigen" endigt.

6.

Börne, Menzel und Goethe.

Ohne diesen Mangel an poetisch-künstlerischer Empfänglichkeit würde Börne's Beteiligung an der von mehreren Wortführern seiner Zeit in Szene gesetzten Reaktion gegen Goethe nicht voll und ganz erklärlich sein. Obgleich sein Unwille gegen Goethe ursprünglich genug war, so war er doch keineswegs der Schöpfer jener Reaktion gegen ihn; er fand sie vielmehr im vollen Gange vor. Ungefähr gleichzeitig mit der Freude, welche von pietistischer Seite über Pastor Pustkuchens falsche „Wanderjahre" mit ihrem Angriff auf die Gottlosigkeit des Heiden Goethe erhoben wurde, begann man in der aufstrebenden politischen Jugend Untersuchungen zu billigen, welche Goethes politische Ueberzeugung betrafen. Man maß ihn da mit dem Maßstabe der letzten Tage und schilderte ihn als einen „Aristokraten", welcher ohne Herz für das Volk und in Wirklichkeit ohne Genie sei.

Der erste, welcher in großem Stil und mit konsequenter Hartnäckigkeit die Herabsetzung Goethes während einer langen Reihe von Jahren systematisch betrieb, war Wolfgang Menzel (geb. 1798). Noch nicht dreißig Jahre alt, ausgerüstet mit einer gewissen groben litterarischen Begabung, ungeheurem Selbstbewußtsein im Auftreten, dabei ein stramm liberaler Doktrinär, Patriot und Moralist, hatte er sich zu großem und gefürchtetem Einfluß aufgeschwungen. Gleich Börne ging auch er ursprünglich von Jean Paul aus. Aber die zu seiner Zeit berühmten „Streckverse" (1823), welche unzweideutig eine Nach-



ahmung dieses Vorbildes sind, verunstalten die Jean Paul'sche Art der Geistreichheit zur Karikatur. Dinge, die in absolut keiner natürlichen Verbindung mit einander stehen, werden zu einem Aphorismus zusammengezwungen, wie man ungefähr in einem Kalauer einander nichts angehende Vorstellungen zu einem Wortspiel zusammenkoppelt. Er schreibt: „Allerheiligen geht vor Allerseelen, die Propheten haben den Himmel eher als das Volk". — „Die Religion des Altertums war die Kristallmutter vieler glänzender Götter, die christliche ist die Perlmutter eines einzigen, aber unschätzbaren Gottes." „Das Erdenleben ist eine Bastonnade." „Jede Kirchenglocke ist eine Taucherglocke, unter welcher man die Perle der Religion findet."

In seinem Litteraturblatt „Deutsche Litteratur", begann er seit 1819 eine mit wahnwitzigem Dünkel und felsenfestem Glauben an die Berechtigung seines Angriffes geführte Polemik gegen Goethe. Zuerst suchte er die Bewunderung der Lesewelt für Goethes Originalität zu untergraben und strebte danach, in dessen Schriften Nachahmungen eines Vorbildes oder doch geborgte Gedanken aufzuspüren und überall fremden Einfluß nachzuweisen.

In seinem ersten zusammenhängenden litterarhistorischen Werke „Die deutsche Litteratur", welches 1838 in zwei Bänden erschien, beschuldigte er Goethe in affektiert ruhigem Tone unter Anderem, auch allen Vorurteilen und Eitelkeiten des Zeitalters geschmeichelt zu haben. Er beschränkt hier dessen geistige Fähigkeit auf reine Darstellungsgabe, auf ein „Talent", welches seinem Wesen nach ohne inneren Halt sei, „eine Hetäre, die sich jedem preisgiebt." Goethe habe allzeit mit dem Strome geschwommen und zwar auf der Oberfläche wie ein Kork, jede Mode-Schwäche und -Thorheit habe in ihm ihren bereitwilligen Diener gefunden; unter der glatten Maske seiner Werke verberge sich eine raffinierte Genußsucht und Sinnlichkeit; seine Gedichte seien die Blüte des in der modernen Welt herrschenden Materialismus. Goethe habe kein Genie, aber in hohem Grade „das Talent, seine Leser zu seinen Mitschuldigen zu machen usw."*)

*) Menzel, die deutsche Litteratur. Bd. II. S. 205—222.

Heine, welcher unkritisch genug, in einer Recension das Werk und dessen Verfasser lobte — ein Lob, das er bald genug bereuen sollte — wich doch vor der Menzel'schen Lehre zurück, daß Goethe kein Genie, sondern nur ein Talent sei. Er spricht die Ansicht aus, diese Lehre würde nur bei Wenigen Eingang finden „und selbst die Wenigen werden doch zugeben, daß Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu sein."*)

Menzel setzte indessen sowohl in zahlreichen Zeitungsartikeln als auch in seinem bald um das Doppelte vermehrten Werke über die deutsche Litteratur die Kanonade fort. Er wies darin dreierlei Eitelkeiten und sechserlei Wollüsteleien bei Goethe nach. Er ging dessen größere und kleinere Schriften eine nach der andern durch, maß sie mit seinem moralisch-politischen Zollstabe und fand sie erbärmlich. Clavigo verurteilte er, weil dieser Marie verläßt. Es nützt nichts, daß der Dichter ihn durch die rächende Bruderhand fallen läßt, gerade dies erbittert Menzel auf das Aeußerste, da bekanntlich der berühmte Liebhaber in der Wirklichkeit lustig weiter lebte, und sein Tod auf der Bühne ihm nur als gewöhnlicher Theatercoup galt. Wie man sieht, muß der Kritiker, um das Stück hinreichend unmoralisch zu finden, ein Wissen zu Hilfe nehmen, das gar nichts damit zu thun hat. „Tasso" gilt ihm als Goethe's „Höflingsbekenntnis", worin die Eitelkeit des Emporkömmlings in den Frauen zugleich das Vornehme, das Königliche begehrt. Mit Leichtigkeit kann sich nun der Leser das Moralische vorstellen, das Menzel an den „Mitschuldigen", den „Geschwistern", in welcher „die Wollust nach der schönen Schwester schielt," an „Stella", wo „der Reiz der Raffiniertheit nach dem Reiz der Bigamie gelüstet" — auszusetzen hat. Aber selbst „Wilhelm Meister" ist ihm nur eine Umschreibung für Goethe's unwürdige Geringschätzung der inneren Würde der Tugend und seiner Begierde nach den Annehmlichkeiten des Adelsstandes.**) Die „Wahlverwandt-

*) Heine, sämtliche Werke. Bd. XIII. S. 265.

**) Geadelt zu werden, im Reichtum zugleich den haut goût der Vornehmigkeit in behaglicher Sicherheit zu genießen, war ihm für dieses Leben das Höchste.

schaften" endlich sind für ihn der Typus des „Ehebruchs-romans", welcher sich um Wollüstelei dreht, die das Fremde begehrt. Ja „die Braut von Korinth" ist ihm nur Ausdruck einer Wollust, „die sogar noch in den Schauern des Grabes, in der Buhlerei mit schönen Gespenstern einen haut goût des Genußes sucht."

Wo es unmöglich ist, Unsittlichkeitsbeschuldigungen anzubringen, greift Menzel auf seine Beschuldigungen der Unselbständigkeit zurück. „Hermann und Dorothea" ist nicht nur eine untergeordnete Arbeit, als Huldigung des Spießbürgertums, sondern auch eine direkte Nachahmung der Voß'schen „Luise". Wirklich original, sagt Menzel, habe Goethe nur im „Faust" und im „Wilhelm Meister" sein können, weil er in diesen sich selbst kopiert habe. Ueberdies habe er in seiner Jugend von Molière und Beaumarchais, von Shakespeare und Lessing geborgt, während seine späteren Jambentragödien „Früchte seiner Rivalität mit Schiller" seien. Obendrein wäre er, wie Gott und alle Welt wisse, kein Patriot.

Vergleicht man nun Börne's Angriffe auf Goethe mit diesen von Menzel, so findet man, trotz der Unbändigkeit seiner Ausdrücke, die größte Unähnlichkeit; denn Börne läßt sich nicht darauf ein, Goethes Dichterwerke zu b e urteilen, geschweige denn zu v e r urteilen; aber noch weniger erniedrigt er sich zu Beschuldigungen wegen geschlechtlicher Unsittlichkeit — sein beständiger Sturmlauf auf Goethe beschränkt sich nur auf dessen politische Persönlichkeit. Saint René Taillandier hat richtig bemerkt, daß Börne alles, was er gegen Goethe auf dem Herzen hatte, zum Ausdruck gebracht hat, als er über seiner Ankündigung von Bettina's Schrift „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" folgende Worte aus „Prometheus" als Motto setzte:

> Ich Dich ehren? Wofür?
> Hast Du die Schmerzen gelindert
> Je des Beladenen?
> Hast Du die Thränen gestillet
> Je des Geängsteten?

Von Goethe's Werken verstand er wohl nur diejenigen zu würdigen, in denen er das Feuer der Jugend fand, und seine

Angriffe auf dessen andere Schriften beruhen nicht auf Geringschätzung, sondern auf dem Umstande, daß Goethe, der durch seine Fähigkeiten und sein Ansehen so hoch gestellt war, nie, weder seine Persönlichkeit, noch seine Stellung für irgendwelche Verbesserung der realen Lebensbedingungen in Deutschland eingesetzt hatte. Es hält nicht schwer, aus Börne's Schriften zahlreiche Effektstellen herauszuheben, in denen er die Menzel'sche Tonart anschlägt, wie z. B. in seinem „Tagebuch" von 1830, wo er von Goethes Glück erzählt, daß er mit seltenem Talent 60 Jahre lang die Handschrift des Genies habe nachahmen können ohne entdeckt zu werden; oder wenn er Goethe den gereimten Knecht, Hegel den ungereimten nennt. Um aber diese wilden und beklagenswerten Ausdrücke zu verstehen, muß man sich in Börne's Anklagepunkte gegen Goethe und Schiller hineinversetzen.

Er ging von der (wahrscheinlich ganz falschen) Grundvorstellung aus, Goethe hätte durch einen rechtzeitigen und beherzten Protest die Karlsbader Beschlüsse verhindern, die Preßfreiheit und andere geistige Güter, welche die Reaktion jetzt dem deutschen Volke geraubt hatte, sichern können. Vor allem aber gab er seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß, wie immer auch das Ergebnis gewesen, es Goethes Pflicht gewesen wäre, zu protestieren. Aber was geschah statt dessen? Er sah den „Geheimrat von Goethe, den Karlsbader Dichter", wie er ihn in einem beißenden Wortspiel hinsichtlich seiner jährlichen Karlsbader Kur nennt, sich selbst als Diener unter anderen Dienern seines Fürsten bezeichnen („wir sämtlichen Diener"); sah ihn in seinen „Tag- und Jahresheften" zugestehen, daß er durch das kleine, schlechte Stück „der Bürgergeneral" Abscheu vor der französischen Revolution habe einflößen wollen. Die ganze Freiheitskomödie geht hier aber darauf aus, den Bauer Martin um einen Topf Milch zu prellen. Er hörte ihn ferner bekennen wie er, weit entfernt, sich der Sache Fichtes anzunehmen, als dieser als Jenenser Professor angeklagt wurde, Atheismus zu lehren, vielmehr einen gewissen Unwillen über die Unannehmlichkeiten nährte, welche diese Angelegenheit dem Hofe verursachte, „da uns Fichtes Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge,

über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregung zugezogen." Endlich sah er Goethe ausdrücklich die Unterbrechung der friedlichen Zustände beklagen, als nach ausgesprochener Preßfreiheit in Weimar die Ankündigung von Okens „Isis" erschien — „und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden weiteren Folgen mit Schrecken und Bedauern voraussah."*) Auf gleiche Weise fühlte er sich getäuscht und gekränkt, als er las, wie Schiller, den er doch sonst hoch hielt, während der heißesten Tage der französischen Revolution in der Ankündigung seiner Zeitschrift „die Horen" schrieb: „vorzüglich aber und unbedingt wird sich die Zeitschrift Alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht." Er wußte und setzte hinzu, daß auch Goethe ganz so dachte und sprach.

Dies muß man im Auge behalten, wenn man seine flammenden Worte — auflodernd durch eine Freiheitsbegeisterung, welche ungerecht macht — über Schiller und Goethe liest, seine Klagen darüber, daß Deutschlands größte Geister in ihrem Briefwechsel so klein seien, „so Nichts sind — nein weniger als Nichts, so wenig." Ueberhaupt ist für ihn, den überzeugten Demokraten das Schlimmste, daß beide große Aristokraten sind und Schiller ein noch ärgerer als Goethe; denn Goethe hält es mit der vornehmen Gesellschaft, während Schiller nur mit dem Adel der Menschheit lebt. Nach Börnes Auffassung hätte Goethe ein Herkules sein können, welcher den Augiasstall seines Vaterlandes reinigte; „aber er holte sich blos die goldnen Aepfel der Hesperiden, die er für sich behielt."**)

Er vergleicht ihn im Geiste mit den großen Dichtern und Rednern anderer Länder, mit Dante, welcher für das Recht kämpfte, mit Alfieri, welcher die Freiheit predigte, mit Montesquieu, welcher seine „persischen Briefe" schrieb, mit Voltaire, welcher Allem trotzte und alle anderen Beschäftigungen einstellte, wenn es galt, einem Verfolgten zu Hilfe zu eilen oder das Andenken eines unschuldig zum Tode Verurteilten zu retten,

*) Börne, gesammelte Schriften. Reclam Bd. III. S. 216. 217. 222.
**) Börne, ges. Schriften, Band I. S. 536, 568, 572.

mit dem Republikaner Milton, mit Byron, dessen Leben ein Kampf gegen kluge und dumme Tyrannei war — und ladet Goethe schließlich vor den Richterstuhl der Nachwelt. „Sie, die furchtbare, unbestechliche Richterin, wird Goethe fragen: Dir ward ein hoher Geist, hast Du je die Niedrigkeit beschämt? Der Himmel gab Dir eine Feuerzunge, hast Du je das Recht verteidigt? Du hattest ein gutes Schwert, aber Du warst nur immer Dein eigener Wächter.“*)

Niemand wird leugnen können, daß Börne hier auf wunde Punkte in Goethe's Größe und auf die Grenzen seines Wesens gezeigt hat, wenn man auch behaupten muß, daß gewisse Vorzüge Goethes nur durch diese Mängel erkauft werden konnten, und daß er sich, schon um nicht von der Vielseitigkeit seines Genies zersplittert zu werden, eine strenge Begrenzung auferlegen mußte. Es lag eben nicht in seiner Natur, das zu thun, was Börne von ihm verlangte. Man muß aber auch Börnes relatives Recht würdigen, um ihm die heftigen und thörichten Ausdrücke zu verzeihen; denn er giebt seinem Unwillen gegen Goethe zu der Zeit Ausdruck, als sich nicht nur die Unterwerfung der französischen Regierung unter die Herrschaft der Börsenmatadore vollzog, sondern auch die Unterdrückung des polnischen Aufstandes den Hoffnungen der Freisinnigen behufs Einwirkung der Julirevolution auf die europäischen Verhältnisse den entscheidenden Stoß gab, sodaß Börnes Geist verbitterter und leidenschaftlicher denn je wurde. Er bezeichnet Goethe jetzt als eine ungeheure hindernde Kraft, als einen grauen Star im deutschen Auge; „Es ist mir, als würde mit Goethe die alte deutsche Zeit begraben: ich meine, an dem Tage müsse die Freiheit geboren werden.**)

Den Siedepunkt erreichte jedoch sein Zornesausbruch, als er im Oktober 1831, nachdem er tagelang über den Gang der Dinge in Verzweiflung gewesen, und unter dem für ihn, dem ewig Hoffnungsvollen, doppelt schmerzlichen Eindruck, daß Frankreich verloren und die Reaktion siegreich war, Goethes Tages-

*) Börne, ges. Schriften, Band I. S. 573.
**) Börne, ges. Schriften, Band III. S. 54.

und Jahreshefte las und über dessen „Gefühllosigkeit“ entsetzt ward. Goethe erzählte hier bekanntlich, wie er im Jahre 1790 während seines Aufenthaltes beim Heere in Schlesien einige Epigramme verfaßte, dann, wie er in Breslau, wo ein soldatischer Hof glänzte, vergleichende Anatomie studierte und wie ein Einsiedler in diesem Studium vertieft lebte, sowie endlich jene Begebenheit, die ihn zu letzterem veranlaßt hatte, den Fund eines halbgeborstenen Schafschädels bei einer Abendpromenade am Meeresufer zu Venedig.

Börne schreibt hierüber: „Was? Goethe, ein reichbegabter Mensch, ein Dichter, damals in den schönsten Jahren des Lebens ... Er war im Kriegsrate, er war im Lager der Titanen, da, wo vor 46 Jahren der zwar freche, doch erhabene Kampf der Könige gegen die Völker begann — und zu nichts begeisterte ihn dies Schauspiel, zu keiner Liebe, zu keinem Hasse, zu keinem Gebet, zu keiner Verwünschung, zu gar nichts trieb es ihn an, als zu einigen Stachelgedichten, so wertlos, nach seiner eigenen Schätzung, daß er sie nicht einmal aufbewahrte, sie dem Leser mitzuteilen. Und als die prächtigsten Regimenter, die schönsten Offiziere an ihm vorübergezogen, da ... bot sich seinem Beobachtungskreise kein anderer, kein besserer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie? Und als er in Venedig am Ufer des Meeres lustwandelte — Venedig, ein gebautes Märchen aus Tausend und einer Nacht; wo Alles tönt und funkelt; Natur und Kunst, Mensch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrschaft; wo selbst Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer schauerlichen Ballade klirren; die Seufzer-Brücke, die Zehenmänner; es sind Szenen aus dem fabelhaften Tartarus-Venedig, wohin ich sehnsuchtsvolle Blicke wende, doch nicht wage, ihm nahe zu kommen, denn die Schlange österreichische Polizei liegt davor gelagert und schreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort, die Sonne war untergegangen, das Abendrot überflutete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes schlugen über den felsigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam Werthers Geist über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menschheit gebe um ihn, einen Gott über ihm, und

dann erschrak er wohl über den Schlag seines Herzens, entsetzte sich über den Geist seiner gestorbenen Jugend; die Haare standen ihm zu Berge und da, in seiner Todesangst, „nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen los zu werden" — — verkroch er sich in einen geborstenen Schafsschädel und hielt sich da versteckt, bis wieder Nacht und Kühle über sein Herz gekommen! Und den Mann soll ich verehren! Den soll ich lieben? Eher werfe ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub, eher will ich Dalai-Lamas Speichel kosten! ..."*)

Börne hätte entschieden diesen Mann ehren müssen und gerade aus demselben Grunde, aus dem er seine Geringschätzung für ihn kundgiebt. Denn sein Ruhm strahlt wohl nirgends heller als in diesem Falle. Indem Börne hier zeigt, daß er sich wie alle anderen Besucher Venedigs in nichtssagenden Mondschein- und Sonnenuntergangsschwärmereien ergangen, und sich in Erinnerung an die Seufzerbrücke, die Vernichtung der Tyrannei, den Segen der Freiheit und in Alles, was da funkelt und tönt, versetzt haben würde — starrte Goethe auf den Schafsschädel. Und welche Bewandtnis hatte es denn damit? Derselbe war geborsten, und Goethe erkannte mit dem Seherblick des Forschers, welcher in die Tiefen der Natur, in des Lebens innerste Werkstatt, wo die Formen der Dinge entstehen, eindringt, jene große Wahrheit, die er vordem schon geahnt hatte: daß alle Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seien. Und so hatte er auch auf dem Gebiete der Osteologie eine Entdeckung gemacht, welche mit derjenigen verwandt war, welche er schon früher in seiner Schrift über die Metamorphose der Pflanzen dargelegt hatte; er begründete die philosophische Anatomie wie er zuvor die philosophische Botanik begründet hatte. Börne begriff nicht, daß dieser Geist, dessen Lebenswerk einer der Grundpfeiler im modernen Weltenbau wurde, hier mit seinem Sinn für Einheit in der Verschiedenheit der Formen, durch seine heilige Einfalt an die ältesten Erforscher der Wissenschaft im Altertum, an einen Thales, einen Heraklit, erinnert.

*) Börne, ges. Schriften, Band III. pag 214.

Wie man gesehen hat, können Börnes Angriffe auf Goethes Menschenwert nicht gleichbedeutend mit denjenigen Menzels betrachtet werden. Sie sind nie boshaft, geschweige gemein. Sie charakterisieren sicherlich Börne weit schärfer als Goethe, während sie doch hier und da wunde Punkte bei dem großen Manne berühren; immer aber, selbst wo sie am meisten gegen Börnes Intelligenz sprechen, legen sie Zeugnis ab von der Reinheit seines Charakters. Sie vermochten nicht, die Bewunderung für Goethes Genie anzufechten. Es würde ebenso widersinnig sein, Goethe mit Börnes falschem, politischem Zollstock von 1830 zu messen, als Börne selbst mit dem falschen deutschen Maßstabe von 1870, wie man es heutzutage fertig bringt, indem man ihn zu demselben schlechten Patrioten stempelt, für den er Goethe hielt. Es war naturgemäß, ja notwendig, daß Börne Goethe geringschätzen mußte. Man versteht vollkommen dieses sein Nicht-Verstehen, wenn man auch nicht seinen Unwillen teilt. Und man kann in vollem Maße das brausende Pathos, die Sprünge seines Witzes und die schneidende Schärfe in seinen Schriften würdigen, und braucht dennoch keineswegs über den zischenden und schillernden Kaskaden seiner Prosa die Ausdehnung und Tiefe jenes stillen Ozeans zu vergessen, der Goethe heißt.

7.
Börne und Jeannette Wohl.

Börne steht mit seinen Briefen aus Paris und besonders mit dem ersten Bande dieses Werkes auf der Höhe seines Dichterruhmes. Weder Bücher, Abhandlungen, noch Untersuchungen war er zu schreiben im Stande, und für seine Stimmungs- und Gedanken-Ausbrüche war keine andere Form so passend als die Briefform. Und dies sind wirkliche Briefe, keine Zeitungsartikel oder an irgend ein Blatt gerichtete Korrespondenzen, nein Briefe, die er anfänglich auch ohne Absicht der Veröffentlichung an eine Freundin richtete. Diese erst ergriff die Initiative und erbat sich Börnes Einwilligung, versuchsweise

aus den empfangenen Mitteilungen diejenigen auszuwählen, die etwa für einen größeren Kreis Interesse haben könnten.

Der Name dieser Dame war Frau Jeannette Wohl. Sie nimmt in Börnes Leben einen sehr großen Platz ein, wenn auch vielleicht nicht einen so großen, wie er in ihrem Leben. Denn seit dem Jahre 1816, da er sie kennen lernte, bis zu seinem Tode, also volle 20 Jahre, hatte er ihr sein Vertrauen geschenkt und kaum je einen Schritt gethan, ohne sie um Rat zu fragen — und in dieser ganzen Zeit waren seine Schriftstellerthätigkeit, sein Gesundheitszustand, sein tägliches Leben der Mittelpunkt ihres Daseins.

Als sie sich zuerst sahen, war er 30 Jahre, sie 33 Jahre alt. Sie war damals mit einem reichen Manne verheiratet, mit dem sie jedoch unglücklich lebte, und von welchem sie sich, nachdem sie ihn während einer langwierigen Krankheit gepflegt hatte, ohne weder einen Teil seines Vermögens annehmen, noch seinen Namen behalten zu wollen, scheiden ließ. Wenn Börne mit ihr am selben Orte lebte, so las er ihr Alles, was er schrieb, vor; lebten sie in verschiedenen Städten, so war sie es, welche ihn zur Arbeit anspornte, eifrig besorgt dafür, daß er Ruhm gewinne und sich seine Unabhängigkeit sichere; oder aber, wenn sie befürchtete, daß er zu fleißig sei, und daß seine stets zweifelhafte Gesundheit darunter leiden könne, so ermahnte sie ihn, sich seine Pflichten gegen die Verleger nicht so sehr zu Herzen zu nehmen und flehte ihn an, sich die so nötige Ruhe zu gönnen.

In ihrer großen Besorgnis für seine Ehre verbrachte sie manche Zeit in Angst und Aufregung, wenn es ihr schien, als entzöge er sich seinen Verpflichtungen gegen das Publikum. Als Börne einmal Vorausbestellungen von Abonnenten der „Wage" auf den zweiten Band dieser Zeitschrift angenommen, aber nach Herausgabe von nur fünf Heften eine längere Pause eintreten ließ, weil ihm die Arbeit lästig war und er sich auch momentan in Geldverlegenheit befand, so daß er sich mit einer lohnenderen Arbeit befaßte, hielt sie ihm in ihren Briefen, welche er stets in Aufregung, die oft fieberartig wurde, erwartete, mit der Erfindungsgabe und Ausdauer eines besorgten Weibes

in den verschiedensten Wendungen und Formen die „Wage“ vor Augen! Sie bat und drohte, ermahnte und neckte, und sandte ihm vier große Seiten, auf welcher nur die Worte „Die Wage“ standen.

Dahingegen ist sie aber auch ebenso oft einzig und allein davon erfüllt, ihn zu zerstreuen und zu unterhalten, vor Ueberanstrengung zu bewahren und ihm seinen guten Humor zu erhalten. Wurde er weit fort von ihr ernstlich krank, so kannte sie nur die eine Sorge, wie sie ihn pflegen könne. Einmal war sie sogar hierzu fest entschlossen, obschon sie dadurch ihren guten Ruf aufs Spiel gesetzt hätte; sie wußte recht gut, daß die Welt nicht daran glauben würde, daß es nur Freundschaft sei, was sie verband.

Es war in der That ein Gefühl, welches zwischen Freundschaft und Liebe die Mitte hielt, wofür der Sprache die Bezeichnung fehlt. Unter Jeannettens Nachlaß fand man ein gewöhnliches Gesindebuch, auf dessen Titelblatt Börne im November 1818 seinen Namen und sein Signalement geschrieben hatte. Auf dem ersten Blatte steht:

Trat in Dienst wann?	Bei wem?	Auf wie lange?	In welcher Eigenschaft?	Trat aus wann?
15. Jan. 1818.	Frau Wohl.	auf ewig.	als Freund.	an seinem Sterbetage.

Lakonischer kann man eine ohne jedes gesetzliche Band bestehende lebenslängliche Neigung nicht ausdrücken! Und die letzten Worte gingen buchstäblich in Erfüllung; denn Jeannette war dasjenige lebende Wesen, auf deren Gestalt des Sterbenden letzter Blick ruhte, und an sie richtete er auch seine letzten Worte: „Sie haben mir viel Freude gemacht.“

Jeannette Wohls wohlgetroffene Bilder zeigen, wie auch Börne selbst bestätigt, ein Weib mit länglichem Antlitz, regelmäßigen, ansprechenden Zügen, hoher Stirn, seelenvollem, schön geschnittenem Mund und etwas Funkelnd-Innigem im Blick; das starke Kinn verrät Energie. Ihre Stimme soll ungemein wohlklingend gewesen sein. Sie war keine ausgeprägt originelle, noch weniger eine produktive Natur, aber sie war eine jener

Frauen, welche in ihrer Zuneigung für einen Mann vollständig aufgehen können. Sie besaß Börne als Schriftsteller gegenüber die für ein Weib so natürliche Eigenschaft, dem Manne Vertrauen zu sich selbst einzuflößen, und sie hat seine eigenen, verkleinernden Aeußerungen über seine Fähigkeiten und Verdienste ebenso übel aufgenommen, als wären sie von Anderen gesagt worden. Sie war sein Trost in Menschengestalt. In ihr hatte er das Wesen gefunden, auf das er unbedingt zählen, der er Alles anvertrauen konnte, ohne Gefahr, je mißverstanden, geschweige denn verraten oder blosgestellt zu werden — und so richtete er seine ganze Schriftstellerthätigkeit an sie. Sie war ihm die Abbreviatur des idealen Publikums, für das er schrieb.

In einem seiner vertrauten Briefe hat er sein Gefühl für Jeannette durch eine Stelle in der „Neuen Héloise" charakterisiert erklärt. Dieselbe lautet „Es ist jene rührende Vereinigung von lebendiger Empfänglichkeit und unveränderlicher Milde, jenes so zärtliche Mitleid mit den Leiden Anderer, jener sichere Verstand und auserlesene Geschmack, der eine Folge der Seelenreinheit, mit einem Worte, die Anmut der Empfindungen ist, die ich bei Ihnen anbete." Und daß er eine nicht minder starke Anziehung, wie er selbst sie empfand, ausübte, erfährt man, wenn man liest, wie Jeannette im Jahre 1833 (17 Jahre nach Beginn ihrer Bekanntschaft) die Aufregung, in der sie sich zur Zeit des Eintreffens der Post befindet, als eine fixe Idee, eine chronische Krankheit bezeichnet: sie hat an dem Tage ihre Arbeit unterbrechen und sich auf das Ruhebett legen müssen, und als der Brief kommt, weint sie vor Freude.

Sie ordnet für ihn seine Geldverhältnisse, macht Berechnung über seine Honorare und erhebt seine Polizeipension. Als er einmal lebhaft eine Reise nach Italien erwünschte, jedoch keine Mittel dazu besaß, nahm sie, in der Hoffnung, ihm den Betrag zu gewinnen, ein Lotterielos; als diese Hoffnung fehlschlug, wollte sie ihr Klavier veräußern, konnte aber die nötige Summe nicht dafür erhalten.*) Und dies alles ohne eigentliche Erotik.

*) Als Börne dies erfuhr, schrieb er: „Schon viele Menschen sind aus Liebe wahnsinnig geworden, aber aus Menschenliebe ist es noch keiner.

Ja, ihre Freunde glaubten, daß sie imstande wäre, noch weit mehr für ihn zu thun. Denn als sie auf den Gedanken kam, daß Börne die an sie gerichteten Briefe durch den Druck veröffentlichen sollte und zu einer Kousine die in ihr aufgetauchte naive Bedenklichkeit äußerte, ob man Briefe veröffentlichen könne, deren Empfänger noch nicht tot sei, antwortete die Gefragte, daß sie es Jeannette recht gut zutrauen würde, daß sie sich, um Dr. Börne nützlich zu sein, begraben ließe.

Oft machten sie zusammen Reisen, zuweilen wohnten sie, wie es scheint, zusammen — aber nie wechselte ihr Verhältnis den Charakter. Es ist wahrscheinlich, daß Börne in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft versucht hat, die Freundin zur Ehe zu bewegen; dieser Versuch aber scheiterte an ihrer, später auch von ihm geteilten Furcht, daß ihr Verhältnis zu einer alltäglichen Ehe herabsinken und seine Schönheit verlieren könnte. Es scheint aber doch kaum erklärlich, und dies umsoweniger, da beide frei und Herren ihrer Person waren, daß das Verhältnis sich so lange auf demselben Standpunkt erhalten konnte, wenn hier nicht eine, wenn auch noch so schwache und unbewußte physische Antipathie oder Kälte auf der weiblichen Seite oder auf beiden geherrscht hat. Ein äußeres Hindernis für ihre Heirat bestand ganz sicher darin, daß Börne der Konfession nach Christ, Jeannette Jüdin war, und daß ihre Mutter entschieden gegen der Tochter Uebertritt zum Christentum, und auch die Erlaubnis zu einer gemischten Ehe zu jener Zeit sehr schwer zu erlangen war. Diese Schwierigkeit war jedoch nicht das entscheidende Moment. Jeannette sagte selbst in ihren Briefen, daß es, um Börne zu heiraten, „mehr Mut und mehr Selbstvertrauen" erfordere, als sie besitze; und wir sehen ihn, den wir als einen so tief verliebten Jüngling kennen gelernt haben und der zeitlebens durch ein eifersüchtiges Temperament zu leiden hatte, sich schnell in diesem Verhältnisse zur Höhe reiner Neigung erheben, so daß er häufig Jeannette in ihrem Interesse

Nur Sie waren dazu fähig ... Es ist ein Glück, daß Sie nie den Mann Ihres Herzens gefunden — Sie können den Wein nicht einmal unter Wasser vertragen."

aufforderte, einen Mann zu heiraten, der ihrer würdig sei und ein glückliches Heim zu gründen.*)

Sein gewagtes Wort in einem dieser Briefe, daß sie Beide in ihrer gegenseitigen und so eigenartigen Liebe durch ihre Heirat mit einem andern Manne nichts verlieren würden, ging auch als eine Seltenheit in Erfüllung. Als Jeannette in ziemlich vorgeschrittenem Alter von einer echt irdischen Liebe erfaßt wurde und einen bedeutend jüngeren Mann heiratete, war es die gemeinsame Begeisterung für Börne, welche das Paar zusammenführte. Und in Jeannettens Antwort auf den Freiersbrief kommt auch eine Stelle über Börne vor, welche in ihrer schlichten Beredsamkeit so charakteristisch ist, daß sie in dieser Analyse seines Menschenwesens und seines Schriftstellerlebens nicht fehlen darf. Sie schreibt:

„Der Doktor hat Niemand auf der Welt, als mich, ich bin ihm Freundin, Schwester, alles, was sich mit diesem Namen Freundliches, Teilnehmendes, Wohlwollendes im Leben geben, bezeichnen läßt. Wollten Sie ihm das mißgönnen? — der nichts weiter hat im Leben und sich mit dem Schicksal abgefunden hat ... ja sich sogar dabei glücklich fühlt? ... Ich kann mir's nicht anders denken: der Doktor muß bei uns sein können, wann, wo und so oft und für immer, wenn er es will — ich kann jetzt nicht Sie sagen, das Herz ist mir zu voll — kannst Du Dir es anders denken — dann ist alles anders, wie ich es mir dachte. Ich! Wir! sollten einen Mann wie den Doktor verlassen können — er wäre ein aufgegebener verlorener

*) Börne schreibt ihr im Jahre 1821 als Antwort auf ihre oben angeführten Worte: Ich schwöre es Ihnen bei dem allmächtigen Gott, daß, so heiß ich auch den Wunsch hege, Sie zu besitzen, und so oft ich ihn auch ausgesprochen habe, ich immer dabei mehr an Ihr Glück als an das meine gedacht. Meine Liebe zu Ihnen macht mich glücklich; was hätte mir die Ehe mehr geben können, da sie jene nicht vermehren konnte? Ja ich war immer besorgt, wenn ich es Ihnen auch nicht gestand, die Ehe möchte unser schönes Verhältnis herabziehen in das Leben der gemeinen Wirklichkeit. Aber ich dachte, was ich noch denke, Sie würden dabei gewinnen und dieses hätte auch mittelbar mein Glück erhöht. Es ist also nichts, was Sie abhalten sollte, eine Verbindung mit einem andern Manne zu schließen. Sie und ich wir verlören nichts dabei.

Mann! Lieber alles verlieren, lieber nicht leben, als das auf mein Gewissen laden, auch könnte ich es nicht, wenn ich auch wollte ... Schon diese wenigen Worte, die ich darüber geschrieben, haben mich zittern und leichenblaß gemacht. Denn nichts kann mich tiefer erschüttern, als auch nur der leiseste Gedanke an einen Verrat, nur der leiseste Gedanke der Untreue an der Treue. So lange ich lebe, bis zum letzten Atemzuge werde ich für Börne die Treue, die Liebe und Anhänglichkeit einer Tochter zu ihrem Vater, einer Schwester zu ihrem Bruder, einer Freundin zu ihrem Freunde haben. Wenn Du das Verhältnis nicht auffassest, nicht begreifst, mich nicht genug kennst ... so ist alles aus und Nacht. Ich kann nicht weiter schreiben. Es ist gut. Jetzt ist es überstanden."*)

Es zeigte sich bald, daß Strauß, Jeannettens zukünftiger Mann, nicht nur in allem auf ihre Gemütsweise einging, sondern sie auch teilte. Er wurde Börne ein treuer Freund. Im Sommer 1833 lebte Börne fünf Monate bei dem Paare in der Schweiz. Als sie sich seinethalben in Paris niederließen, lebte er vom Ende des Jahres 1833 bis an seinen Tod mit ihnen zusammen, im Winter in Paris, im Sommer in Auteuil. Außer Heine hat sich Niemand ein zweideutiges Wort über dies Verhältnis erlaubt. Diese unselige Stelle in seinem Buche „Ludwig Börne" veranlaßte das bekannte Duell mit Strauß, in dem Heine verwundet wurde. Heine hat später aus eigenem Antrieb jene Stelle ausgestrichen. Aus Aerger und Verdruß darüber, wie sehr diese Schrift über Börne seinem Ruhme geschadet, bezeichnete er in Gesprächen Jeannette gern als das häßliche Weib, welches, als er als deutscher Lieblingsdichter seinen Triumphzug hielt, quer über seinen Weg, ihm Unglück verkündend, schritt und Schuld daran ward, daß er zurückweichend, seinen schönen Lorbeerkranz im Kote verlor.**)

Gewiß ist, daß Jeannette Heine seine unverzeihliche Verunglimpfung nie vergaß, doch Niemand war weiter davon entfernt, eine Megäre zu sein, als sie. Es erfüllte sich fast, was

*) Vergl. Westermanns Monatshefte. April 1887.
**) Alfred Meißner, Erinnerungen. S. 79 ff.

Börne an Jeannette, über deren mangelhafte Orthographie er sich lustig zu machen pflegte, einmal schrieb: daß in dem soeben von ihr erhaltenen Briefe mehr Fehler enthalten seien, als sie selbst besitze: einer.

In ihren Ansichten kann man Börnes politische Entwickelungsstufen verfolgen. Nach der Julirevolution ist auch sie radikal-demokratisch. Ihr Biograph, Schnapper-Arndt, hat dies vortrefflich folgendermaßen ausgedrückt: Sie denkt zumeist mit Börne, zuweilen wider Börne, selten aber ohne ihn. Ganz selbständig schien sie jedoch in ihrer rein glühenden Sympathie für das polnische Volk, während des polnischen Aufstandes zu sein, so daß sie ihm in leidenschaftlicher Weise heftige Vorwürfe darüber machte, wie er in solcher Zeit über die italienische Oper in Paris schreiben möge. Die polnischen Sensenmänner, die polnische Freiheit — daneben klingt ihr nichts anderes. Sie meint, Alle müßten helfen und giebt selbst ihre Wertgegenstände zum Besten der Polen fort, und nichts gleicht ihrem Schamgefühl, als die Deutschen zuerst für die Sache Polens Gleichgültigkeit zeigen, nichts ihrer Freude, als ein Sturm von Sympathie und Begeisterung durch das deutsche Volk zieht und sie Börne hiervon die Zeugnisse mitteilen kann.

8.
Börne. Die „Briefe aus Paris“.

Der Aufstand in Polen, welcher vom Winter 1830 bis zum Sommer 1831 dauerte, wurde von fast allen europäischen Nationen mit der lebendigsten Teilnahme verfolgt. Alle wußten, daß die Polen dafür kämpften, ob Absolutismus oder Völkerfreiheit für die Zukunft in Europa herrschen sollte. Mit äußerster Spannung verfolgte man daher die Stellung der streitenden Parteien, jeder Polensieg wurde mit Jubel begrüßt, jede Niederlage von Volkstrauer begleitet. Als man schließlich sah, daß die Polen nicht imstande sein würden, allein, mit eigenen Kräften zu siegen, liefen zahlreiche Adressen von den

Unterthanen bei den verschiedenen deutschen Regierungen ein, daß man den Polen beistehen möge. Die Deutschen hatten damals die Eigenschaft, die ihnen Bismarck in späterer Zeit als Fehler vorgehalten hat: sich fast mehr für die Wohlfahrt eines fremden Volkes als für ihre eigene zu interessieren, selbst dort, wo fremdes Wohl nur auf Kosten des deutschen Machtbereiches zu erkaufen war. Unter ihm haben sie diesen Fehler abgelegt.

Nachdem für die Polen Alles verloren war, suchte die deutsche Bevölkerung wenigstens ihr Mitgefühl an den Tag zu legen und erwies den polnischen Truppen auf ihrer Wanderung durch Mitteleuropa nach Frankreich eine so umfangreiche Gastfreundschaft als nur möglich. Ueberall wurden sie mit Wärme empfangen; fast jede deutsche Stadt besaß ihr Komitee, welches Geld für die Polen sammelte und deren Weiterkommen besorgte. Jeannette Wohls Briefe an Börne enthalten so manchen feinen und bezeichnenden Zug aus der Geschichte dieser Periode. Sie erzählt, wie polnische Offiziere, welche auf dem Main von Hanau nach Frankfurt kamen und von Hanauer Enthusiasten begleitet waren, ihren Einzug vom Schiffe aus unter Musik und Böllerschüssen hielten. Sie wurden von starken Schlächterarmen durch die Volksmenge getragen. Man sieht ferner aus ihren Briefen, daß sich, so oft ein Zug Polen durch die Stadt kam, alle Häupter vor ihnen entblößten. Die Stadt bezahlte ihren Aufenthalt in den Gasthäusern. Als in einem derselben ein verwundeter polnischer Offizier starb, begleiteten ihn Tausende, darunter auch das Frankfurter Bürgermilitär, zum Grabe. Ein Goldarbeiter faßte einen Granatsplitter, welcher einen polnischen Offizier verwundet hatte, in Form eines kleinen Schwertes, besetzte es mit Diamanten und verehrte es demselben.

Mit Polen fiel das Bollwerk gegen den Einfluß des russischen Absolutismus in Deutschland. Seine Niederlage war zugleich diejenige der Vorkämpfer für Volksfreiheit in allen Staaten. Der Eindruck war erschütternd.

Ein Mann, der in Bremerhaven wohnte, als die Höllenmaschine des Massenmörders Thomas explodierte, erzählte, daß unmittelbar, nachdem er das Krachen dieser fürchterlichen

Explosion vernommen hätte, eine abgerissene blutige Hand durch ein offenstehendes Fenster zu ihm hereingeflogen und auf den Schreibtisch, an dem er gesessen, niedergefallen sei. Ebenso wirkte die Einnahme Warschaus auf die deutschen Schriftsteller. Die abgeschlagene Hand des verstümmelten Polens fiel ohne jede Warnung auf ihren Schreibtisch nieder. Heine schreibt in seiner Vorrede zu Kahldorfs Buch über den Adel im Jahre 1831: „Ist es mir doch, während ich dieses schreibe, als spritzte das Blut von Warschau bis auf mein Papier und als hörte ich den Freudejubel der Berliner Offiziere und Diplomaten.“

Die drei Teilungsmächte waren gar schnell bei der Hand, diesen Sieg zur Ueberwältigung des bestürzten europäischen Liberalismus zu benutzen, und zwar gleichzeitig in vier Ländern: in Deutschland, wo der Bundestag eine größere Reaktion herbeiführen und Preußen und Oesterreich sie vollziehen sollten; in Italien, welches wieder von Oesterreich besetzt, in Portugal, wo Dom Miguel gegen seinen Bruder geholfen, und in den Niederlanden, wo der König von Holland gegen das aufrührerische Belgien gestützt werden sollte.

Sofort nach Unterdrückung des polnischen Aufstandes wurde von Petersburg eine Note an die deutschen Regierungen gerichtet. Rußland forderte sie darin auf, die revolutionäre Geistesrichtung in ihren Staaten im Zaume zu halten und bot hierzu seine Hülfe an. Die Zensur wurde verschärft, liberale Tagesblätter und Zeitschriften unterdrückt, während die Kammern der süddeutschen Staaten protestierten und die freisinnige Presse trotz aller Verwarnungen und Drohungen mit jedem Tage eine leidenschaftlichere und rücksichtslosere Sprache führte. Man hatte nämlich bis jetzt geglaubt, daß die Fürsten nur durch ihre Umgebung daran verhindert würden, dem Volke all das Gute zu gewähren, was es erwünschte. Dieser Glaube schwand nun. Man neigte im allgemeinen zu der Ansicht, daß die Vereinigung der deutschen Lande zu einem einzigen konstitutionellen und vor allem freisinnigen Staate nahe bevorstehend sei. Da man in politischer Hinsicht wenig vorausblickend, dagegen in allerhand optimistischen Anschauungen herangebildet war, so konnte man es sich nicht vorstellen, daß eine solche Bewegung, wie sie von

der Julirevolution hervorgebracht war, sich wieder verlieren sollte, ohne das geringste politische Resultat ergeben zu haben. Die Verfechter des Liberalismus hatten die „Fortschrittsidee" als Religion gepredigt; man glaubte eben, daß der Fortschritt unbedingt siegen und selbst jeder Reaktionsversuch ihm schließlich zu Gute kommen müsse.

In dieser Stimmung wurden die ersten Bände von Börnes Briefen aus Paris, die ihm die große Popularität einbrachten, aufgenommen. Sie wurden sofort verboten (November 1831). Dies Verbot und die Schmähworte, mit denen Börne von seinen Gegnern überhäuft wurde, vermehrten das Aufsehen, welches das Buch mit seiner freien Sprache erregte.

Der Stil, welcher bei Börne früher durchweg humoristisch war, ist es hier nur vereinzelt. Selten aber findet man hier jenen feinen, ergebenen Humor, der z. B. die typische Schilderung seiner nächtlichen Verhaftung und Gefangenschaft in Frankfurt im Jahre 1820 auszeichnet. „Ein Stiefelknecht wurde mir verweigert, um das traurige Bild knechtischer Dienstbarkeit fern zu halten. Messer und Gabel durfte ich nur im Beisein der Aufseher gebrauchen, damit ich mir kein Leid anthue. Schreibzeug und Papier wurde mir erst auf wiederholtes Bitten verabreicht und letzteres zugemessen. Man fürchtete, ich möchte durch vieles Sitzen und Schreiben meiner Gesundheit schaden. Jeden Abend untersuchte ein Wächter mit einer Laterne den Ofen, um zu sehen, ob er nicht etwa rauche und meinen schönen Augen lästig fiele, und das Gitter am Fenster, damit kein Dieb von Außen hereinsteigen könne, um mich zu bestehlen" usw.

Nur in der allerersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes hält ihn sein Enthusiasmus über die vermeintlich wiedergewonnenen Resultate in einem beständigen Freudenrausch, so daß er noch leicht und frei scherzt, wie z. B. über die vielen Fürsten Heinrich von Reuß, Greiz, Schleiz, welche jetzt durch die Revolution in Gera für all die Qual gestraft würden, die sie ihm während seiner Schulzeit verursacht hatten, als er ihre Nummern lernen mußte. Bald jedoch weicht der Scherz aus seinem Brieftton und von dem alten Stil bleiben nur die energischen, treffenden Gleichnisse zurück.

Das Grundgefühl, wenn er an sein Vaterland denkt, ist Scham: Engländer, Holländer, Spanier, Italiener, Polen und Griechen haben in den Julitagen für die Freiheit der Franzosen mitgekämpft, die ja die Freiheit aller Völker bedeutete, aber keine Deutschen. Deutschland wird mit seiner Rechtspflege, seiner Zensur, seinen Zünften, bald Europas Antikenkabinet werden. Das Aergste ist ihm jedoch der loyale und unterthänige Geist in Deutschland: „Die Spanier, Italiener, Russen und andere sind Sklaven, die Völker deutscher Zunge sind Bediente. Aber Sklaverei macht nur unglücklich, erniedrigt nicht; doch Dienstbarkeit erniedrigt.“ (25. Jan. 1831.) Bei einem „Welt-Essen“ in Paris, wo Freisinnige aller Völker sprachen, hat er aus nationaler Scham sich nicht zu erheben und für Deutschland zu sprechen gewagt. Er dachte, daß dieser Pole und jener Spanier, welche sprachen, ein Volk, ein Vaterland repräsentierten. „Aber was repräsentiere ich, an welche Thaten soll ich erinnern? Ich stehe allein, ich bin ein Lakai und trage, wie alle Deutsche, die Livrée des Grafen Münch-Bellinghausen.“ (14. Dezbr. 1831.)

In naher Verbindung mit diesem Schamgefühl steht eine Reizbarkeit, eine Neigung zur Entrüstung über Alles und Alle, welche in ihrer Maßlosigkeit eine gewisse Schwäche und etwas Krankhaftes aufweist. Alles ist „zum Rasendwerden“; Alles, vom Größten bis zum Geringsten, von des Volkes Langmut und Saumseligkeit, einen Aufstand ins Werk zu setzen, bis zu einem unhöflichen Schreiben Spontinis an die Berliner Kapelle, von einem Vorschlage zu einer freigebigen Zivilliste für Ludwig Philipp bis zu einem unvollständigen Konversationslexikon! Allmählich sucht er Aerger förmlich als einen Nahrungsstoff für seine Entrüstung auf. Daher Wendungen, wie „ich bin vergnügt, denn ich habe mich geärgert“, oder „Sie können mir keine größere Freude bereiten, als wenn Sie mir deutsche Dummheiten mitteilen.“

Doch Scham und Zorn gehen in den ersten Jahren nach der Julirevolution in einem Meer von Hoffnungen unter, welches wie bei einem Orkan braust. Er hegte die feste Ueberzeugung, daß bald ein Weltbrand entstehen und darauf ein Sieg der

Freiheit folgen müsse, ähnlich, wie die ersten Christen an einen nahe bevorstehenden Weltuntergang und das jüngste Gericht mit Errettung der Auserwählten und Verdammung der Verstockten glaubten. Er ist in einem Zustand der Erbitterung, der es ihm unmöglich macht, der Geschichtsschreiber seiner Zeit zu sein, aber zum Propheten fühlt er sich berufen, und, wenn nötig, „zwölf Bände durch". (30. Jan. 1831.)

Ach, nur die pessimistischen Propheten bekommen stets, früher oder später, Recht! Und Börne war ein optimistischer Prophet, ein Enthusiast, der stets in dieselbe Naivetät verfiel, das zu glauben, was er wünschte. Das französische Beispiel hatte ihm den Glauben beigebracht, daß die letzte Stunde der Reaktion jetzt gekommen sei. Er machte sich ernstlich darüber Vorwürfe, daß er sich schäme, die Hand dieses oder jenes Franzosen zu küssen, die Hand, die unsere Ketten zerbrochen, die uns freigemacht, die uns Knechte zu Rittern geschlagen." (17. Sept. 1830.) Und er weiß, daß das Ende nahe ist. Karl X. hatte irgendwo einen Grundstein gelegt und Börne meint, hieran anknüpfend, daß die Könige jetzt aufhören sollten, sich dadurch lächerlich zu machen, daß sie noch beständig Grundsteine zu Gebäuden legten. Sie thäten besser, den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln. Denn die Zeit sei nahe, wo die fürstlichen Köche Morgens fragen würden: „Wem decken wir das wohl Mittags?" (19. Sept. 1830.) Auf die Frage, was er erwarte und denke, antwortete er einen Monat später, daß er die feste Ueberzeugung hege, daß ganz Europa im nächsten Frühjahre in Flammen stehen werde. Er bedauert die Diplomaten und hat Mitleid mit ihnen. Als der polnische Aufstand losbricht, glaubt er wohl nicht, daß es den Polen so leicht wie den Belgiern glücken werde, ihre Sache durchzusetzen, da die Russen zu mächtig seien, doch hofft er, daß es gehen wird. Aber gleich einem Refrain kehrt die Wendung bei ihm wieder, daß sich jetzt allmählich alle europäischen Staaten befreien werden und nur Deutschland werde in seinem jämmerlichen Zustande verbleiben. Und doch! zuweilen schaut er auch Deutschlands Erhebung im Geiste. Als die Cholera in Moskau wütet, glaubt er Gottes Finger darin zu erblicken, „das ist wieder

Gottes nackte Hand! Die Fürsten werden gehindert, große Heere zusammenzuziehen und thun sie es doch ... Es ahnet mir, nein ich weiß es: die Pest wird vermögen, was nichts bis jetzt vermochte: sie wird das trägste und furchtsamste Volk der Erde antreiben und ermutigen“. (3. Nov. 1830.) Nach und nach steigt auch sein Glaube an den Sieg der Polen, denn er urteilt, daß man stets siege, wenn man nur die Wahl zwischen Sieg und Tod habe; und zur Jahreswende 1830 ist er vom Untergang der Fürsten so überzeugt, daß seine „bescheidenen“ Wünsche für die Freundin zum neuen Jahre die sind, daß es ihnen beiden in demselben besser gehen möge, als Kaisern und Königen. Er wird seinem Diener sagen: „Wenn ein Kaiser kommt, sehen Sie ihm auf die Hände und lassen ihn nicht allein im Zimmer“, und er schließt mit der Versicherung, daß im Jahre 1831 ein Dutzend Eier teurer sein werden als ein Dutzend Fürsten. (28. Dez. 1830.)

In seinem Briefe vom 8. Jan. 1832 erklärt er, daß, wenn die Polen sich nur nicht in Gefechte auf dem offenen Lande einlassen, die Russen, „wenn auch noch so mächtig“, verloren seien, außerdem führt er noch an, daß die Franzosen den Polen mit bewaffneter Hand zu Hilfe kommen würden: „Frankreich wäre ja ganz von Sinnen, wenn es diese Gelegenheit, Rußland zu schwächen, die nicht zum zweiten Male wiederkehrte, ungebraucht vorübergehen ließe.“ Am 11. Februar ist er seiner Sache ganz sicher: Es giebt bestimmt Krieg. Er hat zwar keinen Tag daran gezweifelt, aber Viele, welche jetzt ihre Meinung geändert, wollten nicht daran glauben. Er bricht in den Freudenruf aus: „Den Polen ist wieder eine Hilfe von oben gekommen; man hat hier ziemlich sichere Nachrichten, daß in einigen russischen Provinzen ein Aufruhr ausgebrochen.“ Am 6. März, als es bedrohlich genug für Polen aussah, erregte eine neue falsche Nachricht ihm Freude. Ein Pariser Handelshaus hatte die Mitteilung erhalten, daß die Russen gänzlich zersprengt, und, „was alles entscheide“, daß Lithauen hinter deren Rücken aufgestanden wäre. Er jubelte bereits. In Zukunft würde man jedem Tyrannen mit den Polen drohen, wie man unartige Kinder mit dem Schornsteinfeger ängstige. Nikolaus

habe geprahlt, daß er die Polen wie ein Knäuel Zwirn zusammenwickeln wolle — nun sei der Knäuel zur Bombe geworden, die ihn zerschmettert habe! Börne phantasiert dann noch über eine hierauf bezügliche Illumination von Paris. Am 18. März, als er nicht mehr an die Wahrheit jener günstigen Nachricht glauben kann, jagt er bereits einer neuen Chimäre nach: Alles gehe gut, denn jetzt sei in Frankreich selbst eine neue Umwälzung nahe bevorstehend: „Die Lage der Dinge ist hier jetzt so, daß ich jeden Tag, ja jede Stunde den Ausbruch der Revolution erwarte. Nicht vier Wochen kann das so fortdauern ..."

Es ist ja sicherlich ein großer Beweis von Börnes Ehrlichkeit, daß er der Freundin gestattete, seine Briefe so abdrucken zu lassen, wie sie ihm aus der Feder geflossen, ohne den geringsten Versuch zu einer Redaktion zu machen, um diejenigen Stellen, denen die Thatsachen sofort ein kräftiges Dementi gaben, zu streichen oder zu mildern; doch stärkt dies unmöglich das Vertrauen zu seiner politischen Urteilsfähigkeit.

Zuweilen wird der Widerspruch zwischen dem, was er prophezeite und dem, was geschah, so auffällig, daß die Wirkung komisch ist. So will Börne (25. Dez. 1830) über Lafayettes Unentschlossenheit verzweifeln: „Er, wenn er wollte, könnte alles durchsetzen. Er brauchte nur zu drohen, er würde das Kommando der Nationalgarde niederlegen und sich zurückziehen, und der König, die Minister und die Kammern müßten nachgeben." Am Tage darauf (26. Dez.) teilt er ganz trocken mit, daß man Lafayette seines Kommandos entsetzt und daß kein Hund darüber gebellt habe. — Wunderbar! sagt sich der Leser, daß ein so leidenschaftlicher politischer Beobachter nie den Drang gefühlt hat, politische Studien zu treiben und erst nach gewonnener Einsicht zu urteilen; aber er begnügt sich und ist stets mit diesem rein feuilletonnistischen Gefühlsausbruch zufrieden, der heute wahr ist und morgen in den Ofen wandert.

Was Börne beständig in die Irre leitet, ist sein schon berührter naiver und fanatischer Optimismus, der stets aufs neue einen Grund findet, warum das Schlechte, was geschieht, doch das Beste sei. Im März 1831 zittert er für die Polen und

erklärt sich auf das Schlimmste gefaßt. „Aber", fügt er hinzu, „für die Russen würde dieser Sieg verderblicher sein, als es ihnen eine Niederlage wäre. Der erhabene Nikolaus würde dann übermütig werden und glauben, mit Frankreich ebenso leicht fertig zu werden, als mit den Polen." Welcher Trostgrund! — Beständig hofft Börne auf eine Revolution in Paris, welche die Throne stürzen soll. Aber sie bleibt aus. Schnell findet er da einen Grund, warum diese Ruhe Frankreichs den Fürsten am allergefährlichsten sei. Er schreibt: (30. Nov. 1831.) „Frankreich war seit vierzig Jahren der Krater Europas. Wenn der einmal aufhört, Feuer zu werfen, dann ist kein Thron der Welt auf eine Nacht sicher .... Nichts war verderblicher für die Könige, als der Untergang Warschau's. Weil sie ein Wunder zerstört, glauben sie, sie könnten auch ein Wunder machen." Mit anderen Worten: Eine Revolution in Paris ist gut, keine ist noch besser. Polens Sieg würde der Könige Verderben, sein Untergang eine noch größere Gefahr für sie sein.

Aber dies hängt mit dem eigentümlichen Köhlerglauben zusammen, der nur selten einmal durch Zweifel der gesunden Vernunft unterbrochen wurde. Gewöhnlich besteht die Formel, in der Börne Trost sucht, darin, daß er sich auf Gott verläßt. Nikolaus rückt mit überwältigender Macht gegen die Polen — Börne „verläßt sich auf Gott". — Wohl ist es nur der polnische Adel, welcher sich erhoben hat, aber Börne „zählt auf Gottes Weisheit und seiner sogenannten Stellvertreter Dummheit." Er ist, sagt er, klüger als alle anderen in Frankreich, wie er es in Deutschland war; warum? Weil er „auf Gott und die Natur vertraut", die anderen dagegen auf Menschen und Polizei.

Doch zuweilen zeigt sein Glaube Schwankungen. Wie wir gesehen, freute er sich zuerst über die Cholera, sah Gottes Finger in ihrem Kommen; sie würde sogar die Deutschen zur Revolution treiben. Nur zwei Monate später (19. Jan. 1831) schildert er die wirklichen Folgen der Cholera, des Volkes geistige Lähmung, welche das bischen Freiheit verdirbt, das noch übrig geblieben ist. Früher hieß es: „die Pest wird ver-

mögen, was Nichts bis jetzt vermochte"; jetzt gerade entgegengesetzt: „Was kein Kaiser von Rußland, kein Teufel verhindern könnte, das kann die Pest verhindern". Und er, der damals „Gottes nackte Hand" in ihrem Kommen sah, ruft jetzt: „Dann kommen die Pfaffen und verkündigen Gottes Strafgericht"! Drei Vierteljahre später endlich (25. Nov.) zieht er sich mit einem humoristischen und ganz gedankenlosen Spaß aus dem Widerspruch: „Selten schickt Gott ein himmlisches Strafgericht herab, die Verwaltung seiner Stellvertreter zu untersuchen, und so oft es noch geschah, wurde nichts dadurch gebessert. Die himmlischen Kommissäre waren auf der Erde fremd, gingen irre oder ließen sich wohl gar bestechen. Das haben wir ja kürzlich erst an der Cholera-Morbus gesehen, die, statt die Unterdrücker die Unterdrückten züchtigte. Nur dem hilft Gott, der sich selbst hilft".*)

Nur ein einziges Mal, als Polens Untergang nahe bevorstehend schien, fühlt man, daß Börne ernstlich an seinem System unsicher wurde. (5. März 1831.) Wie gewöhnlich reitet er auf seinen Lieblingsworten: Gott, Teufel usw., als die Russen die Stärkeren waren, herum. Börne kommt zu diesem Resultat: „Nicht Gottes Weisheit, nur die Dummheit des Teufels allein kann die Polen noch retten". Dann unterbricht er sich mit einer Frage: „Ach giebt es denn einen Gott? Mein Herz zweifelt noch nicht, aber der Kopf darf einem wohl davon schwach werden, und wenn — was nützt dem vergänglichen Menschen ein ewiger Gott? Wenn Gott sterblich wäre, wie der Mensch . . . dann würde er rechnen mit der Zeit und dem Leben, würde nicht so späte Gerechtigkeit üben und erst den entferntesten Enkeln bezahlen, was ihre Ahnen zu fordern hatten. Die Freiheit kann, sie wird siegen, früher oder später; warum siegt sie nicht gleich? Sie kann siegen einen Tag nach dem Untergange der Polen, soll einem das Herz nicht darüber brechen? . . . Giebt es einen Gott? heißt das Gerechtigkeit üben? Wir verabscheuen die Menschenfresser, dumme Wilde, die doch nur das Fleisch ihrer Feinde verzehren. Aber, wenn

*) Börne, ges. Schriften, Bd. III. S. 75, 86, 172, 43, 99, 267.

die ganze Gegenwart, mit Leib und Seele, mit Freude und Glück, mit allen ihren Hoffnungen und Wünschen gemartert, geschlachtet und zerfetzt wird, um damit die Zukunft zu mästen — diese Menschenfresserei ertragen wir!"*)

Wenige Tage später wendet er sich jedoch wieder zu seinem bereits erwähnten Köhlerglauben und seinem trotz aller Täuschungen unanfechtbaren Optimismus zurück.

Zuweilen findet man in diesen Pariser Briefen die reine Kannegießerei — wie die Phantasieen über die Folgen der hannöverschen Revolte — bisweilen Zeugnisse für eine rein einfältige Leichtgläubigkeit, wie z. B. wenn Börne sich einbilden läßt, daß es Metternich sei, der die Unruhen in Süddeutschland angezettelt habe, um sich Bayerns zu bemächtigen, während die Truppen anderswo in Anspruch genommen seien, oder, daß die französische Regierung auf nichts anderes sinne, als die Dynastie Karls X. zurückzuführen, daß sogar Ludwig Philipp selbst damit einverstanden sei.**)

Sehr oft kommen jedoch auch Aeußerungen vor, welche lebendigen, politischen Sinn, großen, natürlichen Scharfblick für die gegebene Situation und ungewöhnliche Fähigkeiten verraten, um vorauszusehen, wie sich die Geschicke und Aufgaben der Zukunft gestalten werden. Schon am 9. November 1830, also nur vier Monate nach der Revolution, sieht Börne ein, daß nichts weiter geschehen ist, als daß die Industriellen zur Macht gelangt sind, die nichts haben als „Furcht und Geld", und er ist sich ganz klar darüber, daß, da die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat, indem die Machthaber darin nur eine Veränderung der Dynastie sehen wollen, eine neue Revolution nötig sei, „und die bleibt gewiß nicht aus." Eine Woche später entwickelt er sogar mit ebenso vollkommenem Realismus als scharfer Logik, wie die Entwickelung vor sich gehen wird: Da die Industriellen, welche fünfzehn Jahre lang gegen alle Aristokraten gekämpft haben und jetzt kaum gesiegt, eine neue, eine Geld-Aristokratie, einen Glücksritter-Stand bilden wollen, der

*) Börne, ges. Schriften, Bd. III. S. 159, 160.
**) Börne, ges. Schriften. Bd. III. S. 39. 98. 270.

nicht wie der alte Adel, auf einem Prinzip beruht, sondern auf Vorrechten, welche an den Besitz gebunden sind, so wird das französische Volk mit seiner Leidenschaft für Gleichheit bei der nächsten Umwälzung das zu erschüttern versuchen, worauf die Vorrechte jetzt gegründet worden: den Besitz, und man wird Gräuel erleben, gegen welche die der früheren Revolution nur Scherz gewesen sind. Wie man sieht, ahnt Börne den Sozialismus als Macht und prophezeit die Kommune. Ein Jahr später (1. Dez. 1831) ist er seiner Sache noch so gewiß, daß er den Ausdruck braucht: „der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir so klar vor den Augen steht, als lebten wir schon mitten darin ....“ Und zu dieser Zeit ist er auch trotz seiner moralischen Grundneigung zu dem Begriff gelangt, daß es eine Hauptsache sei, hinter das Recht auch die Macht zu stellen. Ist dies unmöglich, so bleibt die Aufgabe, die Herzen zu bewegen, die Geister aufzurütteln für ihre Sache und die Tyrannei mit Spott, Haß und Verachtung zu verfolgen. Bloße Ehrlichkeit und das reine Bewußtsein, Recht zu haben, nütze dagegen ganz gewiß nichts. Nein „ihre Ehrlichkeit richtet sie zu Grunde. Sie meinen immer noch, es käme darauf an, Recht zu haben, zu zeigen, daß man es hat. Jetzt sprechen sie für die Freiheit wie ein Advokat für einen Besitz. Als käme es hier noch auf Gründe an!“ (1. Febr. 1831.)

Im Grunde genommen ist es aber doch ein politischer Schwärmer, ein Freiheitsgläubiger, den man in diesen Briefen vor sich sieht, keine staatsmännische Natur. Wir begegnen nicht nur einer Liebe für das niedere Volk, sondern einer Rousseau'schen Bewunderung für diejenigen, welche weder Reichtum noch Wissen „verdorben“ hat, und zu dieser Bewunderung und Liebe gesellte sich ein beständig wachsender Haß gegen die legitimen Könige und Fürsten Europas, der im selben Verhältnis, wie Börne mit seinen Illusionen auch jedes Maßhalten fallen ließ, bis zur Vernichtungslust stieg. „Und mit zehn Ellen Hanf wäre der Welt Friede, Glück und Ruhe zu geben.“ Zwischen diesen beiden Polen: das Volk — die Fürsten, schwingen Börnes politische Gedanken ständig, es war des Zeitalters politischer Gedankenschwung. Und das Verharren bei

diesem Gegensatz war für ihn, der in seinem innersten Wesen Demokrat, und zwar in solchem Grade war, daß, wie er ausdrücklich selbst erklärt, „Menschenkennerei“ jeder Zeit ein Ding war, zu dem er die größte Unlust verspürte, etwas ganz natürliches. Es war für ihn dieselbe Anstrengung, sich in Beobachtung dessen, was die einzelnen Menschen von einander unterscheidet, zu vertiefen, als ein Buch mit kleinem Druck zu lesen. Er hielt sich lieber an Menschenmassen und an Bücher. (3. Nov. 1830.) Kein Wunder daher, daß ihm die psychologische Feinheit mangelt, welche wir bei einem bedeutenden Schriftsteller für nötig erachten; dafür aber besaß er jenes Zusammengehörigkeitsgefühl mit ganzen Nationen, mit großen Volksmassen und mit einer weitverbreiteten Leserwelt, welches nicht nur die Möglichkeit bietet, ein Publikum zu elektrisieren, sondern auch selbst einem äußerst kühnen Schriftsteller auf einem sehr ausgesetzten Posten noch zu Lebzeiten Popularität verschaffen kann.

Er beurteilt nicht etwa einzelne Personen ungerecht und vorurteilsvoll. Im Gegenteil. Er zeigt das ruhige Wohlwollen eines überlegenen Geistes; freilich auch zuweilen den Unwillen einer bürgerlichen Seele gegen das allzu Aristokratische und Nachsicht gegen das allzu Gewöhnliche. Als Musset auftaucht, spürt er sofort dessen Verwandtschaft mit Heine, die ihn bei einem Franzosen Wunder nimmt. In Berlioz verehrt er sofort das Genie, sogar bis zur Ueberschätzung, und man weiß, wie isoliert und verkannt Berlioz dastand. Fürst Pückler beurteilt er mit Verständnis, zwar ohne Wärme, doch mit einem Blick für dessen Vorzüge; nur begreift er nicht, wie jemand hatte glauben können, daß Heine der Verfasser der so leicht geschriebenen, in der Behandlungsweise jedoch unpoetischen „Briefe eines Verstorbenen“ gewesen sei. Bei Heine stößt ihn lange nur dessen Napoleonsverehrung ab, im übrigen hat er volle Anerkennung, selbst Bewunderung für ihn.

Lehrreich zu beobachten ist es ferner, wie außerordentlich harmlos sich Börne gegen Paul de Kock verhält, mit welch' warmer Anerkennung er von ihm und dem Vergnügen spricht, das er bei acht Bänden seiner Romane gehabt, die er ohne anzuhalten in einem Zuge durchgelesen hat. Es ist die naive

und glaubwürdige Schilderung des Pariser Kleinbürgerlebens, welche Börne hierin wertvoll erschien. Er lobt sogar einmal im Scherze Paul de Kocks Lebensphilosophie, ja, er besteigt bei dieser wenig passenden Gelegenheit sein altes Steckenpferd, indem er schreibt: „Zwar giebt er uns nicht, wie Goethe im Wilhelm Meister, Lehrbriefe mit Trüffeln, aber es ist eine recht kräftige Philosophie, bürgerlich zubereitet." (3. März 1831.) Paul de Kock auf Kosten Goethes erhoben!!

Spricht dies letzte Urteil durchaus nicht für Börnes Kunstverstand, so zeugen seine Aussprüche über Talleyrand desto mehr von seiner politischen Intelligenz. Im Jahre 1830 hegt er sofort das größte Vertrauen zu Talleyrands Londoner Thätigkeit für Frankreich, und er läßt sich hiervon auch nicht durch den Haß der Pariser gegen Talleyrand abbringen. Er sieht klar das Lächerliche in den Klagerufen der liberalen Blätter, daß Talleyrand als ehemaliger Mitarbeiter am Wiener Frieden jetzt die heilige Allianz stützen würde. Er begreift vollkommen, daß die heilige Allianz so wenig wie irgend ein anderes Ding für Talleyrand heilig ist. Noch nach langer Zeit kommt er auf den Unsinn in den Anklagen gegen den klugen Diplomaten zurück, der allen Regierungen gedient und alle verraten haben soll. Fein und richtig zeigt er, daß Talleyrand keine Regierung verraten, daß er sie nur verlassen habe, und auch dann erst, nachdem sie sich überlebt. Er liest in Talleyrands hartem Antlitz einzig und allein, wie in Bronze eingegraben, die Notwendigkeit!

Die Hauptursache der milden Urteile ist jedoch nicht in Börnes Verstand, sondern in seinem Herzen zu suchen, in der Milde seines Wesens, in der tiefen Neigung zu liebevollem Auffassen, welche nicht seinen vielen leidenschaftlichen und rücksichtslosen Aeußerungen widerspricht, die tiefinnerst gleichfalls seiner Menschenliebe entsprangen. Er war einfach eine liebevolle Seele und insofern Christ von Natur und Instinkt. Deshalb trat er auch zum Christentum über, was man ihm einfältig genug als nur scheinbar gethan, zur Last gelegt hat. Seine Auffassung des Christentums war vielleicht keine tiefe, doch eine ehrliche und ganz individuelle. Er wurde Christ,

weil er Demokrat und Humanist war. Für ihn war das Christentum nicht nur im Allgemeinen eine Fortsetzung und Ergänzung des Judentums, sondern speziell die Humanitätsreligion und bestimmter gesagt „die Religion der armen Teufel". Jeder, der die Menschheit liebte, war in seinen Augen ein Christ. Und so wurde ihm das Christentum auch die Religion der Freiheit, namentlich in seiner katholischen Gestalt, denn als Katholizismus hatte es die Weltherrschaft der Römer zerbrochen. Bei seiner Sympathie für die Polen sieht er in deren Freiheitsliebe gleichfalls einen Beweis für die freimachende Kraft des Katholizismus: „Das einzige Volk im Norden, das seit dreihundert Jahren nie aufgehört, sich für die Freiheit zu erheben, ist das polnische, und es blieb katholisch."

An die Dogmen glaubt er persönlich zwar nicht, sieht auch nicht das Wesen des Christentums im Glauben an dieselben; aber nichtsdestoweniger ist es ihm im höchsten Grade zuwider, daß an den Glaubenslehren gerüttelt wird. Er verhöhnt den Saint-Simonismus, weil er sich gegen den christlichen Glauben wendet, und er betrachtet Strauß's „Leben Jesu" nicht nur als ein unnützes, sondern auch als ein schädliches Buch. So versteht man es auch, daß er in seinen letzten Jahren von einem katholischen Demokraten, wie Lamennais, dessen „Worte eines Gläubigen", welche Freiheit und Religion verschmelzen wollten, er ins Deutsche übersetzte und sehr überschätzte, ganz hingerissen werden konnte. Der religiöse Radikalismus, den er hier fand, war die Zauberformel, welche den freien wie gebundenen Kräften in seiner eigenen Seele entsprach.

Schon in den ersten Bänden der „Briefe aus Paris" wandte sich Börne, wie die oppositionelle Stimmung in Deutschland, von der Vorliebe für den Konstitutionalismus zur Hoffnung auf die Revolution. Kaum ein halbes Jahr nach Erscheinen der Briefe erließ Dr. Siebenpfeiffer, einer der Führer der Opposition, im April 1832 einen Aufruf an alle deutschen Stämme, sich auf einem großen Nationalfeste zu begegnen. Dasselbe sollte auf Schloß Hambach bei Neustadt an der Haardt am 27. Mai, dem Jahrestage der bayrischen Verfassung begangen werden. Es sollte ein Verbrüderungsfest für Alle werden,

die nach der Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes strebten. Dies Fest erschien jedoch der Regierung des Rheinkreises so bedenklich, daß sie es verbot, zugleich wurde allen Fremden für den 26.—28. Mai der Einlaß in Neustadt und Umgegend verweigert und jede Versammlung von mehr als fünf Personen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen untersagt. Dies Verbot erregte jedoch eine solche Erbitterung, daß man sich genötigt sah, es zurückzuziehen.

Von allen Seiten strömten die Menschen zum Feste. Fast alle deutschen Lande waren vertreten; die Rheinpfälzer fanden sich natürlich am zahlreichsten ein. Auch Franzosen kamen in großer Anzahl, und die Polen fehlten selbstverständlich nicht. Es waren insgesammt an 30 000 Menschen.

Börne war von Paris gekommen. Er war derjenige der Gäste, welcher das größte Aufsehen erregte. Schon seine Reise bis Neustadt war ein Triumphzug. Wo er hinkam, wurde er mit Vivat empfangen. Fackelzüge und Serenaden waren an der Tagesordnung. Er schreibt von Freiburg:

„Welchen moralischen Eindruck meine Pariser Briefe in Deutschland hervorgebracht haben, glauben Sie kaum. Ich habe es selbst nicht erwartet. Meyer, Wurm und ähnliche haben drucken lassen: ich dürfte mich in Deutschland nicht mehr sehen lassen, ich würde aus jeder honetten Gesellschaft geworfen werden. Das sind Propheten! Seit ich in Deutschland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung .... mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für alle die Menschen, die mich besuchen. Ich war auf dem Hambacher Fest. Das ganze Land hat mich fast besucht, so daß ich krank von der Last geworden bin. Wenn ich in Neustadt über die Straße ging, erschallte es aus den Wirtshäusern, aus den vorüberfahrenden Kutschen: Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris. Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze stehen, Wirth u. s. w., erklärten, mir hätte man die vaterländische Bewegung in Deutschland zu verdanken, die Anderen wären erst nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich viele an ihre Brust gedrückt und haben vor Thränen kaum

reden können. Hier in Freiburg war es ebenso. Die Studenten sind Abends, als ich schon im Bette lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: es lebe der Verteidiger der deutschen Freiheit! . . . Was werden meine Rezensenten dazu sagen, die mich für einen schlechten Deutschen erklärt? Die öffentliche Meinung läßt sich nicht irre führen.“ — Humoristisch genug ist es, daß ihm nichtsdestoweniger auf dem Hambacher Feste seine goldene Uhr gestohlen wurde.

Am Morgen des 27. Mai setzte sich von Neustadt aus ein ungeheurer Zug nach der Schloßruine Hambach in Bewegung, Alle waren mit schwarz-rot-goldenen Farben geschmückt und dementsprechende Fahnen wurden dem Zug vorangetragen. Auch eine große Anzahl Frauen mit schwarz-rot-goldenen Gürteln zog mit. Siebenpfeiffer und der bayerische freisinnige Journalist Wirth waren die Hauptredner. Sie verkündeten die Volkssouveränität als die Grundlage aller Staaten und stellten die Republikanisierung Deutschlands als nahe bevorstehend in Aussicht. Alle Reden daselbst zeichneten sich durch größte Leidenschaftlichkeit aus und schilderten Deutschlands Erniedrigung als von Fürsten und Aristokraten im Verein hervorgebracht. Wirth brachte ein Hoch (für das er später mit langjährigem Gefängnis büßen mußte) auf die „vereinigten deutschen Freistaaten“ und das „verbundene republikanische Europa“ aus und rief, indem er sein Schwert, das ihm als Ehrengabe überreicht worden war, schwang: Verflucht, dreimal verflucht seien Deutschlands Fürsten! Bei einem Teil der Versammlung fanden diese Worte Anklang. Man rief: Nieder mit den Fürsten! Waffen! Waffen!

Einen unmittelbar praktischen Zweck hatte man jedoch bei diesem Hambacher Feste keineswegs vor Augen. Falls der Augenblick wirklich günstig war — was wohl zu bezweifeln ist — so ließ man denselben unbenützt vorübergehen.

Heine schrieb darüber mit lustig bitterem Spotte: „Ich wage es kaum zu sagen, denn es klingt unglaublich, aber ich habe die Geschichte aus authentischer Quelle, nämlich von einem Mann, der als wahrheitsliebender Republikaner bekannt und selber zu Hambach in dem Komité saß, wo man über die an-

zufangende Revolution debattierte; er gestand mir nämlich im Vertrauen, als die Frage der Kompetenz zur Sprache gekommen, als man darüber stritt, ob die zu Hambach anwesenden Patrioten auch wirklich kompetent seien, im Namen von ganz Deutschland eine Revolution anzufangen? da seien diejenigen, welche zur That rieten, durch die Mehrheit überstimmt worden, und die Entscheidung lautete: man sei nicht kompetent".

Heine nennt dies die beste Geschichte, die er auf dieser Erde erfahren habe; sie könne ihm alle Kümmernisse dieses irdischen Jammerthales vergessen machen, und selbst nach seinem Tode könne sie ihn in der nebligen Langeweile des Schattenreiches aufheitern. — Und er tröstet die Könige und Fürsten: sie hätten wahrlich nicht nötig, das brave Volk ins Gefängnis zu werfen, sie könnten ruhig schlafen und hätten nichts zu riskieren, die deutsche Revolution sei noch weit von ihnen entfernt und die Frage der Kompetenz sei noch nicht entschieden.*)

Börne war stets freundschaftlich gegen Heine gesinnt gewesen, seitdem er seine litterarische und persönliche Bekanntschaft gemacht hatte. Er hatte von ihm sogar viele Jahre lang mit Liebe gesprochen. Er schätzte ihn als Dichter nach Verdienst und würdigte ihn besonders als eine große Kraft im universellen Freiheitsdienste. Was ihm an Geschwätz über Heine zugetragen wurde, wies er gebührend mit der Vornehmheit einer großen Natur zurück. Da er frei von kleinlicher Eitelkeit war, so berührte es ihn nicht, daß sein und Heines Name sehr häufig zusammen genannt wurden, und daß der Vergleich in Bezug auf Fähigkeit und Talent nicht immer zu seinem Vorteil ausfiel. Heines „Französische Zustände" verletzten und kränkten ihn jedoch und versetzten ihn, während er sie las, in ein Mißbehagen, dem er im letzten Bande seiner „Briefe aus Paris", doch ohne Heftigkeit und Galle, Luft machte. Er kleidete sie in Form einer recht beißenden Satire, welche Heine wie von oben herab traf und ihm in den Augen sehr vieler seiner Leser das Brandmal politischer Charakterlosigkeit aufdrückte.

*) Heine's sämmtl. Werke. Bd. XII. S. 153.

Das war in Wirklichkeit der tiefgehende Kontrast zwischen den Naturen dieser beiden Kampfgenossen, der hier zum Ausdruck gelangte. Börne begriff denn doch nicht in dieser Art und nach dieser Weise! Für ihn bestand der Gegensatz zwischen dem Ernst der mannhaften Natur und dem knabenhaften Leichtsinn, und vor allem als der Gegensatz zwischen Verehrung der Wahrheit auf der einen, Form- und Kunstverehrung auf der andern Seite. Mit sicherem Blick hat er verschiedene der Albernheiten und kleinen Zugeständnisse nachgewiesen, die sich Heine hie und da, wo der Glanz des Lebens in Betracht kam, zu Schulden kommen ließ, sowie auch mehrere ungerechte Spöttereien über in plumper und naiv-volkstümlicher Form gehaltene ideale Bestrebungen. Börne verabscheute ja Leute vom Schlage der Rothschild, während Heine sich von denselben außerordentlich imponieren ließ. Börne, der sich in den Salons heimatlos, dagegen heimisch unter demokratisch gesinnten Handwerkern fühlte, befand sich in den Versammlungen der deutschen Emigranten, wo sie abenteuerliche Pläne schmiedeten und zu unpraktischen Unternehmungen Geld sammelten, wohl, während es Heine schon bei den vielen Aufforderungen zur Teilnahme an diesem oder jenem demokratischen Werk übel zu Mute ward; er paßte durchaus nicht dazu, auf demokratische Verbrüderung einzugehen. Am liebsten hielt er sich trotz seiner revolutionären Neigungen für sich allein und wollte auf keine Weise „frère et cochon" mit den ersten besten Scharen ausgewanderter Landsleute sein.

In einem Brief vom 25. Februar 1833 macht sich Börne unter anderem darüber lustig, daß Heine „eine erhabene Ausdauer" in der dreihundertjährigen Unmenschlichkeit der österreichischen Politik findet, daß er in dem später von ihm selbst so fürchterlich verhöhnten König Ludwig von Bayern „einen der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geziert" sieht, und endlich, daß er es „kühn und großartig" von den Herren von Rothschild nennt, daß sie während der Cholera ruhig in Paris geblieben, während er die unbezahlten Mühen der deutschen Patrioten lächerlich findet. Börne hat hierin und in anderem Recht, ohne jedoch ein feineres oder tieferes Verständnis für Heines Naturell an den Tag zu legen.



Wieder stand er hier wie bei Goethe, einem Genie gegenüber, welches er unbefangen zu beurteilen nicht imstande war, wenn er auch seinem unruhigen Zeitgenossen weder in ähnlichem Umfange noch auf dieselbe Weise wie seinem großen Vorgänger Unrecht zufügte.





Heinrich Heine.

Heinrich Heine.





Vorwort.

Am 13. Dezember 1897 sind hundert Jahre entschwunden, seit Heinrich Heine geboren ward und fast zweiundvierzig Jahre seit seinem Tode. Aber er gehört zu jenen Toten, welche leben. Das elastische, kraftvolle Leben, das er seinen Versen und seiner Prosa eingehaucht hat, fesselt Geschlecht auf Geschlecht an seine Schriften. Noch ist die Zeit nicht vorbei, wo die Sechzehn- und Siebzehnjährigen aus einem geliehenen Exemplar des „Buches der Lieder" sich Verse abschreiben, um selbe immer wieder lesen zu können. Noch giebt es dreißigjährige Männer und Frauen, welche durch den kriegerischen Witz in Heines Satiren erweckt und angeregt werden und in seinem „Wintermärchen" einen Anreiz für ihre Lebensgeister, Nahrung für ihre Begeisterung, ihren Zorn und ihren Thatendrang finden. Die noch Aelteren kennen das Meiste auswendig.

Der Name Heinrich Heine enthält gleichsam durch den im Vor- und Zunamen vorkommenden hellen, scharfen Flötenlaut des Doppelvokals etwas Bezeichnendes. Derjenige, welcher diesen Namen trug, war ein gar lockender Flötenspieler, der zu seinen Lebzeiten einen großen Teil Europas als Lauscher seiner Töne gewann, und jetzt seine Zuhörerschaft rund um den Erdball verteilt besitzt.

Heinrich Heine war durch seine Abstammung Orientale, durch Geburt und Erziehung Deutscher, durch einen großen Teil seiner Bildung Franzose, geistig endlich Kosmopolit, und zwar in ausgeprägterer Weise als irgend ein anderer Dichter, mit Ausnahme von Goethe.

Kein Dichter von israelitischer Abstammung hat seit den Zeiten Jehuda ha Levi's und Mose ben Esra's solch' einen dichterischen Höhenflug erreicht; jedoch gleicht Heine keineswegs diesen seinen großen Vorgängern. Er zeigt, wie etwas später Disraeli in England, Lassalle in Deutschland, Gambetta in Frankreich, den Bruch, unter welchem die Eigenschaften seiner Rasse sprühten, als die moderne Kultur über dieselbe hereinbrach und sie traf, wie der Stahl den Feuerstein. Als Deutscher gehört Heine der deutschen Romantik an, besitzt deren Grundstimmung: Schwärmerei, ihren Wohllaut und ihr Kolorit. Aber als Deutscher ist er zugleich ein Schüler Goethes und Hegels, besitzt beider Hellenismus, etwas von dem heidnischen Geiste des ersteren, etwas von der Dialektik des anderen in seinem Witz. Als Kosmopolit vereinigt er germanische Gefühlsromantik mit französischem Esprit und jüdischer Innigkeit, Wehmut und Schelmerei in einer Form, welche ebenso leicht verständlich als anziehend, seinen Schöpfungen Eingang in der ganzen Welt verschafft hat, so daß sie heutzutage in alle Sprachen übersetzt sind.

Das neue deutsche Reich hat sich geweigert, Heinrich Heine das Denkmal zu errichten, welches seine Verehrer ihm setzen wollten, und das er so gut entbehren kann. Oesterreich-Ungarns Kaiserin mußte seiner Zeit notgedrungen ihren Beitrag für die Heine-Statue zurücknehmen. Selbst in der Provinzstadt, in der er geboren, war kein Platz für seine Bildsäule zu haben. Und gegenüber dieser Haltung des deutschen Reiches haben nicht einmal die zeitgenössischen Franzosen den Gedanken aufgegriffen, ihm in Paris, das er so über alles geliebt und wo er die letzte Hälfte seines Lebens zugebracht hat, ein Denkmal zu errichten.*) Indessen hat außerhalb des deutschen Reiches sicherlich keiner, der in deutscher Sprache geschrieben hat, einen gleich großen Leserkreis wie er.

Die neuere europäische Litteratur ist reich, wie Noahs Arche. Sie besitzt wilde und zahme Tiere, königliche Löwen und mächtige

*) Zeitungsnotizen zufolge ist ein solcher Plan jetzt in Paris im Werke. A. d. U.



Das Heine-Denkmal von Hasselriis
auf Schloß „Achilleion“ auf Korfu.

Adler, plumpe Bären und weiße Schwäne, kluge Raben, eitle Pfaue und schmachtende Nachtigallen, von unzähligen Eseln, Hunden und Affen gar nicht zu reden. Sie besitzt aber auch eine Antilope.

Und die Antilope war schlanker und anmutiger als alle wilden Tiere des Feldes, die Gott der Herr erschaffen hatte, und sie sagte zum Weibe: Sollte wohl Gott gesagt haben, Ihr dürft nicht essen von allen Bäumen des Gartens? ....

Denn es war die Antilope, welche so sprach.

Die Antilope ist wachsam, einschmeichelnd, behende; wenn sie sich sicher fühlt, ist sie munter und schelmisch; stets ist sie geschmeidig, schnell und graziös. Ihr Wesen ist Anmut. Es giebt eine Antilopenfamilie, welche Beni Israel heißt. Zu dieser muß Heinrich Heine gehört haben.

Selbst Byron hat im 19. Jahrhundert kaum so tief gewirkt als er. Man spürt seinen Einfluß überall in Deutschland wie in Oesterreich und Italien, in Rußland wie in Polen, in Frankreich von Gautier bis zu Richepin. Im Norden haben seine Schriften frühzeitig Eingang gefunden. Er ist dort vom Publikum verschlungen worden. Er hat zahlreiche der besten älteren dänischen Schriftsteller beeinflußt, Männer wie Christian Winther, Orla Lehmann, Emil Aarestrup, M. Goldschmidt, dann viele der jüngeren, von J. P. Jacobsen bis zu Sophus Claussen, und ebenso in Norwegen die Generationen von Henrik Ibsen bis zu Alexander Kielland, Gunnar Heiberg und deren Geistesverwandte. Aber in noch höherem Grade als die Schriftsteller, hat er deren Publikum beeinflußt, und bei der Entstehung des seelischen wie intellektuellen Lebens fast jeder einzelnen entwickelten Persönlichkeit mitgewirkt.

Unermeßlich ist sein Einfluß, ungeheuer jedoch ist er gewesen; unmerklich und gewaltig. Gefährlich und verwirrend war er stets für charakterlose Wesen und Schwachköpfe, befreiend hingegen und belebend für gesunde, starke Seelen. In alten Tagen ergriff er die Geister wie eine Ansteckung, später befruchtete er sie wohlthätig, und jetzt, wo er nicht mehr konzentriert wirkt, liegt er in der Luft und wird auch in der Luft des kommenden, neuen Jahrhunderts gespürt werden. **G. B.**



1.
Der Einfluß der Julirevolution auf Heine.

Heinrich Heine befand sich im Sommer des Jahres 1830 auf Helgoland, träumte auf den Dünen, starrte hinaus auf das Meer und horchte auf das Rauschen der Wogen. Er hatte jede Hoffnung auf bessere Zeiten aufgegeben. Er las in den wenigen Büchern, die er bei sich hatte, im Homer, in der Bibel, in der Geschichte der Langobarden und in einigen alten Scharteken über Hexenwesen. Kaum begriff er selbst, daß er noch soeben Redakteur der „Politischen Annalen" in München gewesen war. Zwei Tage nach dem Ereignisse der Julirevolution, jedoch bevor diese Nachricht Helgoland erreicht hatte, schrieb er von dort in einem seiner Briefe, daß er jetzt beschlossen habe, Politik und Philosophie an den Nagel zu hängen und sich der Naturbetrachtung und Kunst hinzugeben: „Ist doch all dieses Quälen und Abmühen nutzlos, und obgleich ich mich für das allgemeine Heil marterte, so wird doch dieses wenig dadurch gefördert. Die Welt bleibt nicht im starren Stillstand, aber im trostlosesten Kreislauf. Einst, als ich noch jung und unerfahren, glaubte ich, daß, wenn auch im Befreiungskampfe der Menschheit der einzelne Kämpfer zu Grunde geht, dennoch die große Sache am Ende siege. Nun erkenne ich, daß sich auch die Menschheit, wie das Meer, nach den Gesetzen von Ebbe und Flut bewegt."

Selbst, wenn derartige Ausdrücke erst später hinzugefügt worden, selbst, wenn diese Briefe nicht echt sind, und als

Memoiren-Bruchstück dem Buche über Börne*) als Uebergangsteil eingeschoben, so hat man hier doch zweifellos ein richtiges Bild von Heine's Stimmung aus jenen Tagen.

Am 6. August schreibt er dann: „Eben las ich in Paul Warnefrieds Geschichte der Langobarden, als das dicke Zeitungspacket mit den warmen, glühendheißen Neuigkeiten vom festen Lande ankam. Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflammten meine Seele bis zum wildesten Brand. Mir war, als könnte ich den ganzen Ozean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluten der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten.“ Ihm schien alles ein Traum zu sein; besonders klang ihm der Name Lafayette als eine Sage aus seiner frühesten Kindheit. Er konnte es kaum fassen, daß derselbe Mann, welcher die Großväter des jetztlebenden Geschlechtes im amerikanischen Freiheitskriege angeführt hatte, jetzt aufs neue als Nationalheld zu Pferde sitze. Ihm war, als müsse er selbst nach Paris gehen, um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen.

Mit starkem Pathos, das er jedoch bald mit leichter Selbstironie zu dämpfen sucht, schreibt er: „Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise . . . Ich bin wie berauscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken . . . Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich soll, was ich muß . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier reicht mir, die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste . . . Ich bin ganz

*) Heine's sämtliche Werke. Bd. 12. p. 80 ff.

Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme . . . vielleicht auch ganz toll!“

Er erzählte unter anderem, daß der Fischer, welcher ihn einige Tage später nach der Düne hinüberruderte, wo man badete, ihn mit den Worten angelacht habe: „Die armen Leute haben gesiegt“, und Heine erstaunt über den richtigen Instinkt des geringen Mannes. Und doch waren es gerade im Gegenteil die reichen Leute, welche schließlich die Sieger und die Herren blieben.

Aber schon eine solche Aeußerung, wie die eben angeführte zeigt, wie die deutschen Schriftsteller die Julirevolution auffaßten. Sie erfüllte sie mit denselben religiösen Empfindungen, mit welchen vierzig Jahre früher die derzeitigen leitenden Geister in Deutschland die große Revolution erfaßt hatten. Sie galt ihnen nicht als ein Ausschlag der Kraft und Fähigkeit der liberalen Bourgeoisie, um die niederen Klassen für sich arbeiten und bluten zu lassen, sondern sie war ihnen im allgemeinen das Signal zur politischen, ökonomischen und religiösen Befreiung des Menschengeschlechtes. Sie war für sie die Großthat, welche mit einem Schlage das Joch vom Volke und den Druck von den Gemütern abschüttelte.

2.
Der Wert der Litteratur von 1820—1848. Heine.

Unter solchen Verhältnissen und Einflüssen bildete sich nun Deutschlands oppositionelle Litteratur während der Zeit von 1820—1840. Wenn man eine so große Gruppe geistiger Schöpfungen überblickt, so sieht man sich natürlicherweise zuerst im allgemeinen in der Menge von Aktenstücken nach Nachrichten um, wie die Menschen jener Zeit und jenes Landes fühlten und dachten, in welcher Form ihre Bildung hervortrat, welche Gestalt ihr Hoffen und Wünschen, ihre Menschen- und Freiheitsliebe, ihr Rechtsgefühl und ihr politisches Denken annahm, und endlich, wie ihr Geschmack beschaffen war: wie der schreiben mußte, der sich Gehör und lebendiges Interesse verschaffen

wollte. So wird unsere historische Wißbegierde in dieser Hinsicht befriedigt.

Darauf entsteht unwillkürlich die Frage, nach dem Werte dieser Litteratur.

Von einer sehr großen Anzahl Schriftsteller bleiben, wie bekannt, nach Verlauf von ein paar Menschenaltern immer nur einige wenige übrig, welche man noch ferner liest. Von einer ungeheuren Anzahl von Werken bleiben nur einige wenige bestehen, die man noch benutzt. Thatsächlich kennt und liest man in unserer Zeit außerhalb Deutschlands nur sehr wenige von den Werken der Geister jener Periode. In Deutschland natürlich weit mehr, immerhin aber liest das Publikum eine verhältnismäßig nur kleine Anzahl der Werke aus jener Zeit. Die Zeit ist es, welche da die erste und gröbste Kritik ausübt.

Von allen Männern jener Zeit, und zwar von den Denkern, liest man außerhalb Deutschlands heute nur noch Feuerbach — doch wenig — und Schopenhauer stark. Dieser letztere gehört mit seinem Einfluß auf die Geister einer späteren Periode an; beide Denker aber liest man noch weit weniger wegen ihres inneren Gehaltes, als ihres originellen und kühnen Stiles halber. Von den Dichtern wird nur Heine außerhalb Deutschlands viel und beständig gelesen. In Deutschland betrachtet und beurteilt man ihn als die Brennnessel im Garten der Litteratur. Die Historiker verbrennen sich an ihm die Finger und thun ihn dann in den Bann. In Litteraturgeschichten und Leitartikeln bezeichnet man seine Prosa als veraltet und seine Poesie als gekünstelt, während man gleichzeitig seine Werke in zahllosen Ausgaben neudruckt, da jetzt das Verlagsrecht freigeworden ist.

In Deutschland wird er indessen ebensoviel gesungen als gelesen. Es giebt mehr als 3000 Kompositionen seiner Gedichte. Bereits vor 10 Jahren hatte sich die Anzahl der Kompositionen für eine Singstimme (von Duetten, Quartetten und Männerchören gänzlich abgesehen) auf 2500 belaufen. Das Gedicht „Du bist wie eine Blume“ ist 160mal, „Ich hab' im Traume geweinet“ und „Leise zieht durch mein Gemüt“ je 83mal, „Ein Fichtenbaum steht einsam“ 76mal, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ 37mal komponiert. Unter diesen Kompositionen

befinden sich zahlreiche von Schubert's, Mendelssohn's, Schumann's, Brahm's, Robert Franz's und Rubinstein's schönsten Liedern, von denen jedoch dem Dichter selbst nur einige wenige bekannt waren.*) Heine ist von allen deutschen Lyrikern derjenige, dessen Gedichte am häufigsten komponiert worden sind. Erst nach ihm mit seinen 3000 komponierten Gedichten folgt Goethe mit etwa 1700, und dann erst kommen in weitem Abstande die anderen Dichter.

Außerhalb Deutschlands ist sein Ruf jedoch nicht nur unangefochten, sondern im steten Wachsen und Steigen begriffen. In Frankreich beschäftigt er die Geister wie ein Zeitgenosse. Er ist der einzige fremde Dichter, den die Franzosen als einen der Ihren und zwar als einen ihrer Größten betrachten. Es kommt gegenwärtig in französischen Büchern kein fremder Schriftstellername so häufig vor, als seiner, und keinen erwähnt man mit größerer Bewunderung, selbst nicht denjenigen Shelleys oder Poes. Edmond de Goncourt gebrauchte den starken Ausdruck, daß ihn alle modernen französischen Schriftsteller im Vergleich mit Heinrich Heine an Handlungsreisende erinnerten, und eine von Théophile Gautiers Lieblingsredensarten war, daß die Philister damit gestraft werden müßten, Steine zu einer Pyramide über Heine's Grab herbeizuschleppen.

Es wird häufig von verschiedenen größeren Gesellschaften die Frage aufgeworfen, wie man verfahren müsse, um sich eine ganz erlesene Büchersammlung von hundert der allerbesten Bücher zusammenzustellen. Die Antworten lauten natürlich sehr verschieden. Doch Heine's Name wird man in allen romanischen und slavischen Ländern als einen der ersten auf allen Listen finden. In England stehen gewöhnlich 90 englische Bücher und 10 fremdländische auf der Liste, aber Heinrich Heine ist mit darunter. Der Glaube, daß man 100 Bücher finden könne, welche alle Menschen für die lesenswertesten halten würden, ein Glaube, der von der protestantischen Vorstellung abgeleitet ist, daß es ein Grundbuch dieser Art gäbe, ist natürlich kindlich und jene Frage nur insofern interessant,

*) Vergl. Nassen, Neue Heine-Funde. 1898. pag. 28 ff. A. d. U.

als sie zeigt, welches ganz unpersönliche Bildungsideal den Fragern wie den unbefangen Antwortenden vorschwebt. Lehrreich ist es indessen zu beachten, wie die Antworten in gewissen bestimmten Fällen in Betreff Heines gelautet haben. Da trat vor einigen Jahren in Deutschland keine geringe Verwunderung zu Tage, als man eine große Anzahl englischer Listen veröffentlichte und auf allen Heinrich Heine, und zwar am häufigsten von allen deutschen Dichtern fand; es waren dabei sogar Listen, auf denen kein einziges Buch von Goethe verzeichnet stand.

Dieser Weltruf beruht indessen nicht einzig und allein auf Heines Vorzügen, sondern auch darauf, daß in seinen Werken eine große Anzahl Stücke enthalten sind, welche zum Verständnis nur eine ganz geringe Bildung erfordern, deren Genuß auch keinen Seelenadel bedingt, während bei anderen Teilen seelischer Adel eher ein Hindernis für den Genuß bildet. Das beweist aber doch nur glänzend, daß sein Talent dennoch in seiner Richtung das größte seiner Zeit war.

Wenn sich also der litterarische Wert eines Kunstwerkes in seinem Widerstandsvermögen gegen die Zeit und in seiner Fähigkeit, sich außerhalb seines Vaterlandes Leser zu gewinnen, kundgiebt, dies Widerstands- und Ausbreitungsvermögen aber dennoch gar keinen Maßstab für den Wert abgiebt, worauf beruht derselbe dann? Auf der Ursprünglichkeit und Stärke des Seelenlebens und der Gemütsbewegung, für welche das Werk im Verein mit seiner Fähigkeit, uns diese mitzuteilen, der Ausdruck ist. Alle Kunst ist ein Ausdruck für eine Gemütsbewegung und hat wieder den Zweck, Gemütsbewegungen hervorzurufen. Je tiefer ein kostbarer Stein ausgeschnitten ist, desto schärfer und deutlicher sehen wir später das Bild im Wachsabdrucke.

Je tiefer der Eindruck in der Seele des Künstlers, umso deutlicher und bedeutender auch der künstlerische Ausdruck. Die Gemütsbewegungen des Künstlers unterscheiden sich nur dadurch von denjenigen anderer Menschen, daß sie in seiner Seele die Erinnerungen auf eine Weise bilden, welche bewirkt, daß sie nach ihrer Ausbildung die Zuhörer oder Leser gewissermaßen anstecken.

Die Frage, welche ein einzelnes Werk uns beantwortet, ist also dann folgendermaßen: Wie weit reichte des Verfassers Blick? Wie tief vermochte er in seine Zeit einzudringen? Wie eigentümlich hat er Freude und Sorge, Wehmut und Liebe, Begeisterung und Menschenverachtung gefühlt? Wir sagen: ein so starkes Entsetzen und solchen Abscheu hat Dummheit oder Schlechtigkeit ihm eingeflößt. So beißend und witzig hat er sich und uns auch an dem durch Dummheit oder Schlechtigkeit Verächtlichen gerächt. Heine aber ist derjenige unter den zeitgenössischen Geistern, der uns hinsichtlich der Beantwortung dieser Frage am meisten interessiert.

Niemals stand das Ansehen jener Litteraturgruppe in Deutschland, besonders in Norddeutschland, so niedrig, als in unseren Tagen. Die Schriftsteller, welche um das Jahr 1830 die Gewaltherrschaft in allen ihren Gestalten bekämpften, die man damals überall, soweit die deutsche Zunge reichte, auf das Drückendste empfand, sind jetzt von einer Unbeliebtheit betroffen, welche, wie es scheint, nur langsam weichen wird. Das ist erklärlich. Denn das jetzt lebende jüngere Geschlecht in Deutschland, welches des Reiches Einheit erlebt hat — jene Einheit, welche damals als phantastisches Hirngespinst betrachtet wurde — und auch gesehen hat, wie Deutschland schnell entschlossen seine ganze Macht entfaltete und siegreich in all seinen Unternehmungen war, dies jüngere Geschlecht hat nur wenig Interesse für jene alten Träumereien, mit denen man die Einheit zu Stande bringen wollte, und es langweilt sich umsomehr bei jenen Schriftstellern mit ihrem ewigen Gespött über den deutschen Michel, als der Erfolg bewiesen hat, wie praktisch und mutig dies verspottete Deutschland sein konnte, sobald die Gelegenheit hierzu gegeben ward.

Besonders wurden seit dem deutsch-französischen Kriege diejenigen Schriftsteller von einer Art Bann betroffen, welche vor einem halben Jahrhundert beständig Frankreich auf Deutschlands Kosten erhoben oder fortdauernd betont hatten, daß die Freiheit Deutschland jene Güter vermitteln würde, die ihm nun Bismarck gebracht hat. Man betrachtete sie als schlechte Patrioten und thörichte Weissager. Nur eine geringe Minderzahl

vermag einzusehen, wie kräftig selbst jener Zorn und Hohn über den damaligen traurigen Zustand mitgewirkt hat, um endlich solchen Um- und Aufschwung zu veranlassen. Und noch weit geringer ist die Zahl derjenigen, welche aus der Litteratur der dreißiger und vierziger Jahre einen wirklichen Vorwurf für getäuschte oder vergessene Ideale herauslesen, und diese fragen sich mit Wehmut, wenn sie in jenen alten Schriften blättern, was denn überhaupt bei dem neuen Zustand der Dinge aus dem Besten, wofür sie gekämpft geworden ist.

3.

Heine und Hegel.

Auch für Heinrich Heine ist aus diesen Gründen im neuen deutschen Reiche der Augenblick wenig günstig. Es ist viel, was man ihm vorzuwerfen hat, sodaß es sich nicht in Kürze aufzählen läßt: zuerst seine Vorliebe für Frankreich und seine vorgebliche oder wirkliche Frivolität. Dann sein nichtgermanischer Ursprung und Witz, seine Sentimentalität, seine Geckenhaftigkeit, seine Leichtfertigkeit. Nicht minder auch die herausfordernde Art und Weise, in welcher er sein Heidentum kundgab. Das neue Deutschland ist in religiöser Hinsicht indifferent: aber, wenn es auch schweigt, so ist es doch an Zucht und Ordnung gewöhnt. Während heutzutage in Deutschland die höchsten Tugenden: Wahrheitsliebe, Selbständigkeit, Seelenstolz und Seelenadel viel weniger gelten als Pflichterfüllung, Regelmäßigkeit, bürgerliche Zucht, militärischer Schwung, „Schneidigkeit," wie man sagt, war es zu Heines Zeit gerade umgekehrt. Disziplin war nicht hochgeschätzt. Und wie damals Religiosität mehr galt als Religion, so auch Menschlichkeit mehr als Nationalgefühl. Patriotismus war zu jener Zeit in den Augen der Besten eine Tugend, die man nicht als unbedingt betrachtete; sie meinten, daß Gerechtigkeit nicht aufhöre eine Tugend zu sein, selbst wenn sie gegen ein fremdes Volk geübt werde.

Bei Heine kommt zu seiner abstrakt radikalen Geistes-

richtung noch der Haß gegen Preußen, dessen Zukunft er so wenig ahnte, als er dessen Stärke verstand, jene Stärke Preußens, welche vorzüglich in Carlyles Schilderung von Friedrichs des Großen Vater veranschaulicht worden ist: die Fähigkeit, mit nüchterner Strenge ein Chaos zu bewältigen, Schwierigkeiten zu beseitigen, und zu verwalten. Dieser Haß glich fast der Todfeindschaft der Rheinländer gegen Preußen. Man denke an die Verse gegen den preußischen Adler:

> Du häßlicher Vogel! wirst Du einst
> Mir in die Hände fallen,
> So rupfe ich Dir die Federn aus
> Und haue Dir ab die Krallen.
>
> Du sollst mir dann in luftiger Höh'
> Auf einer Stange sitzen,
> Und ich rufe zum lustigen Schießen herbei
> Die rheinischen Bogenschützen.

Auf dem Wiener Kongreß hatte Preußen nach langer Weigerung die Rheinlande übernommen. Es erhielt dadurch statt der im Osten erhofften Abrundung eine ganz zerrissene Gestalt und außerdem kam einer von den Alt-Preußen ganz verschiedener Volksstamm unter das preußische Szepter. Dies war die Gegend, wo sich in alter Zeit die Scheidelinie zwischen Kelten und Germanen befand. Hier zwängte sich die römische Militärprovinz ein. Ueber diesem Lande hatte später die Priesterherrschaft dergestalt gebrütet, daß im vorigen Jahrhundert Friedrichs des Großen Geist gar keinen Einfluß ausgeübt hat. Der alte morsch gewordene Klerikalismus stieß hier gerade mit der französischen Revolution zusammen und man begrüßte die Männer, welche deren Ideen verbreiteten, mit Jubel.

[Die Alt-Preußen nährten Unwillen und Mißtrauen gegen die Rheinländer, und diese vergalten jene Gefühle mit Zinsen. Die Preußen waren und blieben am Rhein fremd und unbeliebt. Vom Sohne, der im Heere diente, hieß es: „er ist bei den Preußen."] Der Berliner verfuhr als Beamter in Köln oder Düsseldorf übermütig und verkleinerte alles, und der Rheinländer betrachtete lange eine Anstellung in den alten preußischen Provinzen als eine Verbannung nach Sibirien. Ueberall hörte

man Klage über die den Preußen mangelnde Fähigkeit, sich die Herzen in den neu zueroberten Stämmen zu gewinnen.*)

Heinrich Heine wurde am Schluß des Jahrhunderts**) (zwischen 1797 und 1799) in Düsseldorf, der Hauptstadt des dermaligen Herzogtums Jülich-Cleve-Berg, geboren. Die Stadt war sechs Jahre hindurch von französischen Revolutionstruppen besetzt. Sie zogen 1801 ab und Max Josef wurde Regent: im Jahre 1806 wurde er König von Bayern und an seiner Stelle Joachim Murat Großherzog. Doch schon im Jahre 1808 mußte dieser das Land dem ältesten unmündigen Sohne des Königs von Holland, d. h. an Napoleon, als Vormund des Knaben, abtreten. Das Land wurde nun ganz nach französischem Muster regiert, Leibeigenschaft, Lehnswesen und Frohndienst aufgehoben, das Rechtswesen umgebildet und eine unbedingte Religionsfreiheit eingeführt: schon aus diesem einen Grunde huldigte die jüdische Bevölkerung der Rheinlande Napoleon als dem Befreier aus tausendjähriger Unterdrückung.

Zweifellos hat die Berührung mit den zu jener Zeit so kühnen und siegreichen Franzosen sehr viel dazu beigetragen, dem Geiste Heinrich Heines den ersten Schwung zu geben. Sein Respekt für überlieferte Autoritäten erhielt frühzeitig einen Knick. Sein angeborener Witz wurde in jener Richtung entwickelt, welche die Franzosen esprit nennen, und der Keim zu seiner Napoleons-Bewunderung gelegt. Heutzutage erscheint diese Bewunderung von Seiten Heines als eine fast alleinstehende Thatsache in der deutschen Litteratur des Jahrhunderts. Doch war sie weit entfernt, dies zu sein. Man braucht nur bis auf Wieland zurückzugehen, um bei ihm eine ebenso lebendige Bewunderung Napoleons zu finden, sogar ehe der Lauf der Geschichte sie billigte. Bereits im Jahre 1798 erklärte er, daß Frankreich jetzt eines Diktators bedürfe, daß kein anderer sich dazu eigne, als der General Bonaparte, welcher damals in

*) K. Mendelssohn-Bartholdy, Preußen und Frankreich zur Zeit der Julirevolution. S. 25 ff.

**) Vgl. auch Nassen, Neue Heine-Funde. S. 111. (Leipzig 1898. Verlag von H. Barsdorf.) Anm. d. Uebers.

Egypten war. Im Jahre 1800 prophezeit er, daß Bonaparte sich zum Kaiser machen wird, machen muß, und verteidigt ihn gegen die Angriffe der englischen Blätter. Napoleon, welcher von diesen Prophezeiungen unterrichtet war, unterhielt sich aus diesem Grunde lange mit Wieland, als er 1808 in Erfurt war.

Keiner von den großen Deutschen hatte an der Wende des Jahrhunderts Nationalhaß gekannt. Ohne einen Funken davon hatte Goethe 1793 den Feldzug in Frankreich als Zuschauer mitgemacht. Schiller hatte sich mit seinem französischen Bürgerbrief gefreut und gedacht, der müsse seinen Kindern einmal zu Gute kommen. Knebel, Goethes Freund, hatte gewünscht, Bonapartes Siege besingen zu dürfen. So sah dann Goethe auch mit großer Gemütsruhe, wie Napoleon das Reich Friedrichs des Großen vollständig zerschmetterte; dieser preußische Staat muß sich in seinen Augen als ein vorübergehendes Phänomen in der Geschichte Deutschlands ausgenommen haben. Er war Zeuge gewesen von Napoleons Emporkommen und Siegeslauf und hatte gesehen, wie er die Anarchie überwältigte, die ihm, dem Aristokraten und Evolutionisten, so verhaßt war. Darauf lernte er ihn selbst kennen, mitten unter seinen Marschällen, umgeben von Frische, Liebenswürdigkeit, Genialität, Unwiderstehlichkeit. Der Eindruck, den Napoleon persönlich auf ihn machte, war so stark, daß er die früher gehegte Bewunderung nur vermehrte. Daher wiederholte er, selbst nach dem russischen Feldzuge, sogar während der Erhebung Deutschlands sein „Das nützt ihnen nichts, der Mann ist ihnen zu groß.“ Erst als alles aus war, leistete er aus Anlaß des Friedens mit seinem Festspiel eine Art notgedrungener Abbitte.

Weniger bekannt als Goethes so oft erwähntes Verhältnis zu Napoleon ist dasjenige Hegels, welcher als Lehrer Heines und als derjenige Denker, der ihm immer als der vorzüglichste vor Augen stand, einen ebenso unbestreitbaren Einfluß auf ihn ausgeübt hat.

Hegel wirkte im Allgemeinen wie eine in geistiger Hinsicht befreiende Macht, als die Macht, welche den religiösen Dogmenglauben niederriß und das Individuum dem staatskirchlichen Christentume gegenüber frei hinstellte. Selbst eine

so lyrisch veranlagte Natur, wie Heine nahm in dieser Hinsicht eine schwache Färbung von Hegelianismus an, ganz davon zu geschweigen, daß Heine seinen scharfen Verstand in der Hegel'schen Schule ausbildete und die Form seines Witzes die Hegel'sche Dialektik verrät, welche jeden Begriff in sein Gegenteil umschlagen läßt.

Aber noch vorzüglicher wirkte die Hegel'sche Philosophie auf die jungen Gemüter als eine Art modernen Hellenismus. Hegel beeinflußte die Jugend noch unzweideutiger in hellenischer Richtung, als selbst Goethe dies gethan hatte.

Man erinnert sich sicherlich aus Heines Schrift über Börne jener Stelle, wo er von Börnes nazarenischer Beschränktheit spricht. Er sage „nazarenisch", erläutert er, um sich weder des Ausdrycks „jüdisch" noch „christlich" zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für ihn synonym seien und von ihm nicht gebraucht würden, um einen Glauben, sondern um ein Naturell zu bezeichnen. Auch stellt er das Wort „nazarenisch" im Gegegensatz zu „hellenisch", das ihm gleichfalls eine sowohl angeborene wie angeeignete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichnet. Mit anderen Worten: alle Menschen sind für ihn entweder Nazarener oder Hellenen, Menschen mit asketischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben, oder Menschen von lebensheiterem, entwicklungsstolzem und realistischem Wesen. Und dann bezeichnet er sich selbst als Hellenen — eine Bezeichnung, die sich ein deutscher Romantiker niemals beigelegt haben würde.

Hellenismus in diesem Sinne aber strömte von Hegel aus. Seiner ganzen Geistesrichtung nach verfolgt Hegel die gleiche Tendenz der damaligen Zeit, die antiken Formen mit dem Inhalte einer neuen Zeit zu erfüllen, der wir auch bei Goethe begegnen, als er seine Iphigenie dichtete, und bei Thorwaldsen, als er die Statue der Fürstin Barjátinska in griechischem Gewande ausführte. Es ist kein Zufall, daß Hegel und Thorwaldsen im selben Jahre 1770 mit nur ein paar Monaten Zwischenraum geboren wurden. Und ganz sicher war es auch kein Zufall, daß Hegel diejenige Seite von Goethes Wesen am besten verstand, welche sich Griechenland

zuwandte. Er nannte das Studium der Antike die wahre Einleitung zur Philosophie und formte allmählich sein System als Ganzes nach den Systemen des klassischen Altertums. Dasselbe verhält sich zu Aristoteles' Gedankengebäude, wie sich Goethes Iphigenie zur Iphigenie des Euripides verhält, oder der Alexanderzug Thorwaldsens zum Parthenonfries.

Seine eigentliche, ursprüngliche Gesinnung dem Christentum gegenüber zeigt sich in den theologischen Studien und Forschungen aus seiner Jugendzeit, deren Inhalt nach den Manuskripten von Haym wiedergegeben ist. Er zeigt hier, daß die griechisch-römische Religion eine Religion für freie Völker war, daß die Idee einer freien Gemeinschaft für den Griechen das Höchste, das Ideal war, dem er seine Arbeit und sein Leben weihte. Der Gott des Christentums war nur ein Ersatzmittel für die republikanische Freiheit, welche verloren ging. Man besaß keine Macht mehr und konnte nicht mehr wollen; aber man konnte wünschen und beten. Und jemehr nun der Mensch Sklave wurde, desto mehr benötigte er eines Gottes außer sich und über sich. Und Hegel folgert, daß es unserer Zeit vorbehalten sei, jene Schätze zurückzufordern, welche, als des Menschen Eigentum, an den Himmel geschleudert wurden. Er greift hier Heine und Feuerbach vor.*)

In seiner Jugend betrachtet Hegel beständig das jüdische Altertum durch die Brille klassischer Auffassung. Die alte Geschichte der Juden nennt er „einen Zustand vollkommener Häßlichkeit“. Das große Trauerspiel Juda's sei kein griechisches Trauerspiel, sagt er, das könne weder Furcht noch Mitleid erwecken; denn diese Gefühle entsprängen nur aus dem naturgemäßen Fehltritt eines schönen Wesens. Wie man sieht

*) Die Objektivität der Gottheit ist mit der Verdorbenheit und Sklaverei der Menschen in gleichem Schritt gegangen, und jene ist eigentlich nur eine Offenbarung dieses Geistes der Zeiten. . . . Außer früheren Versuchen blieb es vorzüglich unseren Tagen vorbehalten, die Schätze, die an den Himmel geschleudert worden sind, als Eigentum der Menschen wenigstens in der Theorie zu vindiziren; aber welches Zeitalter wird die Kraft haben, dieses Recht geltend zu machen und sich in den Besitz zu setzen?

beobachtet er die Geschichte und die Geschicke des jüdischen Volkes auf dem Hintergrunde sophokleischer Weltanschauung und aristotelischer Theorien. Begriffe wie Gesetz und Strafe gelten ihm nur als häßliche. Die christliche Vorstellung von der Sündenvergebung kann er sich nur erhalten, wenn er sie mit dem Begriff eines durch Liebe versöhnten Schicksals vertauscht. Er kann, mit anderen Worten, Christi Leidensgeschichte nur schön finden, wenn er sie unter demselben Gesichtspunkte erblickt, unter dem er Oedipus in Kolonnus sieht, als ein Geschick, welches den Unschuldigen trifft, nicht aber als ein für die Sünden Anderer gebrachtes Opfer. Auch für ihn ist also im Grunde genommen das Judentum und das Christentum ein und dasselbe: der häßliche Gegensatz zum Hellenismus.

Er rettet für sein Bewußtsein nur Jesu Person und Geschichte aus dem positiv-religiösen Schiffsbruch, indem ihm Jesus in persönlicher Form dasselbe wurde, was ihm die Antike in der Form des Staatslebens war: ein schönes, gottmenschliches Leben. Dieser Jesus ist dann nicht schlechtweg Jesus, sondern ein Jesus-Apollo, wie der, den Heine später in dem Gedicht „Frieden" schildert: die mächtige Gestalt, welche an Stelle des Herzens in der Brust die rote, flammende Sonne trägt. Und wenn Heine in dem bekannten Nachwort zum „Romanzero" von seinem letzten Kniefall vor „der hochgebenedeiten Göttin der Schönheit, unserer lieben Frau von Milo" spricht, die so mitleidig auf ihn niederblickte, selbst trostlos darüber, daß sie nicht Hülfe bringen kann, so begegnen wir hier auch bei ihm einer ähnlichen Verschmelzung des Heidnischen mit dem Christlichen. Denn es ist nicht Venus schlechtweg, sondern Venus-Madonna.

Hegel ist daher der Stammvater desselben heidnischen Hellenismus, für den es dann Sitte wurde, Heine anzuklagen.

Hegel, welcher als Unterthan des kleinen, despotisch regierten Württemberg geboren war und es nie gekannt hatte, ein Vaterland zu besitzen, wie sehr er sich auch danach gesehnt, war im Beginn des Jahrhunderts von solcher Bitterkeit über die deutschen Zustände erfüllt, so voller Zorn und



Sarkasmus über den politischen Stumpfsinn seiner Landsleute daß er, genau wie Goethe, Napoleon mit der überströmenden Bewunderung eines Kosmopoliten entgegenkam. Er, der beständig in dem Gedanken einer phantastischen Versöhnung des Idealen mit dem Wirklichen geschwelgt, hatte während seiner ganzen Jugend den Eindruck von wirklicher Macht entbehrt, bis Napoleons Gestalt ihm entgegentrat und ihn begeisterte. Wie man von Goethe sagt, daß er den Kanonendonner von Jena benutzte, um in aller Stille Christiane Vulpius zu heiraten,*) so sagt man auch von Hegel, daß er im selben Jena unter dem Kanonendonner der Schlacht seine „Phänomenologie des Geistes" vollendete. Gewiß ist es, daß er gerade in jenen Tagen die letzten Bogen des Werkes an seinen Verleger sandte, und der Gegensatz zwischen seiner unendlichen Gleichgültigkeit für Preußens Untergang und seiner leidenschaftlichen Aengstlichkeit dafür, daß eine der kostbaren Manuskriptsendungen in der unruhigen Zeit mit der Post verloren gehen könne, ist überraschend. Einer seiner Briefe an den Verleger, welche die Sendung begleiteten, trägt das Datum der Schlacht.

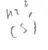
Dies Werk, an das er unter solchen Verhältnissen die letzte Hand gelegt, zeigt den Entwickelungsgang des Menschengeistes unter einer eigentümlichen Vermischung der psychologischen und historischen Anschauungsweise. Denn hier sollte der Geist als selbstbewußter Geist seine Vollkommenheit erreicht haben, indem er alle Wirklichkeit als Geisteswirklichkeit verstanden hatte. Die Menschheit stand jetzt, nach dieser Philosophie, an ihrem Ziel; die einzelnen sterblichen Menschen, welche nun der Erkenntnis höchstes Prinzip erreicht hatten, waren damit zur Erkenntnis wie Götter gelangt, und ihr thatkräftiges Leben war jetzt gleichfalls nur die schöne Entfaltung eines Daseins, wie es sich die Griechen von den Göttern vorstellten: ganz zufrieden und ganz harmonisch. Als Hegel seine letzten Worte schrieb, daß die Weltgeschichte nur ein lebhaftes Spiel des Geistes sei,

*) Dem entgegen siehe Lewes, Goethe übers. v. Frese. 14. Aufl. Bd. 2, Seite 430. Anm. d. Uebers.

der sich als Allmacht wisse, da hielt Napoleon zu Pferde vor den Thoren Jenas.

Und auch Hegel sah ihn, sah ihn mit Freuden. „Ich habe", schreibt er von Jena, „den Kaiser gesehen, diese Weltseele. Es ist in Wirklichkeit eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, welches hier, auf einen Punkt konzentriert, auf einem Pferde sitzend, über die Welt hinweggreift und sie beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen — aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den nicht zu bewundern unmöglich ist." Und Hegel bewundert nicht bloß ihn, sondern das ganze französische Volk. Ein Vierteljahr später schreibt er, daß er in der Zeitgeschichte den überzeugendsten Beweis dafür sehe, daß Bildung über Rohheit, Geist über geistlosen Verstand siege. Er fügt sogar hinzu: „Wie ich schon früher that, so wünschen jetzt Alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschiede ihrer Anführer und des gemeinen Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann." *)

Heine hat ganz gewiß nicht geglaubt, daß seine Napoleonsschwärmerei einer Verteidigung bedürfe; sonst hätte er sich darauf berufen können, daß er hier denjenigen Mann zum Vorgänger gehabt, von dem er nur mit Ehrfurcht als von dem „großen Hegel, dem größten Philosophen, den Deutschland seit Leibniz hervorgebracht" gesprochen habe; den Mann, von dem er als unzweifelhafte Thatsache den höchst zweifelhaften Satz ausführt: „daß er hoch über Kant emporragt", und den er nur so schonend und leise wie in dieser Wendung tadelt: „Hegel aber ließ sich krönen zu Berlin und leider auch ein bischen salben."



Doch nicht nur Heines große Vorbilder und Lehrer, sondern auch Zeitgenossen, wie Varnhagen von Ense, welcher sogar sein Blut im Kriege gegen Napoleon vergossen, nährten dieselbe Bewunderung für ihn und hielten sich ebenso frei von germanischem Nationalhaß. Ueber den Dänen Baggesen, der

*) Haym, Hegel und seine Zeit. S. 258.



sich in seinem halbdeutschen Wesen gern deutscher als die Deutschen zeigte, schreibt Varnhagen: „Er haßt Napoleon und die Franzosen auf eine ganz widerliche Weise, bis zum Ekel heftig und ohne Grund; denn alles, was bei uns Deutschen gut ist und weshalb wir uns am höchsten schätzen, ist ihm ein Greuel, das hofft er mit Hilfe Kants, Jacobis, Voß's und Klopstocks zu zwingen." — Kant ist hier augenscheinlich wegen seines so wenig deutschen kategorischen Imperativs genannt, die Uebrigen kraft ihres beschränkten Nationalgefühls.

Man sieht also, daß sich bei den Männern, welche den größten Einfluß auf Heines Entwickelung ausgeübt haben, ein und derselbe Napoleonskultus verfolgen läßt.

Dieser kam bei Heine mehrere Jahre früher, ehe er in Frankreich epidemisch wurde, dichterisch zum Ausdruck und erreichte bei ihm eine Höhe, welche weder bei Beyle noch bei Hugo übertroffen wird. Man kann sogar sagen, daß der poetische Ausdruck dieses Kultus in Heines berühmtem Jugendgedicht „Die beiden Grenadiere" (welches er nach seiner eigenen Angabe mit 16 Jahren, wahrscheinlich aber in seinem 19. Jahre verfaßt hat) alles übertrifft, was selbst in Frankreich von verwandter Art existiert. Sogar Bérangers Meisterwerk „souvenirs du peuple" besitzt nicht diese Einfachheit und Erhabenheit, obschon es besser als irgend ein anderes Gedicht der Napoleonlegende im französischen Volke einen zugleich handgreiflichen und rührenden Ausdruck gegeben hat. In Heines „Grenadieren" entspricht die Rhythmik jeder Zeile auf das Genaueste der Stimmung und dem Inhalt; so die wehmütigen Jamben: Der andere sprach: das Lied ist aus; so die feurigen Anapästen: Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab. Man liest, ohne sonderlich gestört zu werden, des Grenadiers unmögliche Bitte, seine Leiche nach Frankreich zu bringen. Die Hauptstrophe: Was schert mich Weib, was schert mich Kind?, des Grenadiers Protest gegen das Gebundensein an Weib und Kind, die er in der Heimat zurückgelassen, schützt mit seiner Wildheit meisterhaft vor der Sentimentalität des Romanzenstils. Nur scheinbar hat dies Gedicht einzig die Treue gegen Napoleon zum Vorwurf: es verherrlicht

die glühende Treue gegen den Feldherrn, die unendliche Begeisterung für die große Persönlichkeit überhaupt.

Die Gabe, lyrische Gestalten zu schildern und darzustellen, war Béranger wie Heine gemeinsam. Aber Béranger war ein Liederdichter, Heine dagegen ein Genie. Die „Grenadiere“ beginnen, wie fast alle Gedichte Heines, einfach und ruhig. Nichts liegt ihm ferner als Victor Hugos lyrischer Anlauf: Lui! toujours lui! Er wirkt nicht durch direkte Darstellung, sondern durch Kleinmalerei dessen, worin sich die große Geschichte abspiegelt und welches den Maßstab abgiebt, bis endlich ein schwärmerisches Traumgesicht den einfachen Dialog durchbricht.

War nun auch der Gegenstand dieser Verehrung einer solchen nicht wert, so bleibt doch dies Gefühl an sich nicht weniger schön und es ist genau dasselbe wie in den Reisebildern, wo Heine schildert, wie er als Knabe den Kaiser durch den herzoglichen Garten in Düsseldorf reiten sah. Das Kapitel beginnt: „Aber wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah, den Kaiser!“ Man beachte dies Hosiannah! Im Augenblick der Ekstase kommt ihm als Erinnerung aus der Kindheit der alttestamentliche Heil- und Jubelruf auf die Lippen. Und woran dachte der Knabe damals? Daß es bei Strafe von fünf Thalern verboten sei, durch die Allee zu reiten! Und siehe, der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten hindurch — und die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam . . .

Heine gilt als politischer Dichter für revolutionär, und war es auch. Aber seine politische Leidenschaft ist ausschließlich gegen mittelalterliche Zustände und mittelalterlichen Glauben gerichtet. Er ist im Ernst antiklerikal, doch nicht ernstlich demokratisch begeistert. Sein größtes politisches Gedicht „Deutschland ein Wintermärchen“, bietet hierfür den gültigsten Beweis. Wirkliche Leidenschaft findet man hier nur, wo der Liktor, des Dichters unsichtbarer Begleiter, im Kölner Dom mit seinem fürchterlichen Beil die Skelette der heiligen drei Könige zerschlägt, „die armen Skelette des Aberglaubens“. Doch in diesem großen Gedichte, Heines gewichtigstem Werke, findet man

am klarsten die ihn erfüllenden politischen Stimmungen und Gedanken ausgedrückt, hier auch das in der deutschen Poesie neue Element des kriegerisch Herausfordernden und des im Handgemenge Streitenden. Das findet man nicht bei Goethe. Er war wohl zu guter Letzt von der „vollständigen Wertlosigkeit seiner Zeit“ durchdrungen, fürchtete aber, daß ein Umstürzen der Autoritäten alles schlimmer machen würde. Auch bei Schiller hatte man kein direktes Verhältnis zur Politik der Gegenwart finden können. Sein Pathos ergoß sich in Freiheitsdramen. Bei Heine findet man jedoch seit 1830 stets dies direkte Verhältnis. Hierauf beruht ein Teil seines Ichs. Und er ist hier in allem ehrlich gewesen, selbst da, wo man seine Ehrlichkeit verkannt hat.

Man schlage die Stelle in den „Reisebildern“, welche ihm zumeist als Prahlerei und Ziererei zur Last gelegt wird, nach, jenen Passus, der nach der Schilderung des Besuches der Wahlstatt von Marengo folgt: „Es wird ein schöner Tag werden, rief mein Reisegefährte. — Ja, es wird ein schöner Tag werden, wiederholte leise mein bebendes Herz und zitterte vor Wehmut und Freude. Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen als die Aristokratie sämtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben . . .“ Und am Schluß diese Worte: „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranz den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war immer nur ein heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke . . . Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit.“

Ueberall in der deutschen Litteraturgeschichte, in der Geschichte, Aesthetik und Kritik, und nicht nur bei Menzel, sondern auch bei Goedeke, bei Treitschke, bei Griesebach, dem Nachahmer und Verdammer Heines, bei dem sonst so feinfühlig urteilenden

Hehn, wird man diesen politischen Kampf Heines mit tiefster Verachtung erwähnt finden. Selbst Scherer ist kalt und abweisend. Ja, als der italienische Dichter Carducci vor einigen Jahren Heine in einer Ode als Freiheitshelden verherrlichte, protestierte sogar Karl Hillebrand, Deutschlands bester Kritiker und Heines früherer Sekretär, der stets mit Bewunderung und Pietät von dem großen Toten gesprochen hatte, mit den Worten: Heine selber hätte dies nie so feierlich genommen, gewissermaßen dagegen. Diese üble Stimmung und dies Mißtrauen ist erklärlich. Denn die Frivolität in Heines Wesen war in seiner Jugend von einer abschreckend politischen Haltungslosigkeit begleitet. Um in München eine Professur zu erlangen, ist er 1827, wenn auch erfolglos, bereit, sein Verhalten gegen König Ludwig zu verleugnen. Gleichzeitig erbietet er sich, den erbärmlichen Herzog von Braunschweig, den Diamantenherzog, zu verteidigen, falls man ihm hierfür einen braunschweigischen Orden verleihen will. Ebenfalls ohne Erfolg. Erst seit 1830 ist sein politischer Charakter gefestigt.

Die Sache ist zuvörderst die, daß Heine die „pathetischen Geberden“ mangelten, und er zu stolz war, sie anzuwenden. Das verwirrt die Deutschen. Aber man thut ihm blutiges Unrecht. Es war und blieb ein großes Pathos in seiner Seele. Das in seinen späteren Jahren verfaßte Gedicht „Enfant perdu“, welches ein Kapitel des Romanzero abschließt, hat er ganz empfunden.

Er war in der That, wie er sich hier nennt, ein vorgeschobener, vergessener Posten, dem Niedergeschossenwerden preisgegeben. Und wenn es in seiner nachgelassenen Hymne in Prosa heißt: „Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme“ so ist das wahr. Es sprühen noch heutigen Tages die Funken seiner Schwertschläge und das Licht seiner Flamme leuchtet unvermindert. Und Viele wärmen sich noch an seinem Feuer.

Wie bereits angedeutet, findet Börne in seinen „Briefen aus Paris“ Heine inkonsequent, weichlich und charakterlos als Politiker. Er wirft ihm nicht so sehr Selbstüberschätzung vor, als vielmehr, daß er die Wirksamkeit einzelner Menschen überhaupt überschätze, da nach Börnes Ansicht die Individuen heut-

zutage nicht mehr so viel als in früheren Zeiten bedeuten. Selbst ein Voltaire, ein Rousseau, würde heute von keiner sonderlichen Bedeutung mehr sein. Die Individuen seien jetzt nur des Volkes Herolde! Dies vergesse Heine. Und in seinem Streben, den Demokraten zu gefallen, sage Heine, daß ihn die jesuitisch-aristokratische Partei in Deutschland verleumde, weil er dem Absolutismus kühn die Spitze biete; um sich aber bei den Aristokraten einzuschmeicheln, sage er gleichzeitig, daß er dem Jakobinismus kühn die Spitze geboten, daß er ein guter Royalist sei und ewig monarchisch gesinnt bleiben werde.

Börne versteht eben keinen Scherz. Scherzend hat Heine erzählt, daß er in einem Pariser Modenmagazin, welches er zuweilen besucht, zwischen den acht jungen Arbeiterinnen und ihren acht Liebhabern — alle sechzehn von höchst gefährlicher republikanischer Denkweise — der einzige Royalist gewesen sei. Wörtlich sagt er einmal: „Ich bin bei Gott! kein Republikaner. Ich weiß, wenn die Republikaner siegen, schneiden sie mir die Kehle ab . . . Ich verzeihe ihnen übrigens diese Narrheit.“ Börne fügt hinzu: „Ich nicht. Republikaner, die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.“

Es liegt in jenen Aeußerungen Heines etwas, was den Leser trotz des Scherzes stutzen läßt: dieser abwechselnde Ausbruch von äußerstem Radikalismus bis zur schneidensten revolutionären Stimmung als Grundakkord — und diese stets wiederkehrenden Versicherungen, weder ein Jakobiner noch ein Republikaner zu sein! Man verlangt hier eine Erklärung, die bis jetzt noch keiner zu geben versucht hat.

Denn jene Erklärung, daß Heine charakterlos war, charakterlos in solchem Grade, daß er unausgesetzt in der ernstesten Angelegenheit und während er die Augen zweier großer Länder auf sich gerichtet wußte, sich selbst Lügen gestraft habe — diese Erklärung beweist nichts. In den Prinzipien muß also diese Unklarheit liegen.

Man erinnere sich seines beständigen, grenzenlosen Napoleonskultus. Der macht sich noch ein letztes Mal im „Winter-

märchen", im Trauerliede auf den toten Kaiser Luft, als dessen Sarg von St. Helena nach Paris überführt ward:

> Die elsässischen Felder entlang
> Durch des Triumphes Bogen,
> Wohl durch den Nebel, wohl über den Schnee
> Kam langsam der Zug gezogen . . .

Ebenso erinnere man sich der Szene auf dem Schlachtfelde von Marengo aus den „Reisebildern", wo der Russe Heine fragt: Sind Sie gut russisch? — und Heine antwortet: Ja, ich bin gut russisch. — Denn, erklärt er, bei dem wunderlichen Wechsel der Losungsworte und Repräsentanten in dem großen Kampfe habe es sich so gefügt, daß der glühende Freund der Revolution nur im Siege Rußlands das Heil der Welt sehen, und den Kaiser Nikolaus als den Gonfaloniere der Freiheit in Europa betrachten müsse. Die russische Regierung sei durchdrungen von liberalen Ideen, ihr unumschränkter Absolutismus sei vielmehr Diktatur, um jene Ideen unmittelbar ins Leben treten zu lassen u. s. w. . . .

Dieser Irrtum ist in seiner Naivetät ungeheuer. Aber das ist in diesem Zusammenhange gleichgiltig. Das Interessante ist, wäre der Absolutismus in Rußland derartig beschaffen gewesen, so hätte er Heines Beifall und Sympathie im selben Maße gehabt, wie Napoleons Macht beides besessen hatte.

Doch man bedenke dies! Heine, der weitgehendste Repräsentant des Radikalismus in der Poesie seiner Zeit, verherrlicht Kaiser Nikolaus, diesen ärgsten Tyrannen des Zeitalters, als den Bannerträger der Freiheit. — Ist dies derselbe Mann, der stets eine jugendliche Freude darin findet, die Vorstellungen von Königs- oder Kaiserwürde mit den Streichen der Guillotine in nahe Ideenverbindung zu bringen? Man erinnere sich Heines Worte an Barbarossa: „Du wirst hier an ein Brett geschnallt — das senkt sich" u. s. w. und des Schlußrufes an den alten ehrwürdigen Kaiser: „Die Republikaner lachen uns aus — sehn sie an unsrer Spitze — so ein Gespenst mit Szepter und Kron' . . ." Er legt also Wert auf das Urteil der Republikaner, teilt in gewisser Hinsicht ihren Standpunkt.

Oder man erinnere sich des unsagbar witzigen Gedichts „1649—1793 —?“, welches zuerst die schnelle Justiz an den Königen unter der englischen und französischen Revolution behandelt und von der kommenden deutschen also weissagt:

Der Deutsche wird die Majestät
Behandeln stets mit Pietät.
In einer sechsspännigen Hofkarosse
Schwarz panaschiert und beflort die Rosse —
Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche
Der weinende Kutscher — so wird der deutsche
Monarch einst nach dem Richtplatz kutschiert,
Und unterthänigst guillotiniert.

Ist dies nun kein bloßes Spiel mit Worten und Gefühlen, so muß hier eine Erklärung gegeben werden, eine Auslegung, deren Schlüssel Heine selbst nicht gekannt hat. Denn daß hier ein Widerspruch in den Worten, im Wortlaute selbst herrscht, ist unstreitbar.

Die Auslegung aber ist die, daß Heine zugleich ein großer Freiheitsverehrer und ein ausgeprägter Aristokrat war. Er besaß die ganze Liebe einer freiheitsdurstigen Natur zur Freiheit; er schmachtete nach Freiheit, er entbehrte und liebte sie von ganzer Seele, aber zugleich besaß er auch die Liebe der großen Natur für menschliche Größe und das rein nervöse Entsetzen der feinfühligen Natur vor jeder Mittelmäßigkeit überhaupt. Mit anderen Worten: es war in Heinrich Heines Seele kein einziger konservativer Blutstropfen. Sein Blut war revolutionär. Aber es war in seiner Seele auch kein demokratischer Blutstropfen. Sein Blut war aristokratisch: er wollte das Genie als Führer und Herrscher anerkannt sehen.

Er applaudiert, wenn er in seinem historischen Rückblick, oder Zukunftstraum einen erbärmlichen König oder Kaiser guillotiniert werden sieht. Aber er will dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. „Apodote ta kaisaros kaisari“, ist sicherlich dasjenige von Jesu Worten im neuen Testament, welches sich seinem Geiste am tiefsten eingeprägt hat. — Er fürchtet nicht einen Freiheitszustand, gegen den Alles, was wir bis jetzt auf Erden von Freiheit gekannt haben, ein Kinderspiel wäre, aber er hält es nicht für möglich, daß die ideelle Philister-Durch-

schnittsbildung die Freiheit in ihrem Schoße trage. Er verabscheut alle Mittelmäßigkeit, die liberale, wie die republikanische, als den Feind der großen Persönlichkeit und der großen Freiheit.

Daher sein Mißtrauen gegen die nordamerikanischen Freistaaten, seine geringe Schwärmerei für deren Freiheit:

> Manchmal kommt mir in den Sinn
> Nach Amerika zu segeln,
> Nach dem großen Freiheitsstall,
> Der bewohnt von Gleichheitsflegeln . . .

Wenn Heine die Marseillaise verehrt, so geschieht es, weil ihm dies Lied das Symbol des großen Aufstandes ist. Wenn er Napoleon verehrt, so geschieht es, weil dieser der Könige und der alten Weltordnung Demütiger ist, und wenn er an ihm alles Freiheitsfeindliche übersieht, so geschieht das, weil Napoleon für ihn als der Repräsentant des Volkes dasteht, rein von jedem Tropfen demokratischer Mittelmäßigkeit.

Es kommt daher nur einmal im Mißmut vor, daß er nicht er selber ist, sondern in von außen geholten Formeln spricht, nämlich jene plebejische Albernheit nachzusprechen, daß die Bedeutung der großen Individuen vorbei sei, eine Behauptung, die im Grunde nur der klassische Ausdruck des bürgerlichen Neides ist. In seinem innersten Wesen ist Heine so sehr vom Gegenteil überzeugt, daß er sogar zu dem verrückten Extrem gelangen kann, in Nikolaus, dem damals verstocktesten Repräsentanten all und jeden Zwanges, den ersten aller Freiheitsmänner in Europa zu erblicken. Aber Nikolaus war wenigstens eine Persönlichkeit, eine Kraft. Und Heine war Genie genug, um zu fühlen, daß es in letzter Instanz einzig und allein auf Persönlichkeiten und Kräfte ankommt. Zahlen thun es nicht, Monarchen auch nicht, und Monarchen in großer Anzahl erst recht nicht. Daher Heines ewige Scherze mit den drei Dutzend deutscher Monarchen.

Wovor Heine zumeist bangte, das war vielleicht ein Leben ohne Schönheit. Das Fourier'sche Phalanstère, dies große Arbeitshaus ohne all und jeden Ueberfluß, wo sich auch kein Platz für die Kunst — als Ueberfluß — findet, schien ihm in Zukunft unvermeidlich, es befriedigte ihn aber nicht.

Was seinen Widerwillen jedoch noch mehr erregte, war ein Leben ohne Größe, mit Gleichheit in der Mittelmäßigkeit als Religion, mit dem Haß gegen das Genie, gegen die suchenden Geister und gegen diejenigen, welche offen die nazarenische Askese als einzig wahrhafte Moral verwerfen. In gleichem Grade verabscheute er die Gesellschaft, wie er sie von einer Klerisei ohne Geist und von einer Aristokratie ohne Feingefühl regiert kannte, und ebenso eine Gesellschaft, wie er sie voraussah: aus emanzipierten Sklavenseelen bestehend, welche mit ihrer instinktiven Kriecherei nur aufgehört hatten, um dem Neide die Zügel schießen zu lassen, welcher der Kern all ihrer Ehrbarkeit war.

Er war gewiß für die Revolution gegen Ludwig XVI., diesen gutherzigen Schlosser, welcher König geworden war. Doch ebenso gewiß war er auch für Cäsar gegen Brutus, diesen Tölpel von einem Wucherer, der nichts weiter verstand, als ein Messer in einen großen Mann zu stoßen.

Er bildete sich ein, Monarchist zu sein, er nannte sich Royalist aus Ueberzeugung, weil er cäsarisch gesinnt war und ihm der Ausdruck hierfür fehlte. Er glaubte Demokrat zu sein und nannte sich so, weil er als Plebejer geboren war; er haßte alle ungerechten Geburtsprivilegien und fühlte sich in eine ewige Opposition gegen Junker und Pfaffen gestellt. In seinem innersten Seelenleben jedoch war er konsequent. Der scheinbare Widerspruch in seinen politischen Sympathieen und Tendenzen kam daher, weil er Größe und Schönheit ebenso sehr wie die Freiheit liebte und die höchste Entwickelung des Menschengeschlechts nicht auf einem falschen Gleichheits- und echten Mittelmäßigkeits-Altare opfern wollte.

4.
Heines Jugendzeit.

Das wahrscheinlichste Datum für Heines Geburt ist der 13. Dezember 1797. Man gab ihn 1816 für zwei Jahre jünger aus, um ihm, als noch nicht wehrpflichtig, das Recht zur Auswanderung aus Preußen zu verschaffen. Aus diesem Grunde

glaubte man, daß er 1799 geboren sei. Sein Vater, Samson Heine, war aus Hannover gebürtig und hatte in seiner Jugend als Proviantmeister mit Offiziersrang unter Prinz Ernst von Cumberland einen Feldzug in Flandern und Brabant mitgemacht, sich jedoch nach seiner Heirat mit Peira (Betty) van Geldern als Kaufmann in Düsseldorf niedergelassen. Er war ein schöner, ruhiger, gravitätischer Mann, wenig begabt und auch nur ein mittelmäßiger Kaufmann, ohne Sinn für Kunst und Poesie, aber mit einer kindischen Vorliebe für Uniformen und ein Liebhaber nobler Passionen: für das Spiel, für Theaterdamen, Hunde und Pferde. Er soll zwölf Pferde bei sich gehabt haben, als er nach Düsseldorf zog. — Die Mutter, welche eine gute Erziehung genossen hatte, französisch und englisch wie deutsch sprach, war verständig, seelenvoll, musikalisch, eine Schülerin Rousseaus, dessen Emil sie studiert hatte, eine Bewunderin Goethes, Feindin aller Vorurteile und Konvenienzen, und, im Gegensatz zum Vater, der bewundernd zu Napoleon aufschaute, eine leidenschaftliche Patriotin. Alles, was Erziehung anbetraf, gehörte zu ihrer Lieblingsbeschäftigung, und mit großer Sorgfalt und Geduld unterrichtete sie ihre Kinder. Beide Eltern waren in religiöser Hinsicht freisinnig, der Vater gleichgiltig, die Mutter Deistin, doch ließen sie ihre Kinder das orthodoxe jüdische Zeremoniell beobachten.

Nachdem Heinrich eine kurze Zeit lang eine jüdische Kinderschule besucht hatte, in welcher vielleicht der Grund zu jener Bibelkenntnis gelegt ward, die in Heines Schriften später so häufig hervortritt, wurde der Knabe einer von französischen Geistlichen, meist Jesuiten, geleiteten katholischen Erziehungsanstalt, welche in einem früheren Franziskanerkloster eingerichtet war, übergeben. Die Lehrer derselben waren jedoch auch weltlich gebildete Männer. Er hat in der Heimat eine glückliche Jugend verlebt, fand auch in der Schule Freunde und Beschützer, die sich seiner annahmen, wenn er seines Glaubens oder seiner Spottlust halber mit Gewalt bedroht wurde.

Der am frühesten an dem zukünftigen Dichter auffallende Zug war eine stetig wachsende Nervosität, welche sich darin äußerte, daß ihm aller Lärm verhaßt und peinlich war. So-

gar eine schöne klangvolle Stimme, wie diejenige seiner Schwester, ebenso Klavierspiel und laute Rede wirkten auf ihn als Geschrei und Lärm. Und scharf wie sein Gehör, war auch sein Geruchssinn. Tabaksrauch war ihm, wie Goethe, schon frühzeitig ein Greuel. Für Musik hatte er keinen Sinn und tanzen lernte er nie. Bereits mit fünfzehn Jahren begann er gute Verse zu schreiben.

Den Geist des Knaben formten und prägten sowohl äußere Verhältnisse als seelische Begebenheiten: die Rheinlande mit ihrer Lebensfröhlichkeit aber auch mit ihrem Aberglauben, ihren Sagen und Legenden; ferner der katholische Kultus daselbst mit seinen mittelalterlichen Bauten, Zeremonieen und Wallfahrten, über welche die herrschende romantische Poesie ihren verklärenden Glanz geworfen; dann auch jene Eindrücke, welche die israelitische Abstammung, die Poesie der Bibel und nicht zuletzt jene bei den zeitgenössischen Juden durch die Unterdrückung erweckte Freiheitssehnsucht und Selbstironie erzeugt hatten; endlich jene Schwärmerei für die Franzosen und Napoleon auf der einen Seite, während andererseits die gleich darauf folgende Einwirkung von Deutschlands patriotischer Erweckung alle Schüler der obersten Klasse, darunter Heine — wenn auch vergebens — dazu führte, sich als Freiwillige für den Freiheitskrieg von 1813 zu melden. Er las am liebsten große Humoristen, wie Cervantes und Swift. Don Quichote und Gullivers Reisen waren seine Lieblingsbücher.

In seinem sechzehnten Jahre verliebte er sich zum ersten Mal und zwar in die gleichaltrige Tochter eines Scharfrichters, mit Namen Josepha, welche im Hause ihrer in der ganzen Gegend gefürchteten und gemiedenen Tante, deren Mann gleichfalls Scharfrichter gewesen war, wohnte. Heine hat dies junge Mädchen als seltsam und bleich, mit rhythmisch edlen Bewegungen, einem feingeschnittenen Antlitz mit großen schwarzen Augen und blutrotem Haar beschrieben. Sie kannte viele Volksweisen, die sie ihn lehrte und war nach seiner eigenen Aussage die erste, welche seinen Sinn für Volkspoesie weckte. Sie übte überhaupt mit ihrer sie umstrahlenden Schönheit, mit dem Unheimlichen und Grausenerregenden, welches sie umgab, einen

nicht geringen Einfluß auf den werdenden Dichter aus. Man spürt in Heines ersten Gedichten eine Vorliebe für Todes- und Grabesgedanken, welche diesem zärtlichen Verhältnisse zwischen den beiden Kindern zu entstammen scheint. In Heines Traumbildern Nr. 6 scheint die Unseligkeit, für welche allein die ihm im Traume geoffenbarte Hingabe des jungen Weibes erkauft werden kann, die Unehre zu symbolisieren, welche am ganzen Geschlechte des Scharfrichters hing, und die gleich einem Bannfluche auf jeden wirkte, der mit demselben in Verbindung trat.

Vom Jahre 1816 an wird Josephas Bild in Heines Seele von einem anderen jungen Mädchen verdrängt. Die Eltern hatten ihren Harry (so wurde der Vorname ursprünglich geschrieben) für den Kaufmannsstand bestimmt. Die glänzende Laufbahn der Rothschilds hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Sie sandten den Sohn zuerst auf eine Handelsschule in Düsseldorf, dann ein paar Monate zu einem Frankfurter Bankier und verschafften ihm schließlich eine Stelle auf einem Hamburger Kontor, wo ein Onkel Harrys, der bekannte Salomon Heine, sich zu einem Matador in der Handelswelt aufgeschwungen hatte. Mit Hilfe des reichen Onkels, von dem der Brudersohn zeitlebens abhängig blieb, eröffnete dieser im Jahre 1818 unter der Firma „Harry Heine und Komp." in Hamburg ein Kommissionsgeschäft für englische Manufakturwaren, welches jedoch schon im kommenden Frühjahr seine Zahlungen einstellen mußte.*) Im Hause des Onkels fand Heine indessen nicht nur den mürrischen Wohlthäter, der ihn trotz seiner Güte nie verstand und sich stets über ihn ärgerte, sondern auch in dessen dritten Tochter, Amalie Heine, das Weib, welches das Verhängnis seiner Jugend wurde, und das er unter zahlreichen Namen (Maria, Zuleima, in Briefen Molly) besungen und verwünscht hat. Ihre Anmut zu preisen ward er nie müde; sie strahlt im Schönheitsglanz wie die schaumgeborene Göttin; ihre Augen, Lippen und Wangen gleichen denen des Madonnen-

*) Vgl. über die erste Hamburger Zeit: Nassen, Neue Heine-Funde. Leipzig 1898. S. 18 ff. A. d. U.

bildes im Kölner Dom, ihre Augen sind Veilchen, ihre Hände Lilien usw.; doch es scheint, als habe sie ihn nie geliebt. Gehofft hat er jedenfalls, sie mit der Zeit gewinnen zu können. Beweise von Wohlwollen hat er vielleicht auch verschiedentlich von ihr empfangen, um so stärker traf ihn daher, wie aus seinen Gedichten hervorgeht, ihre Verheiratung mit einem Anderen, einem Gutsbesitzer aus Königsberg, im Jahre 1821, und allmählich stand ihm dies als eine unverzeihliche Verräterei fest.

Neue Hilfe von Seiten des Onkels setzte Heine in den Stand, zu studieren, da er sich für den Kaufmannsberuf so unfähig bewiesen und dieser ihm im höchsten Grade zuwider geworden war. Nachdem er noch die Judenhetze in Hamburg im Jahre 1819 erlebt hatte, reiste Heine über Düsseldorf nach Bonn, um dort juristischen Studien obzuliegen und, wie der Onkel es gefordert, sich den juristischen Doktorgrad zu erwerben. Die Bonner Universität, welche mehrere Jahre während der französischen Herrschaft geschlossen gewesen, war kurze Zeit zuvor aufs Neue eröffnet worden und besaß eine Reihe vortrefflicher Professoren: da aber gerade damals die Verfolgungen der Burschenschaften, sowie aller nationalen Bestrebungen innerhalb der studentischen Kreise als Folge der Karlsbader Beschlüsse begannen, so wurde Heine gleich bei seiner Ankunft auf der Universität anläßlich eines Studentenfestes, welches zu Ehren des Jahrestages der Schlacht bei Leipzig abgehalten ward, in Verhör genommen und in einen kleinlichen und ergebnislosen politischen Prozeß verwickelt, der nur seinen persönlichen Abscheu vor der hereinbrechenden Reaktion erwecken konnte. Das Zeugnis,*) welches er im Jahre 1819 bei der Universitätsaufnahmeprüfung erhielt, lautete dahin, daß er kein Griechisch gelernt, daß er nur geringe Kenntnisse und Übung im Latein besäße und nicht vermocht habe, sich zum mathematischen Examen zu stellen, daß er jedoch „nicht ohne all' und jede Kenntnisse in der Geschichte sei", und daß „seine deutsche Arbeit, obschon in wunderlicher Weise abgefaßt, den Beweis eines guten Bestrebens liefere."

Der junge Student in der Sammetjacke, mit Spitzenman-

*) Vgl. Nassen, Neue Heine-Funde. S. 19 ff. A. d. U.

schetten und Hemdenkrause, befleißigte sich in Kleidung und im Auftreten einer nachlässigen Eleganz. Er war von Mittelgröße, trug sein hellbraunes Haar ziemlich lang um sein bartloses Gesicht, hatte regelmäßige Züge, eine fast griechische Nase, blaue Augen, einen großen, ausdrucksvollen Mund, dessen Lippen sich häufig zu jenem kalten und spöttischen Lächeln verzogen, welches so oft in seinen Gedichten erwähnt wird, sowie ungemein schöne, weiße Hände.

Er hörte Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Sprache, über Tacitus' Germania, über das Nibelungenlied, im Allgemeinen sowohl litterar- und kulturhistorische Vorträge wie auch juristische Vorlesungen über römisches Recht und deutsches Staatsrecht. Von den Professoren übte A. W. Schlegel, das Haupt der romantischen Schule, einen entscheidenden Einfluß auf den werdenden Dichter aus, der ihm seine Verse vorlegte und in diesem Zeitraum seine erste Tragödie „Almansor" schrieb.

Gegen Ende des Jahres 1820 ging Heine von Bonn nach Göttingen mit guten Vorsätzen in Bezug auf juristischen Fleiß; die Stadt gefiel ihm jedoch nur wenig, was man auch genugsam aus seiner „Harzreise" erkennt, und da er nach einem Aufenthalte von nur wenigen Monaten anläßlich eines unbedeutenden Streites mit einem anderen Studenten das Consilium abeundi erhielt, reiste er im Jahre 1821 nach Berlin. Im Varnhagenschen Hause eingeführt, welches zu jener Zeit Berlins geistiger Mittelpunkt war, wo Rahel die Aristokratie des Geistes, des Talentes und des Blutes um sich versammelte, lernte er bald die Blüte von Berlins bester Gesellschaft kennen. In der jetzt noch existierenden Weinstube von Lutter und Wegener in der Behrenstraße traf er zur Nachtzeit mit den klugen Köpfen und genialen Zigeunern der damaligen Zeit zusammen, so mit E. T. A. Hoffmann und Grabbe. In Berlin glückte es ihm, nach einigen vergeblichen Versuchen, einen Verleger zu finden, der sich bereit erklärte, seine erste Gedichtsammlung zu drucken und ihm mit 40 Freiexemplaren zu honorieren. Sie kam im Dezember 1821 heraus, machte seinen Namen bekannt, fast

berühmt, und schon diese Gedichte riefen Nachahmungen und Parodien hervor.

Heine hörte an der Universität die besten Gelehrten seiner Zeit: Hegel, den er leidenschaftlich verehrte, Bopp, den großen Sanskritgelehrten und Wolff, den klassischen Philologen, sowie den Juristen Eduard Gans. Voll jugendlichen Eifers ließ er sich mit einem Kreise von Männern ein, welche eine Reform des Judentums erstrebten und sich bemühten, dessen Bekenner mit europäischer Kultur bekannt zu machen. Mit nicht geringerer jugendlicher Erbitterung griff er unter dem fremden Gewande im „Almansor" sowohl die abtrünnigen Juden an, welche die gemeinsame Sache aufgaben, als auch indirekt das Christentum, welches er als feindliche Macht betrachtete. Diese Tragödie erschien — zusammen mit Heines anderer Anfängerarbeit „William Ratcliff" — im Jahre 1823, wurde aufgeführt, fiel aber in Folge Rassenhasses gegen den Verfassers durch.*)

Der Aufenthalt in Berlin erwies sich für Heines Brotstudium nicht fördernd. Er hatte sich schon in Hamburg an ein recht leichtfertiges Leben gewöhnt und setzte dies jetzt hier fort. Um sich zu erholen, reiste er im Jahre 1823 zu seinen Eltern nach Lüneburg, von dort nach Hamburg und aufs neue nach Göttingen, wo er 1825 den juristischen Doktorgrad erwarb. Am 28. Juni desselben Jahres ließ er sich taufen. Er wechselte die Religion nicht aus Überzeugung, sondern im Gegenteil, unter lebhaftem, antipathischem Gefühle gegen dieselbe und unter Scham über diesen Schritt, den er unternahm, um den Versuch zu machen, sich der demütigenden und drückenden Abhängigkeit vom Onkel zu entziehen — und unter anderer Bedingung konnte er zu keiner Einnahme, zu keiner Lebensstellung, keinem Amte gelangen. Man findet seine damalige Stimmung in dem mit Unrecht übermäßig gelobten Bruchstücke „Der Rabbi von Bacharach" wiedergegeben. Dasselbe spiegelt nur vereinzelt echtes Leben und wahre Kunst wieder und zeigt in Wirklichkeit Heines Unfähigkeit gegenüber der Aufgabe, einen historischen Roman zu schreiben; am Schluß aber verrät die Selbstschilder-

*) G. Karpeles, Biographie H. Heines. 1885.

ung, die der Dichter hier unter fremder Maske gegeben, sein Schamgefühl darüber, daß er nominell zu einer Glaubensgemeinschaft übergegangen, die für ihn das feindliche Lager war.

Im Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel findet man zerstreut treffende Worte über Heines Persönlichkeit und Wesen aus jener Zeit. Varnhagen citirt — merkwürdig genug gleich das erste Mal, als er „unseren kleinen Heine" erwähnt, einen Ausspruch Rahels, der unglaublich treffend ist, weil er zeigt, mit welchem Scharfblick sie gerade diejenige Dichterpersönlichkeit herausgefunden hat, mit der Heine etwas Gemeinsames besaß und unter deren Einfluß er sich auch zum Teil befand, der er aber auf keine Weise, wenn anders er nicht als Mensch und Dichter zu Grunde gehen sollte, gleichen durfte. Der Ausspruch lautet: „Sie sollen kein Brentano werden, ich leid es nicht." Rahel schreibt humoristisch: Heine muß „wesentlich werden, und sollte er Prügel haben. „Mensch werde wesentlich."

Und wie gut hat ihn nicht Varnhagen selbst gekannt, wie fein ist nicht die folgende, sechs Jahre spätere Wendung in einem Briefe an Rahel: „Und nun hast Du außer den anderen klugen und gescheidten Menschen, die Dich erfreuen, und unterhalten, auch noch Heine, den eigengearteten, herumgereisten frischen Heine bei Dir! „Frisch" braucht hier nicht zu heißen, wie er aus dem Meere kommt, auch eingesalzene Heringe sind ja als solche selbst noch frische genannt." Fast im selben Vergleich bewegt sich seine Aeußerung über den dreißigjährigen Heine: „Hoffentlich siehst Du ihn oft und er benützt es zu seinem Heile! Er muß sich in guter Geistesluft konservieren; denn er hat viel in sich, was leicht verdorben geht."*)

---

*) Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel Bd. VI. pag. 48, 56. 316. 344. Andere interessante Aussprüche Rahels über Heine sind folgende: Heine sehe ich fast nicht, er wälzt sich so in sich herum, sagt, er müsse viel arbeiten, ist fast erstaunt, daß ihm so etwas Reelles als des Vaters Tod, der Mutter Leid darüber, betraf. . . . Aussehen thut er gesunder, klagt beinahe nicht wieder; aber es ist so manche vorüberfliegende Miene festgestellt zwischen seinen Zügen, die ihnen nicht wohlthut; so im Munde ein Zerren, wenn er spricht, was ich sonst — auch schon — fast als eine kleine Grazie bemerkte, obgleich es nie schön Zeugnis gab. —

Rahel und Varnhagen waren die ersten Verteidiger des Heine'schen Talentes. Die älteste lobende Ankündigung seiner Gedichte stammt von seinem feinfühligen, diplomatischen Beschützer. Aber man fühlt recht wohl, daß das Paar einen scharfen und bekümmerten Blick für die Schwächen seines Charakters, welche für sein großes dichterisches Vermögen gefährlich und verderblich werden konnte, hatte.

5.

Heine. Das Buch der Lieder.

Heines populärstes Buch, mit dem auch sein Name am innigsten verbunden, ist jetzt das im Jahre 1827 erschienene „Buch der Lieder"; es besteht aus Gedichtgruppen aus verschiedenen Jahren und Perioden.

Die Gruppe „Junge Leiden" von 1816—1821 ist als die erste auch die schwächste. Sie zerfällt in mehrere Abteilungen: Traumbilder, Lieder, Romanzen, Sonette. Sie enthält Kindheitserinnerungen von Düsseldorf, süßes Gedenken an eine glückliche Kindheit, Liebe zur Mutter, Napoleonskultus, viel katholische Rheinlandsromantik, Totentanz mit klappernden Knochen auf Kirchhöfen, sowie allerlei Traumgesichte. Hier erklingen scherzhafte Töne, drollige Klagen über seine Geldverlegenheit, welche entsteht, wenn die Dukaten allzu schnell ihren Weg laufen; aber auch schneidende Töne, deren Kälte die Verzweiflung über die Demütigungen widerspiegelt, welche der Dichter erlitten hat, als er als bald fallirender Kaufmann seine Laufbahn unter den Geldsäcken Hamburgs begann. Hier finden sich ferner aus

Von Heine'n wollt ich Dir eben schreiben. Das Resumé, was ich herausbabe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, sonst wird's inhaltsleer und höhlt zur Manier aus — Varnhagen antwortet: Für Heine giebt es nur ein Heil, er muß Wahrheitsboden gewinnen, auf dem innerlich ganz fest gegründet sein, dann mag er sein Talent in der Welt auf die Streife schicken um Beute zu holen und Mutwillen zu üben. (Band VI. pag. 347. 356. 365.)

seiner Studentenzeit Ausbrüche von lebendigem, akademischem Freundschaftsgefühl und von Begeisterung für den an der Universität wie in der Litteratur gleich hervorragenden A. W. Schlegel; dann deutsch-patriotische Ergüsse im Burschenschaftsstil, den Heine jedoch schnell verläßt. Hier findet man leidenschaftliche Ausdrücke für das Selbstgefühl des Genies-Liebes-Sorgen und Klagen der verschiedensten Art, erst Liebessehnen (in E. T. A. Hoffmanns Manier vermischt mit Kirchhofsschrecken), dann rein sentimentale Wehklagen über unerwiderte Liebe und Ausbrüche wilder Verzweiflung über die Falsche, die ihm den Todesstoß gegeben und auf ihrer Hochzeit sein Blut trinkt und sein Herz verzehrt. Nur in einem einzigen Gedichte „Die Fensterschau“ schlägt die Stimmung ausnahmsweise in eine gewisse grobkörnige Lustigkeit um.

Die besten von diesen Jugendgedichten, deren Form im Allgemeinen altmodisch ist, sind vor allem die berühmten epigrammatischen vier Zeilen, welche beginnen: „Anfangs wollt ich fast verzagen“; sie sind das früheste Beispiel von Knappheit in Heines Stil; dann ein paar Sonette, welche weit leidenschaftlicher gehalten sind, als sonst deutsche Sonette zu sein pflegen, und endlich unter den Romanzen „Belsazar“, welcher wahrscheinlich durch Byrons hebräische Melodien beeinflußt ist, sowie das schon besprochene, unvergleichliche Gedicht „Die beiden Grenadiere“.

Die folgende Abteilung, welche den eigentümlichen Titel „Lyrisches Intermezzo“ trägt, weil sie nämlich 1823 zuerst als lyrisches Zwischenspiel zwischen den beiden schlechten Tragödien „Almansor“ und „Ratcliff“ erschienen war, behandelte dieselben Stoffe wie der erste Abschnitt, nur in eigentümlicherer Form und in freierer, kunstvoller Weise. Der Herausgeber des ursprünglichen Textes des Buches der Lieder, Ernst Elster, hat hier in der Einleitung, und ein jüngerer Kritiker, Wilhelm Bölsche, in einem selbständigen Buche über Heine mit vielem Scharfsinn nachgewiesen, daß wir hier nur selten ein direktes Ausströmen von erlebten Liebessorgen, sondern vielmehr eine Art von Erinnerungsextrakt vor uns haben. Zumeist beschäftigt sich hier der Dichter frei mit seiner alten Liebesqual, ja er

spielt sogar zuweilen mit ihr; daher auch das oft Fehlschlagende im Ausdruck. Der Leser glaubt hin und wieder nicht recht an den Ernst der Gefühle, wird bedenklich gegenüber den beständigen Versicherungen eines tötlichen Kummers, unter dem das Leben doch stetig fortgeführt und die Kunst weitergeübt wird.

Aber es war ganz natürlich, daß sich Heine hier aufs neue zu jener einzigen Leidenschaft zurückflüchtete, obwohl sie inzwischen keine neue Nahrung erhalten hatte. Er hatte eine spätere, die sich an Stärke oder Bedeutung für sein Seelenleben mit derselben messen konnte, nicht erlebt. Sie war und blieb die wichtigste Begebenheit seines Lebens. Es scheint, als ob das Glück, das sie ihm seiner Zeit gebracht, nur ein sehr flüchtiges gewesen sei: als er das erste Mal von seiner Liebe sang, verweilte er daher ausschließlich bei seinem Liebeskummer, bei der Nichterwiderung seiner Gefühle, dem Verlassenwordensein, der Verräterei und der kalten Grausamkeit der Geliebten. Jetzt, wo er all dem freier gegenüberstand, offenbarte er die wirkliche oder umdichtete Geschichte dieser Liebe vom ersten Tage an, da sie zum Leben erwachte, bis zur Stunde, da er für die Geliebte tot war. Auf diese Weise fügte er nicht nur die sämtlichen Phasen seiner Gefühle bis zur Katastrophe zusammen, sondern er gab denselben auch eine größere Frische und Reichhaltigkeit, indem er um jedes einzelne Moment derselben einen Rahmen von Naturleben und Naturstimmungen schuf. In den Traumbildern herrschte beständig Nacht — hier das Knospen des Lenzes, Vogelgesang und Sternenlicht.

Was aber die ursprüngliche Zärtlichkeit anbelangt, welche die Geliebte für ihn gehabt haben soll, so ist sie nur hinzugedichtet und stimmt nicht mit dem wirklichen Verhalt; das verrät Heine unfreiwillig, wenn er zärtliche Szenen zwischen der Geliebten und sich ausmalt. Denn nie ist der Liebhaber dabei besitzend, selbst im Augenblick der Umarmung nur sehnsuchtsvoll:

> Lehn Deine Wang' an meine Wang'
> Dann fließen die Thränen zusammen!
> Und an mein Herz drück fest Dein Herz,
> Dann schlagen zusammen die Flammen!
>
> Und wenn in die große Flamme fließt
> Der Strom von unseren Thränen

Und wenn Dich mein Arm gewaltig umschlingt —
Sterb ich vor Liebessehnen.

Dieser begünstigte Liebhaber, „der, wenn sich die Flammen begegnen, vor Sehnsucht stirbt", verrät sich als ein in Wirklichkeit sehr unbefriedigt Liebender.

Von den rein erotischen Gedichten sind deshalb diejenigen die vorzüglichsten, welche Liebessehnen ausdrücken, sowie auch jene, welche die wehmütige Lösung eines Liebesverhältnisses zum Vorwurf haben. Unter den zärtlichen und sehnsuchtsvollen Gedichten strahlt vor allen das anmutige morgenländische „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag ich Dich fort"; es bestrickt mit seiner Schilderung von Indiens exotischer Eigenart, sowie durch die zarte Innigkeit der Stimmung. Heine sehnte sich nach Indien, wie Goethe nach Italien; war geistig an den Ufern des Ganges heimisch wie Goethe an denen des Tiber. Wahrscheinlich hat Bopp zuerst mit seinen Vorlesungen Heines Sinn für dies östliche Traumland geweckt. Zur Vorführung desselben benutzt er übrigens den romantischen Märchenstil, den er gewissermaßen als Erbe übernahm und nach seiner Individualität umformte, wenn er etwas Fernes und Lockendes schildern wollte. Einfach schön ist ein Vers wie dieser:

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n,
Und in der Ferne rauschen
Des heil'gen Stromes Well'n.

Nimmt man dagegen Verse wie diesen:

Dort liegt ein rotblühender Garten
Im stillen Mondenschein,
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein,

so enthalten sie, so schön sie auch sind und so zärtlich sie auch klingen, bereits etwas von jener Unnatur, die uns nicht selten in Heines Naturschilderungen begegnet. Das Kolorit ist kräftig, aber nicht treffend; die Lokalfarben machen sich auf Kosten des ganzen Tones geltend. Rotblühend dürfte kaum das nächstliegende Wort sein, auf welches man bei Schilderung eines Gartens verfällt, wenn man ihn bei Mondschein sieht. Ungefähr

mit demselben Effekt auf Kosten der natürlichen Wirkung heißt es später in dem Gedicht „Abenddämmerung“: „Gegenüber am Fenster saßen Rosengesichter dämmernd und mondbeglänzt.“ Auch die Wendung, daß die Lotosblumen in der Geliebten ihr liebes Schwesterlein erwarten, ist nur ein alltägliches Kompliment mitten in diesem reichen Gangesbilde. Ungefähr dieselbe Wendung ist auch in der folgenden Strophe vorhanden:

Es flüstern und sprechen die Blumen
Und schau'n mitleidig mich an:
Sei unsrer Schwester nicht böse
Du trauriger, blasser Mann!

Es findet sich hier ein Madrigalstil, über den Heine in reiferen Jahren vollständig hinwegkommt. Ebenso weist einer von den anderen Versen in diesem so stimmungsvollen Gangesgedicht Eigentümlichkeiten auf, welche auf Heines Ausgehen von der romantischen Schule mit ihrer willkürlichen Naturauffassung zurückweisen:

Die Veilchen kichern und kosen
Und schau'n nach den Sternen empor.

Daß die Veilchen mit einander kosen, ist schon recht kühn, es erinnert dies an H. C. Andersens „Verzauberte Gärten“; aber daß sie kichern, ist entschieden etwas zu viel des Guten. Das ist derselbe Stil, den Emile Zola später bei Schilderung seines Gartens Paradou angewandt hat.

Im selben Geiste wie dieses Lied, hat Heine das folgende von der Lotosblume, die sich vor der Sonne Pracht ängstigt, gedichtet. Es ist ein äußerst liebliches Gedicht, welches wie wenige andere Dichtungen in aller Blumenunschuld sinnlich zerfließt. Hier ist das sinnlich-seelische Sehnen fast hysterisch geworden, indem der Dichter sich nicht damit begnügt, den Lotoskelch blühen und glühen und leuchten und duften und zittern zu lassen, sondern ihn auch noch weinen läßt, wenn der Mond, sein Buhle, mit seinen Strahlen die Lotos geweckt hat.*)

Nächst diesen sehnsuchtsvollen Gedichten sind die entsagen-

*) W. Kirchbach, Heines Dichterwerkstatt. In „Magazin f. d. Litteratur.“ Jahrg. 57. Nr. 18. 19. 20.

den, welche das Aufhören des Liebeslebens ausdrücken, die am tiefsten empfundenen. Das beste Beispiel hierfür ist das Gedicht Nr. 59 im „Intermezzo“, welches in seiner ersten Strophe schildert, wie ein Stern, der Stern der Liebe, vom Himmel herniederfällt, in seiner zweiten, wie die Blüten und Blätter vom Apfelbaume fallen, und in seiner dritten, wie ein Schwan in sein Flutengrab sinkt, bis Alles in der Schlußstrophe gesammelt wird:

> Es ist so still und dunkel
> Verweht ist Blatt und Blüt',
> Der Stern ist knisternd zerstoben
> Verklungen ist das Schwanenlied.

Am bezeichnendsten für Heine ist aber, daß, so stimmungsvoll das Gedicht auch ist, doch keins der drei darin anschaulich gemachten Naturspiele den Eindruck des Erlebten macht. Sie stehen da als willkürlich zusammengebrachte Symbole.

Zwischen diese schwärmerischen Gedichte hat er auch solche von ganz verschiedener Art gestreut, welche sich um weit leichtere Liebesverhältnisse drehen. Die freieren von diesen hat er in der Sammlung „Buch der Lieder“ ausgelassen, so das doch recht unschuldige:

> Du sollst mich liebend umschließen
> Geliebtes schönes Weib!
> Umschling mich mit Armen und Füßen
> Und mit dem geschmeidigen Leib!

Andere, wie „Die Welt ist dumm, die Welt ist blind“, in denen er der Arme Weichheit und der Küsse Glut ausmalt, hat er darin beibehalten. Es befinden sich darunter aber auch andere epigrammatische Verse von ernstem, leidenschaftlichem Charakter, z. B. das bekannte „Ich hab' Dich geliebet und liebe Dich noch“. Endlich hat er hier noch des Effektes halber mit einer eigens gesuchten Trivialität in der Wahl der Worte das Lebensgeschick verallgemeinert, wodurch er zum erotischen Dichter wurde, so in dem gegen Heines Gewohnheit allgemein gehaltenen und so berühmt gewordenen Gedicht: „Ein Jüngling liebt ein Mädchen, die hat einen andern erwählt.“

Auf diesen Abschnitt folgt die 1823—1824 in Hamburg

und Cuxhafen geschriebene Sammlung „Heimkehr“. Das Wort „Heimkehr“ bedeutet das Wiedersehen von Hamburg, wo des Dichters Liebesroman gespielt, und wo beim Anblick der bekannten Plätze alle Herzenswunden von neuem zu bluten begannen. An dies vorherrschende Thema in der Sammlung schließt sich ein anderes, der erste Anblick des Meeres, welches noch unbesungen in der deutschen Dichtkunst geblieben war.

Hier verbinden sich jetzt mit den Klagen um die Verlorene, welche durch die Umgebungen, in denen jene alte Tragödie gespielt hatte, erzeugt wurden, neue Eindrücke und Bilder. Zuerst bricht die alte Leidenschaft mit Gewalt von neuem hervor; er brütet wieder über der alten Qual, ihm wird übel in der Stadt, wo ihm die Häuser auf den Kopf zu stürzen scheinen, und ärger geht es ihm noch in den Räumen, wo sie ihm Treue gelobt. Das Neue in diesen Liedern der unglücklichen Liebe ist der allzeit gleich heftige und wilde Haß, der hier über dem Grabe des Liebesglücks aufflammt.

Aber auf der Reise hat der Dichter die Familie der Geliebten getroffen, und die jüngere Schwester gleicht vollständig der Treulosen, besonders wenn sie lacht, auch hat sie dieselben Augen, die ihn so unglücklich gemacht. In einem Briefe vom 23. August 1823 spricht er seinem besten Freunde davon, daß „eine neue Thorheit auf die alte gepfropft sei.“ Es ist Ernst Elster durch sorgfältiges Studium nachzuweisen geglückt, wie zu dieser Zeit bei Heinrich Heine ganz deutlich eine Leidenschaft für Amalie Heine's acht Jahre jüngere Schwester Therese die erste Liebe ablöste, welche einen so unbefriedigten Ausgang genommen. Die poetischen Namen Eveline, Ottilie beziehen sich auf Therese. Stark war auch diese neue Leidenschaft, jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso unerwidert, wie die erste Jugendneigung. Dafür sprechen die bekannten Zeilen:

Wer zum ersten Male liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;
Wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe;

Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und sterbe.

Im Jahre 1828 verlobte und verheiratete sich Therese Heine mit einem Dr. jur. Adolf Halle, und man hat unter Heines hinterlassenen Schriften beißende Spottverse über den Bräutigam und die Hochzeit gefunden. Er besaß ja die unritterliche Poetengewohnheit, sich durch Spötterei zu rächen wo er abgewiesen ward. Die Gedichte in „Heimkehr", mit denen er Therese meint, enthalten jedoch nicht jene Bitterkeit, und jenen Haß, die so häufig bei Heine der älteren Schwester gegenüber hervortraten. Er preist Theresens Schönheit, ihre schönen Augen, ihre Reinheit. Sie ist wie eine Blume, er betet zu ihr, wie andere zu Paul und Peter und zur Madonna; auch kämpft er gegen seine Gefühle und fürchtet sich vor dieser neuen Liebe. Stolz und Scheu verbieten ihm, sich zu erklären; es wäre sogar für sie am besten, wenn sie ihn nicht liebte. Zuweilen hat er selbst versucht, das Erwachen der Liebe in ihrer Seele zu verhindern; jetzt aber, da ihm dies so leicht geglückt ist, drängt sich der Wunsch nach ihrer Gegenliebe doch wieder hervor. Er ist zu stolz, um von seiner Liebe und Qual zu sprechen, er scherzt und spottet, während er sich innerlich verblutet; sie aber versteht ihn nicht, sieht nicht, daß sein Herz zittert und bricht. Hiervon zeugt dieser Vers:

O, dieser Mund ist gar zu stolz,
Und kann nur küssen und scherzen;
Er spräche vielleicht ein höhnisch Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.

Die Todesdrohung ist diesmal aber nicht ernstlich gemeint. Denn in einem anderen Gedicht heißt es ganz aufrichtig:

Glaub' nicht, daß ich mich erschieße,
Wie schlimm auch die Sachen steh'n!
Das Alles, meine Süße,
Ist mir schon einmal gescheh'n.

Und doch hat er auch diesmal tief gefühlt und tief gelitten. Die Kousinenliebe, dies in der Regel erste und vorläufige Stadium auf der Liebesbahn, dies gewissermaßen nur

als Einweihung in das eigentliche erotische Leben geltende Vorspiel*) ist, so wunderlich das auch klingen mag, die einzig ernstliche und nicht ganz flüchtige Leidenschaft, welche der junge Heine gekannt hat. Und selbst in seinen Mannesjahren erreichte kein späteres Gefühl auch nur annähernd die Stärke dieser jugendlichen Doppelleidenschaft für zwei Schwestern, von denen ihm die zweite das Bild der ersten zurückrief.

Zwischen diesen gefühlvollen Gedichten, diesem Stück Seelengeschichte, hat Heine gleichwie im „Intermezzo“ kleinere Gedichte über weniger ernsthafte Liebschaften, Abenteuer aus den Universitätsstädten, die er besucht hatte, sogar auch Verse über ganz gewöhnliche und bezahlte erotische Freuden eingeflochten. Verschiedene der anstößigeren, welche ursprünglich in „Heimkehr“ gestanden, ließ er ganz aus dem „Buch der Lieder“ fort, so das ergötzliche, doch freche:

Blamier mich nicht, mein schönes Kind,
Und grüß mich nicht unter den Linden;
Wenn wir nachher zu Hause sind,
Wird sich schon alles finden.

— und selbst so lustige und übermütige Verse wie:

Himmlisch war's, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier;
Aber wenn mir's nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß Plaisier.

Am meisten jedoch tritt in dieser Abteilung sein Doppelvermögen für das Lied und das Malerische hervor. Außer seinem lyrischen Vermögen, welches in seiner gemischten Leidenschaftlichkeit dem ungekünstelten Herzensschrei eines modernen Menschen gleicht, legt er hier eine ganz eigene malerische Begabung an den Tag,

---

*) Aux près de l'enfance on ceuille
Les petites amourettes
Qu'on jette au vent feuille à feuille;
Ainsi que des pâquerettes,
On ceuille dans ces prairies
Les voisines, les cousines,
Les amourettes fleuries
Et qui n'ont pas des racines. Richepin.

figurenbildend mit Licht und Schatten und Farben, doch ohne Konturen.

Dahin gehört die Szene im stillen Pfarrhaus mit der streitenden, verzweifelnden Familie. („Der bleiche herbstliche Halbmond.") Der Sohn will Straßenräuber werden, die Tochter sich dem Grafen verkaufen. So lebendig diese Szene auch dargestellt ist, so gehört sie doch nicht zu den besten. Der Einfall mit dem toten Vater, der im schwarzen Ornate draußen steht und an das Fenster pocht, gemahnt doch zu sehr an veraltete Romantik. Ganz musterhaft ist dagegen das folgende Gedicht („Das ist ein schlechtes Wetter"), in welchem wir das alte Mütterchen sehen, welches am Abend in Dunkelheit und Unwetter hinausgesandt wird, und mit ihrer Laterne quer über die Straße wankt, um für ihre große und schöne Tochter einzukaufen, welche zu Hause im Lehnstuhle liegt und schläfrig ins Licht blinzelt, während die goldenen Locken über das süße Gesicht herabwallen — das wirkt wie ein altes niederländisches Gemälde.

Noch schöner jedoch ist die Gruppe von acht Gedichten, welche bei seinem Aufenthalte in Cuxhaven entstanden. „Wir saßen am Fischerhause" ist ein kleines Wunder künstlerischer Kraft; in diesen Gesprächen mit den Mädchen vor der Fischerhütte werden das ferne Indien und der äußerste Norden mit ganz wenigen Worten gezeichnet:

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blüh'n,
Und schöne stille Menschen
Vor Lotosblumen knieen.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schreien.

Ferner sind da lustige Gedichte von losen Mädchen, so von diesem, welches er in der ganzen Stadt sucht und endlich in einem Prachthotel findet, oder von jenem, in dessen Herzen blaue Husaren in Einquartierung lagen.

Endlich gehören hierher einzelne epigrammatische Verse, die alle Welt jetzt auswendig kennt, welche aber böses Blut gegen

Heine erzeugt und viel Aergernis gegeben haben. So vor Allem das berühmte:

Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

Es ist unbegreiflich, daß man diese Strophen jemals als ein Zugeständnis schmutziger Instinkte hat betrachten können. Sie treffen ja nur den, der gleich in einem Buche nach jeder anstößigen oder schlüpfrigen Stelle sucht, so wie die Sau die Pfütze aufsucht, um sich darin zu wälzen. Daß Heine hier an kein Zugeständnis denkt, als ob er etwa an die sinnlichen Triebe oder cynischen Neigungen seiner Leser appellieren wollte, zeigt am besten das folgende Gedicht, welches sich unmittelbar an jene Zeilen anschließt und also beginnt:*)

Doch die Kastraten klagten,
Als ich meine Stimme erhob;
Sie klagten und sie sagten:
Ich sänge viel zu grob.

Unzweideutiger konnte er jedenfalls nicht behaupten, daß er, wo er geradezu, derb oder cynisch gewesen, nur seinem modernen Hange zur Wirklichkeitstreue, seinem Widerwillen gegen die romantisierende Beschönigung, seinem unwillkürlichen Triebe zur schneidenden Lebenswahrheit gefolgt sei.

Nicht mehr moralische Berechtigung hat die allgemeine Klage über das, was Julian Schmidt einmal die Gemeinheit in Heines Gedankensprung vom Erhabenen zum Niedrigen genannt hat. Ein typisches Beispiel für diesen Umschlag in Stil und Stimmung findet man in dem Gedicht „Frieden“ in der Gruppe der Nordseelieder. Heine sieht in demselben Jesus als Friedensfürst im weißen Gewande riesengroß über das ruhige Meer und das Land schreiten:

Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Ueber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust

*) Vgl. Bölsche, H. Heine. Anm. d. Uebers.

Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne;
Und das rote, flammende Sonnenherz,
Goß seine Gnadenstrahlen
Erleuchtend und wärmend,
Ueber Land und Meer.

Dann wird diese Stimmung durch das Bild eines erbärmlichen, heuchlerischen Pfuschers in Berlin, dessen er sich plötzlich erinnert, abgebrochen. Es ist einer von jener Sorte, die schwach sind in Kopf und Lenden, stark im Glauben — was würde jener nicht darum geben, solche Traumbilder ersinnen und sich zum Hofrat in der frommen Stadt an der Spree hinauffrömmeln zu können — wie würde er dann nicht von einer Gehaltszulage von 100 Thalern preußisch Kurant träumen!

Gewiß hat Heine hier seinen Lesern das schöne Bild verdorben. Er hat sein Gedicht zerrissen, seine Melodie durch fratzenhafte Disharmonieen gesprengt. Und doch versteht man recht wohl, wie bei einem Dichter mit solcher modernen Lebenserfahrung das erste Gesicht ganz ungekünstelt das zweite hervorgerufen hat; in jedem Falle aber ist es unberechtigt, von dieser Ideenverbindung, von diesem „Gedankensprung" als von dem Symptom einer gemeinen Gesinnung zu sprechen. Sehr treffend und richtig hat Wilhelm Bölsche hinsichtlich dieses Punktes bemerkt, daß Niemand Goethe deshalb gemeiner Denkweise beschuldigt habe, weil bei ihm unmittelbar nach Faust's Glaubensbekenntnis an Gretchen Mephistopheles' Spöttereien folgen.*) Und doch besteht hier nur der Unterschied, daß die Schwärmerei und der Cynismus zwei Personen in den Mund gelegt sind, während in dem lyrischen Gedichte der Dichter unmittelbar die Verantwortung für Beides übernimmt.

Am Schluß dieses Zyklus stehen ein paar ungemein tief empfundene und formvollendete Gedichte, welche sich schon durch die bei Heine ungewöhnliche Stellung der Reime vor der Menge der kleineren Gedichte auszeichnen. Das eine, „Dämmernd liegt der Sommerabend", welches ein schönes Elfenmädchen schildert, das sich im Mondenschein im Bache badet, ist hinge-

*) Bölsche. H. Heine, pag 106.

haucht und dufterfüllt wie eine Landschaft von Corot. Das andere steht schon durch die rhythmische Behandlung allein unter den kleinen Gedichten in „Heimkehr“. Es ist dies das seelenvolle phantastische Gedicht:

Der Tod, das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag,
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.

Ueber mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall,
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör' es sogar im Traum.

Die nächste Abteilung, die „Harzreise“ (1824) enthält jene lieblichen Bergmannsgedichte, welche auf einer Fußreise entstanden sind, durch welche Heine nach den Göttinger juristischen Studien Erholung suchte. Hier sind wundervolle Bilder von Gebirgsgegenden und aus dem Bergmannsleben, sowie eine mit hinreißendem Uebermut, geistvoll und keck gehaltene Selbstlobsstimmung. Das schöne, witzige Gedicht von den Rittern vom heiligen Geist hat sich sicherlich aus dem Motiv der Katechisationsszene im „Faust“ entwickelt, es besitzt jedoch eine Ursprünglichkeit, die es durch alle Welt populär gemacht hat.

Das „Buch der Lieder“ schließt dann mit den „Nordsee-Gedichten“, welche in kräftigen, freien Rhythmen in den Jahren 1825 und 1826 nach einem wiederholten Aufenthalte auf Norderney geschrieben waren. Es herrscht hierin vor allen Dingen ein Natursinn, welcher in der deutschen Poesie eine neue Eroberung bezeichnet. Im Verhältnis zur Natur schien Goethe alles erschöpft zu haben. Seine Liebe zu allem Leben in der Natur, sein Sichverwandtfühlen mit Tier und Pflanze, sein Empfinden, daß der Mensch in seinem Wesen eins sei mit den anderen Wesen und seine Anschauung von der Einheit des Alls unter wechselnden Formen im ewigen Wechsel — diese Gabe, die Natur ganz in Gefühl aufzulösen, war seine erste Eigentümlichkeit. Sie wird bald abgelöst oder vervollständigt durch sein Vermögen, Naturszenen zu beobachten und wiederzugeben, ohne ihnen seine eigenen Gefühle unterzuschieben. Er

studiert die Natur, wird Beobachter und Forscher, und seine stets tiefer eindringende Anschauung, sein genialer Blick, lassen ihn zum epochemachenden Entdecker auf zwei Hauptgebieten werden. Wir sehen ihn alle Stadien einer großen Seele gegenüber der Natur durchlaufen, das gefühlvolle, das religiös-pantheistische und dasjenige der dichterisch-wissenschaftlichen Anschauung, bis er sich endlich so sehr an den sinnlichen Ausdruck anklammert, daß er aus allen Kräften das Seelische zurückdrängt. Seine Anschauungsweise wird stetig positiver und wahrheitsgetreuer. „Ich fürchte nicht den Vorwurf", sagt er in seiner Abhandlung vom Granit, „daß es ein Geist des Widerspruchs sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat."*) Er meint den Granit.

In welcher Hinsicht war es also einem deutschen Dichter noch möglich, geniales Naturgefühl an den Tag zu legen? Vom Menschenherzen bis zum Granit hatte Goethe alles umspannt. Nur ein einziges Gebiet war übrig geblieben. Goethe hatte nie das Meer besungen. Als fast Vierzigjähriger sah er es in Venedig zum ersten Male. Er stand am Lido. „Ich hörte," schreibt er, „ein starkes Geräusch; das war das Meer, und ich sah es bald. Es ging hoch gegen den Strand, indem es sich zurückzog. Es war Mittag und Ebbe. So habe ich nun doch auch mit eigenen Augen das Meer gesehen"; etwas weiterhin steht der kurze Satz: „das Meer ist doch ein großer Anblick." Im fünften Akte des „Faust", wo Meer und Schiffahrt berührt werden, liegt das ganze Gewicht auf Kanalisationen und Dammbauten. Das war alles, was von Goethes Hand über das Meer vorlag.

In Heines Nordseegedichten braust das Meer zum ersten Male in der deutschen Poesie mit seiner Frische und seiner Gewalt. Hier sind zuerst Muscheln im Sande und

*) Goethes Werke. 33. Band.

Möven in der Luft. Das Meer wird gemalt und geschildert in Sturm und Stille, vom Strande, wie vom Schiffe aus, bei Tag und bei Nacht, mit dem Frieden, welcher darüber ausgebreitet liegen kann, und in des Unwetters Sturmgetöse; mit den schönen Träumereien und der Seekrankheit, die es hervorruft. Vom Meeresboden empor steigt und schwebt über dessen Oberfläche ein ganzer Kreis mythischer Gestalten, alte und neue, alte, die zu neuen umgeformt wurden, eine zuweilen pathetische, häufiger jedoch burleske Welt von Göttern und Göttinnen, Tritonen und Okeaniden. Und doch findet man hierin verhältnismäßig wenig Schilderung; des Dichters eigene Erinnerungen, Sorgen und Hoffnungen sind es, welche diese Gedichte ausfüllen. Sein tiefes Sehnen, frei zu atmen, läßt ihn jenen berühmten Ausruf anstimmen, mit dem zehntausend Griechen nach langem, beschwerlichem Marsche das heimatliche Element begrüßten: Thalatta! Thalatta! — sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!

Es befinden sich hierunter einige von Heines schönsten und unvergeßlich bleibenden Gedichten. Zuerst das humoristisch-frivole Idyll: „Die Nacht am Strande"; des Dichters Besuch bei dem schönen Fischermädchen, mit der meisterhaften Zeichnung ihrer Gestalt, wie sie am Herde sitzt:

> Daß die flackernd roten Lichter
> Zauberlieblich wiederstrahlen
> Auf das glühende Antlitz,
> Auf die zarte, weiße Schulter,
> Die rührend hervorlauscht
> Aus dem groben grauen Hemde,
> Und auf die kleine, sorgsame Hand,
> Die das Unterröckchen fester bindet
> Um die feine Hüfte.

Dann das durch seinen lyrischen Schwung einzig dastehende Gedicht „Erklärung" an jene Agnes, deren Namen der Dichter in Flammenschrift mit einer in des Aetna Schlund getauchten Tanne aus Norwegs Wäldern an die dunkle Himmelsdecke schreiben will; ferner das in seiner bündigen Knappheit bewunderungswürdige, gedankenreiche „Fragen", welches einen Begriff von jenen Stimmungen giebt, in denen Heine den tollkühnen

9*

Plan faßte, nach Goethe einen „Faust“ zu schreiben, einen Plan, den er sogar dem großen Greise bei seinem Besuche in Weimar selbst mitzuteilen nicht unterließ! Bei einzelnen dieser Nordseegedichte, auch bei den selbstverspottenden und selbstverkleinernden, herrscht ein Selbstbehagen, welches abstößt. Von denen, welche ganz frei davon sind, mag hier das meisterhafte, rein humoristische Gedicht „Im Hafen“ genannt sein, welches die unsterbliche Phantasie im Bremer Rathauskeller enthält, in welchem der fast bis zur völligen Mäßigkeit nüchterne Heine ein ganz hinreißendes Bild von dem lustigen Rausche eines genialen Menschen gegeben hat.

6.

Heine, Goethe und Rembrandt.

Es ist für einen Nordländer, zumal in reiferen Jahren und von einer einigermaßen festen künstlerischen Bildung unmöglich, sich in Heinrich Heines Lyrik zu vertiefen, ohne sich durch Züge und Wendungen zurückgestoßen zu fühlen, welche schon frühzeitig bei Heine zur schablonenhaften Manier geworden sind. Die romanischen Völker fühlen das nicht. Häufig hört man kunstverständige Männer romanischer Nationen Heines Lyrik selbst mit der Goethes vergleichen und die erstere als plastischer und geistreicher vorziehen. Für romanische Leser ist Goethe in der Regel undurchsichtig; von Heine sagen die Franzosen: On y voit mieux. Sie fühlen nicht, daß bei Goethe die Worte stets Sache sind, während bei Heine nicht selten fertige Satzstücke eingeschoben werden, hinter welchen jedoch nichts zum Vorschein kommt, kein Bild, keine Veranschaulichung der Wirklichkeit, welche nur dazu gebraucht werden, um einen gewissen poetischen Effekt hervorzubringen. Wenige Poeten haben so wie Heine die Lilienhände, Rosenwangen und Veilchenaugen — diese gräßlichen Farbenkleckse — mißbraucht, um damit die weibliche Schönheit zu schildern oder die verschiedenen Attribute des Frühjahrs, als Blumen, welche duften, Nachtigallen, welche Tag und Nacht schlagen, um den schönen Monat Mai zu be-

singen. Besonders ist die Nachtigall unter seiner Behandlung zum rein heraldischen Vogel im Wappenschilde der Liebe geworden.

Bei Goethe sind alle Worte Bilder, daher braucht er so wenig Bilder in des Wortes ausdrücklicher Bedeutung. Bei Heine sind die Worte jeden Augenblick Allegorieen ohne Anschaulichkeit und ohne jenen inneren Zusammenhang, welcher die Logik der Poesie ist. So, wenn es heißt: „Aus meinen Thränen sprießen — viel blühende Blumen hervor," wo die Blumen noch Gedichte bedeuten sollen, oder, wenn er schreibt: „Sprüh'n einmal verdächt'ge Funken — aus den Rosen, sorge nie — die Welt glaubt nicht an Flammen — und sie nimmt's für Poesie." Hier wird uns ein Knäuel Bilder präsentiert, welche verwickelter sind als diejenigen der berüchtigten altnordischen Umschreibungen aus der Verfallzeit der Skaldenpoesie: Funken, die aus Rosen sprühen; Funken, die der Spießbürger nicht als Feuer annehmen will; Rosenfunken, die Poesie genannt werden!

Am abstoßendsten bei diesen Gedichten mit ihrer allegorischen Rhetorik wirkt die Vereinigung von Sentimentalität und Materialismus. Da wird von Seufzern und Thränen gesprochen, als wenn die Seufzer recht lautes Atmen und die Thränen recht massige Individualitäten wären. So, wenn es von den Seufzern heißt: „Und meine Seufzer werden ein Nachtigallenchor" und noch mit dem materialisierenden Zusatze „Und vor Deinem Fenster soll klingen — das Lied der Nachtigall". Und noch auffallender in dem typisch gewordenen Gedicht von der einsamen Thräne:

> Was will die einsame Thräne?
> Sie trübt mir ja den Blick,
> Sie blieb aus alten Zeiten
> In meinem Auge zurück.

Wir werden in die Familienverhältnisse und einsame Situation dieser Thräne eingeweiht: Sie hatte viele leuchtende Schwestern, die nicht mehr sind. Jetzt sitzt sie einsam im Augenwinkel. Zuletzt wird sie wie etwa ein alter braver Kamerad angesprochen. Auch sie kann jetzt gern ihrer Wege gehen, da alle anderen gegangen sind:

Du alte, einsame Thräne
Zerfließe jetzunder auch.

Die Sentimentalität ist hier so grell, daß keine Parodie, die etwa von einem Anderen geübt wäre, komischer als diese wehmütige Anrede hätte wirken können, die der große Spottvogel ganz ernsthaft gemeint hat.

Jedes Gebrechen, welches man beim Künstler als Menschen findet, kommt in seiner Kunst zum Ausdruck. Es ist stets der Mangel an Einfachheit, an Echtheit im Gefühlsleben, welcher einen sentimentalen, prahlenden oder effekthaschenden Ausdruck hervorruft. Man verspürt deshalb derartige Mängel bei Heine um so stärker, wenn man gewisse Ausbrüche bei ihm mit dem Ausdruck für verwandte Stimmungen oder Gefühle bei Goethe vergleicht.

Nimmt man z. B. jenes Gedicht, in dem er sich als den unglücklichen Atlas bezeichnet, welcher die Schmerzen der ganzen Welt tragen muß:

Du stolzes Herz, Du hast es ja gewollt.
Du wolltest glücklich sein, unendlich glücklich,
Oder unendlich elend, stolzes Herz!
Und jetzo bist Du elend.

so sind das Worte, die man nicht vergißt. Aber der Ausruf der ersten Zeile, welcher an der Grenze berechtigten Selbstgefühls vibriert, wird selbstgefällig, wenn man die folgenden einfachen und großartigen Verse Goethes dagegen hält:

Alles geben die Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen.
Alle Schmerzen, die unendlichen,
Ganz.

Es ist jedoch keineswegs an Heine zu tadeln, daß er durch andere, kräftigere Mittel als Goethe wirkt. Es wäre widersinnig, wollte man gegen ein Gedicht, wie „Ein Jüngling liebt ein Mädchen" einwenden, daß Goethe das Schneidende, Verzweifelnde des bekannten Schlusses „Und wem es just passieret usw." als ein Zerrbild vermieden haben würde. Er würde etwa aus demselben Grunde davor zurückgewichen sein, aus dem ein Alt-

Hellene es verabscheut hätte. Das, was hierin nur neu, nur modern im Gefühl ist, hat Lebensberechtigung. Selbst das Zerrbild ist hier künstlerisch vorbereitet. Zuweilen ist jedoch von diesem Modernen nur das Zerrbild allein zurückgeblieben. So in dem berühmten Gedicht „Mein Herz, mein Herz ist traurig.“ Dasselbe enthält die meisterliche Schilderung einer weitgestreckten Landschaft, hoch oben von der Bastei gesehen. Wir erblicken den blauen Stadtgraben, mit einem Knaben in einem Nachen, und auf der anderen Seite des Grabens winzig klein und bunt durcheinander, Lusthäuser, Gärten, Menschen und Ochsen, Wiesen und Wälder, Mädchen, welche ihre Wäsche bleichen, und ein Mühlrad, welches Diamanten stäubt, dann bei dem alten grauen Turme ein Schilderhaus mit einer Schildwache, die auf und abgeht und deren Gewehr im Sonnenschein funkelt. — H. C. Andersen, welcher einmal dies Gedicht erwähnt, schreibt darüber: „Und der Dichter schließt so ergreifend: Ich wollt er schösse mich tot.“ — Ergreifend? Nein. Aber überrumpelnd: denn nichts bereitet darauf vor. Dieser Ausbruch ist vielleicht nicht ganz unecht, aber so nervös, das er eigentlich nichts bedeutet; und unwahr ist er insofern, als dies große Wort nur eine Stimmung, keinen tieferen Wunsch, geschweige denn einen Willen bezeichnet.

Goethe hat nicht direkt ein Sehnen nach dem Tode ausgesprochen; aber ein Versöhntsein mit dem Todesgedanken liegt in diesen unsterblichen Worten:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh.
In allen Wipfeln
Spüreſt Du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

Es ist unnötig, auf den Kontrast zwischen den Individualitäten beider Dichter aufmerksam zu machen, der sich offenbart, wenn man diese Melodie der Worte mit jener Disharmonie bei Heine vergleicht; aber man achte rein künstlerisch auf die hier stattfindende große Uebereinstimmung zwischen allen Empfind-

ungen. Das Gedicht ist vom ersten bis zum letzten Worte ein Hauch: die Abendstimmung im Wald und in der Menschenseele, das Verstummen aller Wünsche, die Auflösung aller Mißtöne, die Seele, welche groß und sanft sich eins fühlt mit der Allnatur.

Gegenüber dieser Vollkommenheit bemerkt man nur allzusehr die Mängel in Heines lyrischem Effektstil, welche zuweilen recht unkünstlerisch hervorbrechen. In seinen Schwächen ist dieser Stil mit dem allegorisierenden Märchenstil der deutschen Romantiker verwandt, von welchen Heine als Dichter auch ausging. Und doch ist Heine so wenig ein reiner Romantiker, als er, wie ihn Einige nennen, ein rein moderner Realist ist.

Er hat seinen „Atta Troll" das letzte freie Waldlied der Romantik genannt. Andere haben in feindlicher Absicht seine Poesie den Zersetzungsprozeß der Romantik genannt. „Ich schrieb Atta Troll", sagt er, „zu meiner eigenen Lust und Freude in der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule, wo ich meine angenehmsten Jugendjahre verlebt und zuletzt den Schulmeister durchgeprügelt habe." Und doch ist das Romantische hier nur das reiche, funkelnde Gewand, in welches der moderne Geist sich birgt und vermummt, um es schließlich fallen zu lassen. Kein Element der Romantik fehlt: die Tiere sprechen, die Bären halten Gedankenaustausch, wir sind Zeugen vom Herzenserguß eines Mopses und werden überhaupt in eine große, von der Legende umsponnenen Szenerie, in das Thal von Roncesval hereingeführt. Selbst die blaue Blume fehlt nicht:

> Ronceval du edles Thal,
> Wenn ich deinen Namen höre,
> Bebt und duftet mir im Herzen,
> Die verscholl'ne blaue Blume.

Die Traumwelt erhebt sich, große Geisteraugen starren uns entgegen. Der Dichter geht mit seinem Führer in den Pyrenäen auf die Jagd. Dieser letztere hat eine alte Mutter und dem Gerüchte nach ist dies alte Weib eine Hexe. Wir betreten die Hütte der Hexe mit den ausgestopften Vögeln, den gespen-

stigen Geistern, und zur Nachtzeit führen hier die Bären und Gespenster einen burlesken und unheimlichen Tanz auf.

Der Geist in diesem Gedichte ist gleichfalls bis zu einem gewissen Punkte romantisch, Polemik gegen die damalige plumpe doktrinäre Tendenzpoesie, gegen die auf die Dichtkunst angewandte Nützlichkeitslehre, sowie litterarische Satire (gegen Freiligrath, Karl Mayer, Gustav Pfizer), wie die Romantiker sie liebten.

Und doch begegnet man hier einer sorgfältigen Wirklichkeitstreue bei Wiedergabe der Gegenden und Verhältnisse. Das Gedicht enthält streng genommen nur die Erzählung von einem Aufenthalte, den Heine mit einer jungen französischen Freundin in Cauterets in den Pyrenäen genommen, wo er einen Bären auf dem Markte tanzen sieht. Dieser entläuft dem Bärenführer, flüchtet sich ins Gebirge, wird von dem Führer Laskaro gejagt, erschossen und abgehäutet. Juliette, des Dichters Freundin, erhält das Fell, um es vor ihr Bett zu legen, und Heine erzählt uns zum Ueberfluß noch, daß er später in mancher Nacht auf diesem Bärenfell mit nackten Füßen gestanden habe.

Die Fabel ist hier realistisch genug. Die äußeren Einzelheiten der Reise sind mit Treue wiedergegeben. Man gewinnt den Eindruck, daß Heines Schilderung der kleinen Bergstadt, zu der er hinaufgeklettert ist, und wo die Kinder im Rundkreis tanzten und dazu sangen, genau mit dem übereinstimmt, was er sah und hörte. Selbst der Refrain des Kindergesanges, Girofflino, Girofflette, ist sicherlich der echte.

Nichtsdestoweniger haben die schönsten und tiefsten Partieen dieses Gedichtes nichts mit Realismus gemein. Es sind Gesichte. Und das beste ist dasjenige, in welchem Heine zu nächtlicher Stunde durch das Fenster der Hütte die ganze wilde Jagd dreimal um den Horizont herumjagen sieht. Nie hat er Höheres in Figurenmalerei erreicht als hier, in den sich am Dunkel des Nachthimmels abhebenden, leuchtenden Gestalten der Diana, der Fee Abunde und jener schönen Herodias, welche in ihrer Wildheit mit dem blutigen Kopfe des Täufers Ball spielt.

Es läßt sich eine Parallele zwischen Heines und Rembrandts Kunst ziehen. Keiner von Beiden besitzt einen akademischen Blutstropfen; ihr Geistesgepräge ist entschieden modern. Wenn man Heine indessen als großen realistischen Dichter feiert, so ist dies nur ebenso bedingt wahr, als man Rembrandt den großen Koloristen nennt. Rembrandt gehört insofern nicht zu den größten Realisten im Kolorit, als ihn Verschiedene in der Fähigkeit übertreffen, die Lokalfarbe und deren richtige Verwertung wiederzugeben, oder die ursprüngliche Form und Farbe der Gegenstände unzweifelhaft durch das Halbdunkel hervortreten zu lassen. Nicht die Farbe, sondern das Licht ist für Rembrandt die Hauptsache.*) Für ihn ist das Licht das Leben; der Kampf des Lebens ist bei ihm des Lichtes Kampf, und die Tragödie des Lebens ist das kämpfende, in Feuchtigkeit und Dunkel ersterbende Licht. Man sollte ihn, um seine wahre Größe als Maler zu bezeichnen, eher Luminist (ein Ausdruck Fromentins) nennen, als Kolorist, sofern man unter Luminist einen Mann versteht, der das Licht in ganz eigentümlicher Manier auffaßt und behandelt. Er opfert zuweilen die Zeichnung, selbst die malerische Ausführung, wo es ihm darum zu thun ist, einen Lichtstrahl und eine Lichtwirkung zu erzielen. Man denke z. B. an den schlecht gemalten Leichnam auf seinem Bilde „Unterricht in der Anatomie“. Der Umstand jedoch, der ihn bei Aufgaben, welche Porträtähnlichkeit erfordern, oder die Fähigkeit, Hände zu malen oder Stoffe genau wiederzugeben, hinter den eigentlichen Realisten zurückstehen läßt — dieser Umstand gerade ist es, der ihn so groß macht, wenn er das Licht ausdrücken läßt, was es einzig und allein für ihn bedeutet: das innere Leben die Welt des lebendigen Traumgesichts.

Ganz ähnlich verhält es sich mit Heine. Wie wenig wirkliche Gestalten hat dieser große Dichter geschaffen! Wie wenige haben ihn überlebt! Diejenige, welche hierin seine Verdienste suchen, werden die grelle, fratzenhafte Skizzierung des alten jüdischen Dieners Hyacinth als Heines beste Menschengestalt nennen müssen.

*) Fromentin, les maîtres d'autrefois.

In der That, wenn Heine nach seinen Wirklichkeitsbildern beurteilt werden soll, dann steht manch geringerer Dichter hoch über ihm.

Aber man denke nur an die Visionen, an die lebendige Welt seiner Traumgesichte in Gedichten und Prosa! Gewöhnlich hält er sich im Anfang näher zur Erde als andere Dichter; dann aber öffnet sich über diesem dunklen Irdischen eine leuchtende Erscheinung, welche kommt und schwindet.

Das spürt man sogar in solchen kleineren Gedichten wie dem bereits angeführten „Wir saßen am Fischerhause".

Man gedenke ferner der Weise, in welcher Heine Napoleons Gestalt vor seine Leser treten läßt. In seinen „Grenadieren" ruft er die Vorstellung von Napoleon wie eine Erscheinung herbei. Die Worte „Da reitet mein Kaiser wohl über mein Grab" klingen wie eine vom Glanz der Schwerter beleuchtete nächtliche Offenbarung. In der nicht minder bewunderungswürdigen Schilderung in den „Reisebildern" wird das Bild wie eine Erinnerung an die Kindheit heraufbeschworen.

Oder man erinnere sich, wie Heine das Bild von Jesus hervorruft. Im Gedicht „Frieden" sieht er Jesus als Friedensfürst riesengroß in schimmerndem Weiß über das Meer schreiten. In „Deutschland, ein Wintermärchen", malt er den grauen Wintermorgen auf dem Wege nach Paderborn; und als der Nebel zerrinnt, erblickt er am Wegesrand undeutlich im Morgengrauen das Holzkruzifix mit dem Bilde des großen Schwärmers, der das Menschengeschlecht erretten wollte und jetzt als „warnendes Beispiel" dahängt:

> Sie haben Dir übel mitgespielt
> Die Herren vom hohen Rate.

Die tiefe Wehmut, der bittere Humor, welche sich in vertraulichen, herabsetzenden Wendungen äußern, vermehren hier den Eindruck des menschlich Großen und grauenvoll Feierlichen, ungefähr wie jener Eindruck bei Shakespeare vergrößert wird, wenn Hamlet sein „Brav gewühlt, alter Maulwurf" ausruft, als er des Vaters Geist unter der Erde hört. Im Lichte eines witzigen Bildes wird hier Jesus dem Leser vorgeführt, nicht als Friedensfürst, sondern als derjenige, welcher die

Geißel gegen die Tempelschänder schwang und Feuer auf die Erde warf.

Das „Wintermärchen" ist als Ganzes ein bezeichnendes Beispiel für Heines künstlerisches Verfahren. Alle siebenundzwanzig Abschnitte dieses großen Gedichtes sind ganz gleichartig gebaut. Es beginnt ganz materiell, unten auf der Erde mit Reiseerinnerungen, gewöhnlichen Wirklichkeitseindrücken. Dann erhebt sich der Erzähler unversehens in unmerklichem Uebergange zur mächtigen Leidenschaft, zu hohem Pathos, wilder Verachtung, lohender Schwärmerei, zerstörender oder aufbauender Begeisterung, zu einer heiligen Raserei, die wie Blitz auf Blitz wirkt, bis alles wiederum in das Grau alltäglicher Begebenheiten und Situationen zurückversinkt.

Heine kommt nach Cöln, ißt Eierkuchen mit Schinken und trinkt Rheinwein dazu, dann treibt es ihn hinaus auf die Straßen. Er gedenkt der Vorzeit der Stadt: Hier hatte die Klerisei freies Spiel, hier brannten auf den Scheiterhaufen Bücher und Menschen, hier buhlten Dummheit und Bosheit gleich Hunden auf freier Gasse. Dann erblickt der Dichter im Mondenschein die große Bastille des Geistes, den Dom von Cöln, der seinen Zorn erweckt. Aber, indem er so dahinschlendert, sieht er hinter sich eine Gestalt, die ihm so bekannt erscheint. Und nun gleiten wir unversehens in eine ganz neue Welt hinüber: in die der Visionen. Jene Gestalt geht, als ob sie sein Schatten wäre, und steht still, wenn er stehen bleibt. Früher hat er sie oft in seiner Nähe gesehen, bei Nacht an seinem Schreibtisch. Unter dem Mantel hält und hielt sie stets etwas verborgen, was seltsam blinkte und einem Beil, einem Richtbeil glich. Das ist des Dichters Liktor, der ihm folgt, wie der Liktor in Rom seinem Herrn voranging.

In den folgenden Abschnitten erscheint Barbarossa im selben Stil wie eine Traumerscheinung, welche noch zweimal wiederkehrt und geht.

Wenn Heine dergestalt in der Geschichte der deutschen Lyrik, ja der ganzen Dichtkunst, mit einem neuen Stil Epoche macht: mit der Vereinigung von Schwärmerei und Witz innerhalb der Lyrik und mit einem ganz neuen Geistesgepräge: der

Einführung der Prosa in die Poesie als Folie für diese oder als Spott über dieselbe, so beruht dies auf seiner historischen Stellung, auf dem Uebergang von romantischer Wirklichkeitsumbildung zu pessimistischem Realismus, der damals vor sich ging und das Verschmelzen beider Elemente erklärt, die man in seiner Dichtung findet.

So gelangte er zur künstlerischen Herrschaft über das ihm besonders eigentümliche Helldunkel, welches mit demjenigen Rembrandts verwandt ist.

Die vollendeten Partieen aus dem Schatten und dem Halbdunkel, in welches sie versenkt sind, heraufsteigen zu lassen, das Licht, das natürliche Licht, geistig und übernatürlich wirken zu lassen, indem man es auf einem Meer von dunklen Schattenwellen hervorzaubert, es flackernd oder grell, wie eine strahlende Flamme aus dem Zwielicht hervorbrechen zu lassen, das Dunkel durchsehbar, das Halbdunkel durchsichtig zu machen — das ist die Kunst Rembrandts.

Die nahverwandte Kunst Heines vermag eine rein moderne Traum- und Phantasiewelt in unmerklichem Uebergange aus dem realen Leben hervor- und dahin zurücktreten zu lassen. Bald so, daß die Vision voll beleuchtet dasteht, während die Wirklichkeit im Zwielicht versinkt, bald umgekehrt, daß die Vision erblaßt und die Wirklichkeit allmählich voll beleuchtet hervortritt.

7.
Heine und Goethe.

Wir sahen bereits, wie Heine als Student in Bonn in hohem Grade von dem Stifter der romantischen Schule entzückt war.

A. W. Schlegels Persönlichkeit fesselte ihn nicht minder, als dessen Lehre. Er bewunderte in ihm den Mann, welcher die deutsche Poesie von Unnatur zur Wahrheit geführt hatte. Dazu kam, daß Heine von der eleganten Haltung seines vornehmen Lehrers, von dessen weltmännischen Umgangsformen



und dessen Bekanntschaft mit der damaligen guten Gesellschaft und ihren berühmten Gestalten geblendet ward.

So empfand er zunächst tief die Güte, mit welcher Schlegel sich seiner und seiner ersten dichterischen Versuche annahm. Schlegel ist es, dem Heine seine frühzeitige Einweihung in die Geheimnisse der Verskunst verdankt, und, was noch mehr wert ist, das Vertrauen zu seinen Fähigkeiten und zu seiner Zukunft.

Bereits in Heines erstem Prosaaufsatz, dem über die Romantik vom Jahre 1810, erhält diese Dankbarkeit zugleich mit der Kundgabe seines romantischen Glaubensbekenntnisses ihren Ausdruck. Er protestiert hier gegen die Meinung, daß die Romantik „eine Mixtur aus spanischer Emaille, schottischen Nebeln und italienischem Klingklang“ wäre; nein, die Romantik wäre weder unklar noch unbestimmt, ihre Bilder dürften mit ebenso plastischen Umrissen wie die der klassischen Poesie gezeichnet werden. „So kommt es“, schreibt er, „daß unsere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. Schlegel gleichzeitig auch unsere größten Plastiker sind.“ Und er nennt Goethes „Faust“ und Schlegels „Rom“ in einem Atemzuge als Vorbilder plastischer Konturen und bricht endlich gefühlvoll in die Worte aus: „O, möchten dies doch endlich diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen!“ Diejenigen, welche Heines Verhältnis zu Schlegel nur aus seinem häßlichen Ausfall auf des letzteren Privatleben in der „romantischen Schule“ kennen, sollen an diese obige Stelle erinnert werden. An A. W. Schlegel richtete Heine auch seine drei ersten Sonette. In dem ersten dankt er ihm für sein persönliches Wohlwollen und hebt seine Schuld gegen ihn hervor, im zweiten preist er ihn wegen seiner Verdienste um die deutsche Dichtkunst, als denjenigen, der sie von der mit Reifrock und Schönheitspflästerchen geputzten Aftermuse befreit habe; im dritten verherrlicht er ihn wegen der Einführung der englischen, spanischen, altdeutschen, italienischen und indischen Poesie in die moderne deutsche Litteratur. Der Ton klingt begeistert:

Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
Das wollt mir fast des Lebens Mark zernagen,
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.

Da mochtest Du das arme Reis beklagen,
An Deinem güt'gen Wort läßt Du es ranken.
Und Dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüten tragen usw.

Infolge dieses ersten romantischen Einflusses schreibt Heine seine ältesten, rein romantischen Verse in archaistischem Stil, wie das folgende Gedicht:

Die Du bist so schön und rein
Wunnevolles Magedein,
Deinem Dienste ganz allein
Möcht ich wohl mein Leben weihn.

Deine süßen Aeugelein
Glänzen mild im Sonnenschein,
Helle Rosenlichter streun
Deine roten Wängelein.

Das erinnert lebhaft an Tiecks älteste, in den Märchen eingeschobene Verse. Allein in diesem Gedicht, dem obige Verse entnommen sind, kommen Wunne, Magedein, Aeugelein, Wängelein, Mündchen, weiland, vor, ein ganzer Stab von Diminutiven und Archaismen.

Heines nächstes Vorbild als Dichter war ein liebenswürdiger und feinfühliger deutscher Poet, Wilhelm Müller, welcher 1827, nur 31 Jahre alt, starb. Er war der Verfasser der durch Schuberts Musik so bekannt gewordenen „Müllerlieder", sowie der zu seiner Zeit nicht minder angesehenen „Griechenlieder". Sein Sohn ist der berühmte sprachenkundige deutsch-englische Philologe Max Müller, dessen Novelle „Deutsche Liebe", welche das zarte Liebesverhältnis eines jungen deutschen Gelehrten zu einer kranken und bettlägerigen Prinzessin behandelt, auf des Vaters Erlebnisse gegründet sein soll.

An Müller schreibt Heine in einem Briefe vom 7. Juni 1826: „Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daß mein kleines Intermezzo-Metrum (das von Heine am häufigsten angewandte) nicht nur zufällige Aehnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Ihren Liedern verdankt." Er entwickelt ferner, daß er frühzeitig von den deutschen Volksweisen beeinflußt und in Bonn von Schlegel in die Verskunst eingeweiht worden sei, „aber",

fährt er weiter fort, „ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich stets strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder, und sämtlich sind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen ist nur die Form einigermaßen volkstümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Gesellschaft."

Erst von Müller hat Heine gelernt, wie man aus den Formen der alten Volksweisen neue bilden könne. Um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, wie Heine's Stil entsteht und sich ausbildet, braucht man nur gewisse Verse Müllers mit gewissen Versen Heines zusammen zu stellen. Bei Müller heißt es:

Wir saßen so traulich zusammen
Im kühlen Erlendach,
Wir schauten so traulich zusammen
Hinab in den rieselnden Bach.

Bei Heine:

Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See,
Die Abendnebel kamen
Und stiegen in die Höh'.

Und wie sehr gleicht nicht wieder diese letzte Strophe der folgenden bei Müller:

Die Abendnebel sinken
Hernieder kalt und schwer,
Und Todesengel schweben
In ihrem Dampf umher.*)

Mit diesen Zeilen beginnt ein großes, schönes Gedicht, genannt „Hirtenbiwak in der römischen Campagna"; dessen wesentlicher Inhalt des Hirten Sehnsuchtslied nach seinem Mädchen ist. Wie viel hat nicht Heine von einer Strophe, wie der folgenden, in welcher das junge Mädchen geschildert wird, gelernt:

Darunter sitzt ein Mädchen,
Die Spindel in der Hand
Und spinnt und sinnt und schauet
Herab ins ebne Land.

---

*) Wilhelm Müller, Gedichte I. pag. 26, „Thränenregen" und pag. 194 „Dasselbe noch einmal."

Allerdings, das Idyll wird bei Wilhelm Müller durch keinen Stimmungsumschlag zerstört; der Dichter hat nicht den Teufel im Leibe und das Tempo des sanften Andante dauert bis zum Schluß des Gedichtes fort. Und doch liegt der Hauptunterschied zwischen seinem und Heine's Stil nicht hier; auch Heine hält zuweilen eine sanfte Stimmung durch ein ganzes Gedicht inne. Das Entscheidende ist die ungewöhnliche Verdichtung in Heine's Stil im Vergleich mit jenem. Er giebt in einer, höchstens zwei Strophen was jener in zehn vorträgt.

Das Neue in seinem lyrischen Stil ist eine nie zuvor gekannte Knappheit. Seine Gedichte sind gewissermaßen eine Anzahl Resumés. Sie geben eine würzige, duftende Essenz von Leidenschaft, Lebenserfahrung, Bitterkeit, Witz, Spott, Stimmung und Phantasie, eine Essenz von Poesie und Prosa auf einmal. Die Psychologen sprechen von einer Verdichtung der Gedanken:*) Im Vergleich zu dem Denken des Schülers ist das des Lehrers verdichtet. Eine steigende Verdichtung kann in der ganzen Geschichte der Technik verfolgt werden. Einmal gab es nur Kirchenuhren; jetzt trägt man Uhren in der Tasche. Das will besagen: Einmal gebrauchte die Mechanik den Rauminhalt einer Kirchenuhr zu den Rädern und Federn, die man jetzt in einer Taschenuhr findet. Ebenso sind in mancher alten Tragödie nicht mehr Gedanken und Gefühle enthalten, als in einem einzigen Heine'schen Gedichte von nur wenigen Strophen.

Vor Wilhelm Müllers kurzer Strophe hat daher die seine nicht nur den leidenschaftlichen Inhalt voraus, sondern auch den so bedeutend knapperen Stil.

Wie nun Heine in seinem kurzen, jambischen Lieblingsmetrum von Wilhelm Müller beeinflußt ist, so ist er es in seinen Trochäen von einem anderen, weit mehr romantischen Dichter, von Clemens Brentano. Es finden sich in seinem „Romancero" einzelne Uebereinstimmungen mit Brentanos früher verfaßten „Romanzen vom Rosenkranze"; da diese jedoch erst im Jahre 1853 erschienen, so ist jede Beeinflußung ausgeschlossen.

*) Lazarus, das Leben der Seele. 2. Aufl. II. S. 229.

In der zweiten Romanze vom Rosenkranz heißt es von dem Helden Cosme:

> Aus dem Wasserspiegel mahnt
> Ihn des Alters ernster Bote:
> Du wirst bald die Schuld bezahlen,
> Spricht des Hauptes Silberlocke

In Heine's nachgelassenem Gedicht „Bimini" beginnt ein Abschnitt:

> Einsam auf dem Strand von Cuba,
> Vor dem stillen Wasserspiegel,
> Steht ein Mensch und er betrachtet
> In der Flut sein Konterfei.
>
> Eben nicht mit sonderlichem
> Wohlgefallen scheint der Greis
> In dem Wasser zu betrachten
> Sein bekümmert' Spiegelbildnis.

Das Versmaß, die Situation und die Gedanken sind an beiden Stellen dieselben.

Ebenso unzweideutig ist auch die Geschichte eines Mysterienbuches in der neunten Romanze vom Rosenkranz das Vorbild für die Geschichte des schönen Kästchens in Heine's großem Gedichte „Jehuda ben Halevy".*) Nur mit dem Unterschiede, daß bei Brentano die Geschichte, wie das Mysterienbuch im Lauf der Zeit von Hand zu Hand geht, eine romantische Wunderwelt für uns enthält, während sich bei Heine die Wanderung des Kästchens zu einem Scherz über des Lebens Wandelbarkeit gestaltet: Die Perlen im Kästchen gehörten zuerst Smerdis, welcher sie der Atossa schenkte; dann erbeutete sie Alexander der Große, der sie der Thais zum Geschenk machte; später gehören sie nacheinander der Kleopatra, einem maurischen Sultan, zu Kastiliens Kronschatz und der Baronin Rothschild, und mit einem Kompliment an jene endet der Perlen Lebenslauf.

Heine verdankt aber auch Clemens Brentano den Stoff zu seinem in Deutschland am bekanntesten und am meisten gesungenen Gedichte: dem Loreleyliede „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten."

---

*) Ed. Griesebach, die deutsche Litteratur, pag. 254 ff.

Brentano hatte schon in seinem „Godwi“ vom Jahre 1802 eine Ballade mit dem Titel Loreley. Dieselbe handelt von keiner Sirene, sondern von einem jungen Mädchen aus Bacharach am Rhein, welches so anmutig war, daß sich alle Männer in dasselbe verliebten. Sie wird wegen Hexerei angeklagt. Aber der Bischof, welcher sie zum Scheiterhaufen verurteilen soll, verliebt sich selbst in sie. Sie wünscht sich den Tod, denn der Einzige, den sie liebt, hat sie verlassen und ist fortgezogen; als der Bischof sie dann in ein Kloster führen läßt, steigt sie auf einen Felsen, Lureley (Ley bedeutet Schieferberg), und stürzt sich in verzweifelnder Sehnsucht nach ihrem Geliebten hinunter in den Rhein.

Hierdurch wurde ein Schriftsteller, Nikolaus Vogt, im Jahre 1811 veranlaßt, eine sogenannte Rheinsage zurecht zu machen, die er für alt ausgab. Die Loreley sollte auf dem Wege nach dem Kloster ihren Geliebten unten auf dem Rhein haben vorbeifahren sehen und sich aus Kummer darüber, daß sie ihn nicht zu gewinnen vermochte, hinabgestürzt haben. Drei ihrer Verehrer sollen ihr dann in die Tiefe gefolgt sein. Daher heiße ein Felsen in der Nähe der Dreiritterstein. Dieser letzte Zug war vielleicht durch den Schluß des Brentano'schen Gedichtes veranlaßt:

> Wer hat dies Lied gesungen?
> Ein Schiffer auf dem Rhein.
> Und immer hat geklungen
> Vom hohen Felsenstein:
>   Lore Lay!
>   Lore Lay!
>   Lore Lay!
> Als wären es unser Drei.

Aus der also willkürlich geformten Volkssage entnahm ein Graf Loeben im Jahre 1821 den Stoff zu einem Gedicht „Loreley“, in welchem das junge Mädchen dann nach ihrem Sprunge in die Tiefe in eine Meerfrau verwandelt wird, welche mit ihrem Gesange die Vorüberrudernden in die Tiefe lockt:*)

*) A. Strodtmann, Heine's Leben und Werke. 2. Aufl. Bd. 1. p. 696.

Da wo der Mondschein blitzet
Ums hohe Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf,
Die Schifflein ziehen vorüber,
Lieb' Knabe, sieh nicht auf!

Sie singt Dir hold am Ohre,
Sie blickt Dich thöricht an,
Sie ist die schöne Lore,
Sie hat's Dir angethan usw.

Betrachten wir jetzt Heine's weltberühmtes Gedicht, das zuerst ein Studentenlied ist, dann zum Volksliede wird, und so ergreifend und schmelzend durch seine gefühlvolle Vereinigung von Melodie und Text wirkt! Die direkte Nachahmung ist unzweideutig. Der Gegenstand, das Versmaß, sogar die Reime sind an einzelnen Stellen die gleichen: blitzet — sitzet; statt an — gethan steht nur Kahn — gethan. Und dennoch, welcher Unterschied!! Die Stimmung ist hinzugekommen. Zuerst der persönliche Ausgangspunkt, die unerklärliche Schwermut, unter welcher der Erzähler das alte Märchen nicht los werden kann, dann die augenblickliche Erscheinung, das bestimmte, deutliche Bild der Landschaft:

Die Luft ist kühl, und es dunkelt
Und ruhig fließet der Rhein,
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Endlich ist das Element dämonischer Leidenschaft hinzugekommen, welches die früheren Bearbeiter des Stoffes nicht hineinzulegen vermochten. Heine schildert hier eine anziehende Elementargewalt, welche mit derjenigen verwandt ist, der Goethe in „der Fischer“ mit einfacheren Mitteln und mit tieferer Wirkung Ausdruck gegeben hat. Goethe schildert jedoch in Ueber-

einstimmung mit seinem Wesen die stille, lockende Bethörung, Heine hingegen, in Uebereinstimmung mit dem seinigen, eine blitzartig überwältigende, unwiderstehliche Raserei.

Man kann vielleicht einen noch tieferen Einblick in Heine's künstlerisches Werden sowie in die Art und Weise, wie seine Phantasie einen Stoff bearbeitet, gewinnen, wenn man beobachtet, wie er einen in Prosa gegebenen Stoff benutzt.

Heine hat augenscheinlich in Henri Beyle's Buch „De l'amour" die folgenden, aus dem Arabischen übersetzten Anekdoten gefunden: Sahid ben Agba fragte eines Tages einen Araber: Von welchem Stamme bist Du? — Ich bin von dem Stamme, antwortete der Araber, in welchem man stirbt, wenn man liebt. — So bist Du also aus Asras Stamm? — Ja, beim Herrn der Kaaba! das bin ich. — Woher kommt es, daß Ihr also liebt? — Unsere Frauen sind schön und unsere jungen Männer sind keusch."

Und ferner diese Anekdote: „Eines Tages fragte Jemand Arua ben Hezam vom Stamme Asra: Ist es wahr, daß Ihr von allen Menschen in der Liebe am zärtlichsten fühlt? — Ja, das ist wahr, entgegnete Arua, ich habe in meinem Stamme dreißig junge Männer gekannt, die uns der Tod entriß und ihre alleinige Krankheit war Liebe."

Schließlich diese: Ein Araber vom Stamme Beni-Fazarat sagte eines Tages zu einem anderen Araber vom Stamme Beni-Asra: „Ihr denkt, daß aus Liebe sterben ein edler und süßer Tod sei. Aber das ist Schwäche und Dummheit. — Du würdest so nicht sprechen, entgegnete der Andere, wenn Du die großen, schwarzen Augen unserer verschleierten Frauen mit ihren langen Wimpern und ihre Zähne hättest schimmern sehen, zwischen ihren braunen Lippen, wenn sie lächeln."

Hieraus ging Heines berühmtes Gedicht „Der Asra": „Täglich ging die wunderschöne", hervor. Er malt zuerst die Lokalität, den Garten mit dem Springbrunnen, wo die weißen Wasser plätschern; dann zeigt er uns den Sklaven, welcher täglich dort steht, wenn die Sultanstochter spazieren geht und der täglich bleicher wird; dann erzählt er, wie die Fürstin eines

Abends den Sklaven nach seiner Herkunft ausforscht: Deinen Namen will ich wissen, Deine Herkunft, Dein Geschlecht . . . .

> Und der Sklave sprach: ich heiße
> Mohamed, ich bin aus Yemen
> Und mein Stamm sind jene Asra,
> Welche sterben, wenn sie lieben.

Wie man sieht, hat Heine all und jede Erklärung verschmäht. Man genießt die in Erstaunen setzende Gedrängtheit dieser monumentalen Worte, diese Fähigkeit, die Entgegnung gewissermaßen in Stein zu meißeln. Rückt man derselben jedoch näher auf den Leib, was ist dann ihr geistiger Inhalt? Nicht viel mehr als eine Zusammenstellung der Worte Liebe und Tod, welche lakonisch zusammengezwungen sind. In derselben Verbindung findet man in allen Jugendgedichten Heines Liebe und Qual, Liebe und Vergiftung, Liebe und Selbstmordgedanken vereint — diese auch bei Alfred de Musset ständige Verbindung von l'amour und la mort.

Der Ausdruck ist hier, wie in der Regel bei Heine, epigrammatisch, daher nicht reich.

Wir haben jetzt hinlängliches Material vor Augen, um uns eine Vorstellung von der Ausbildung des poetischen Stiles bei Heine bilden zu können. Es ist nun interessant, denselben als fertig und entwickelt zu studieren.

Wir können unseren Ausgangspunkt in dem zuletzt betrachteten Gedichte mit seiner epigrammatischen Pointe nehmen. Es ist bezeichnend für Heine, daß er sich hier, so wenig wie anderswo in die innere Unendlichkeit eines Gefühls vertieft; er schärft und spitzt in der Regel nur den Ausdruck dafür zu. Selbst mit dem Liebesgefühl, das er doch am häufigsten behandelt hat, macht er es nicht anders. Endlich ist das auch für ihn charakteristisch, daß er infolge seiner geringen Verwandlungsfähigkeit stets nur männliche Liebe geschildert und niemals einem Weibe einen Gefühlsausbruch in den Mund gelegt hat.

Nichts liegt Heines Fähigkeiten ferner, als das folgende berühmte Gedicht Goethes:

> Freudvoll und leidvoll,
> Gedankenvoll sein,

Langen und bangen
In schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt u. s. w.

Denn dies ist die Charakteristik eines Frauenherzens, dies das innere Leben der Liebe selbst, ihr Pulsieren und ihr Schwingen zwischen Seligkeit und Qual. Das Epigrammatische im Stil läßt schon eine solche Entfaltung des Gefühlslebens bei Heine zur Unmöglichkeit werden. Aber auch bei ihm findet sich dieselbe Verdichtung, wo eine Begebenheit erzählt wird. Es giebt in der Dichtkunst keine ähnliche Knappheit! Wie sehr er durch äußerst knappe Angabe und Andeutung wirkt, dafür mögen folgende Strophen als Beispiel dienen:

Es war ein alter König,
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau,
Der arme, alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein schöner Page,
Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn,
Er trug die seidne Schleppe
Der jungen Königin.

Man achte auf die vorzügliche Wirkung der Umsetzung: „Blond war sein Haupt", es ist, als ob der Vers zu jubeln und zu tanzen beginne. Und nun der Schluß:

Kennst Du das alte Liedchen?
Es klingt so süß, es klingt so trüb,
Sie mußten beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb.

Das ist bewunderungswürdig. Die Geschichte selbst aber erfährt man nicht, man errät sie etwa, wie diejenige des Sklaven und der Sultanstochter. Auch hier sind Liebe und Tod eng verbunden.

Es liegt etwas Leeres in Heines Liebesauffassung, was gleichfalls hier wieder hervortritt. Diese Liebe hat keinen wirklichen Inhalt, keine geistige Bedeutung. Oder richtiger, Heine hat eigentlich erst auf seinem Sterbelager eine Liebe, welche innere Fülle besitzt, geschildert. Die im „Buch der Lieder" vorkommende Liebe ist ja zumeist nur Hohn über Kälte und Treu-

losigkeit, ein unfruchtbares Etwas, das kein Mitgefühl erweckt. Die späteren Liebesgedichte sind häufig sinnlich oder frivol, und je höher der Ausdruck gespannt wird, destoweniger wird man vom Wert des Gefühls ergriffen:

Mein Herz ist wie die Sonne,
So flammend anzuseh'n.
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön.

In dieser jugendlichen Großsprecherei liegt allzuviel Selbstbetrachtung und Prahlerei. So auch, wenn es heißt:

Ich hab' Dich geliebet und liebe Dich noch
Und fiele die Welt zusammen,
Aus ihren Trümmern stiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

Wenn dies nun auch nur der künstlerischen Wirkung halber so gesagt ist, so ist es doch in einem guten, rein modernen Stil geschrieben. Alles ist für das innere Auge gemalt: das Herz versinkt wie die Sonne in einem Meer. Aus den Trümmern der Welt schlagen die Liebesflammen empor! Mächtiger jedoch und weit malerischer noch wirkt das Bild, wo der Name Agnes mit Feuerschrift an die Himmelswölbung geschrieben wird. Dort fehlt aber das innere Gefühl. Man denke zum Vergleich nur an die folgenden tiefmenschlichen Verse Goethes:

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wo die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.

oder an die folgenden, welche den Eindruck vervollständigen:

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Hier findet man einen Ausdruck für die gesundeste, gegenseitige Sympathie, für Liebesdankbarkeit, für gegenseitiges Verstehen. Hierfür gewinnt Heine erst unter der Schattenleidenschaft für jenes junge Weib, die Mouche, welches der Engel an seinem Krankenlager war, den Ausdruck. Uebrigens ist alles, was

Glück, Beruhigung, Gesunden in der Liebe anbelangt, nicht seine Sache. Das Gebiet, auf dem er Herrscher ist, ist ein anderes: er giebt als moderner Dichter das leidenschaftliche Sehnen mit einer an Correggio mahnenden Verschmelzung von Farben und Stimmungen besser wieder, als Goethe mit seiner antiken Klarheit. Das Sehnen ist bei Goethe griechisch oder italienisch. Man gedenke z. B. des Gedichtes von der süßen Pomeranze:

> Ich trete zu dem Baume
> Und sage: Pomeranze!
> Du reife Pomeranze!
> Ich schüttle, fühl', ich schüttle,
> O fall in meinen Schoß!

Man vergleiche hiermit nur die mächtige Stimmungsfülle, die Glut und den Duft, sowie die überströmende Naturpoesie, welche in einem Heine'schen Sehnsuchtsgedicht, wie in dem wundervollen „Die Lotosblume ängstigt sich vor der Sonne Pracht", enthalten sind.

Höchst bezeichnend für beide Dichter ist es, daß dort, wo, wie oben angedeutet, das Liebessehnen in Schilderung fremder Gegenden hinübergleitet, Goethe mit Vorliebe Italien, Heine Hindustan malt. Ohne jeglichen Superlativ und Diminutiv, aber mit der Macht eines Gottes ruft Goethe in Mignons Sehnsuchtslied das Bild des klassischen Bodens, wo die Zitronen blühen, hervor. Es liegt hierin eine Gewalt, eine Kraft in jedem bezeichnendem Zuge, die Heine nicht erreicht. Man vergleiche jedoch hiermit das lieblich Süße in Heines „Auf Flügeln des Gesanges", das träumerische, verlangende Sehnen, das Anmutige und Mystische in einer Perspektive, welche folgendermaßen eröffnet wird:

> Es hüpfen herbei und lauschen
> Die frommen, klugen Gazell'n,
> Und in der Ferne rauschen,
> Des heiligen Stromes Well'n.

Das ist ein unsterblicher Vers. Goethe bleibt immer, selbst wo er der Sehnsucht die Zügel schießen läßt, wie sein Goldschmied von Ephesus, der große kluge Heide, welcher die Götzen-

bilder formt; in Heines phantastischem Gehirn glühte jener Funken göttlicher Raserei, welcher nötig war, daß der Kaufmannssohn von Düsseldorf des alten Indiens selbstverlorene Träumerei verstehen und wiederzugeben vermochte.

Schärfer noch tritt Heines stilistische Eigentümlichkeit im Vergleich zu derjenigen Goethes hervor, wenn man den Ausdruck für das, was nicht eigentliche Sehnsucht, sondern reine Liebessehnsucht ist, bei beiden vergleicht.

Man denke z. B. an die Goethe'schen Verse, die er Mignon sprechen läßt:

> Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide,
> Allein und abgetrennt von aller Freude
> Seh ich an's Firmament nach jener Seite,
> Ach, der mich liebt und kennt, ist in der Weite. —
> Es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide.
> Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide.

Das ist die volle Poesie des Meisters. Da ist große Kunst auf Wiedergabe des zehrenden Gleichlautes im Ausdruck der Sehnsucht verwendet: der sechsfache Reim, der schmachtende Vers und schließlich der derb-realistische Ausdruck: „Es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide."

Hiermit vergleiche man jetzt den Ausdruck, welchen Heine zur Wiedergabe reiner Liebessehnsucht gebraucht, und zwar wo er ihn am vollkommensten erreicht. Man erkennt dann, was die plastische Phantasie und ein vollendeter Lakonismus in seinem Stil, dessen Entwickelungsgang wir verfolgt haben, für Zeit und Ewigkeit hervorbringen können:

> Ein Fichtenbaum steht einsam
> Im Norden auf kahler Höh',
> Ihn schläfert; mit weißer Decke
> Umhüllen ihn Eis und Schnee.
>
> Er träumt von einer Palme,
> Die fern im Morgenland
> Einsam und schweigend trauert
> Auf brennender Felsenwand.

Das ist kaum gereimt. Der einzige richtige Reim darin ist das dürftige: Land — Wand. Das Ganze besteht nur aus der Fichte, welche im Schnee schläft und der in Sonnenglut

trauernden Palme. Das ist nicht einmal gesehen — das ist nur gedacht oder erfunden und daher auch nicht zu malen — ich sah es allerdings auf einer deutschen Ausstellung gemalt und zwar in rein idiotisch-lächerlicher Doppeldarstellung — aber gleichwohl, das Gedicht bleibt unvergleichlich und ewig! Das beruht darauf, daß es ein durch seine Einfachheit so außerordentlich treffendes Symbol mit jenen paar klaren Stimmungsumrissen veranschaulicht, welche die Unmöglichkeit ausdrücken, trotz des inneren Zusammengehörens die Trennung zu überwinden.

Liegt nun Goethes Stärke darin, gesunde und verhältnismäßig einfache und unvermischte Gefühle wiederzugeben, so besitzt Heine wiederum eine Stärke im Ausdruck für des modernen Menschen gemischte Gefühle, für die Leiden des Gefühlslebens, welche das Resultat schmerzlicher Erfahrungen sind. Goethe hätte die folgenden Zeilen mit ihrem schneidenden Kontrast und ihrem rätselhaften Inhalt nie schreiben können:

> Wenn ich in Deine Augen seh',
> So schwindet all mein Leid und Weh
> — — — — — — — — —
> Doch wenn Du sprichst: ich liebe Dich!
> So muß ich weinen bitterlich.

Weshalb muß er weinen? Ich hörte diese Frage einmal naiv beantworten: weil sie lügt. O nein! so einfach ist die Sache nicht. Er hat diese Worte von anderen Lippen gehört und von diesen Lippen sind die Liebesworte verstummt; er weiß, wie lange eine solche Leidenschaft gewöhnlich währt, und wird nun seinem Selbstvergessen durch den Laut ihrer Stimme entrissen — er zweifelt an der Dauer ihrer oder seiner eigenen Gefühle.

Höchst interessant ist es auch zu beobachten, wie Heine diese Worte verschiedentlich umgearbeitet hat. Zuerst lautete die letzte Zeile: „Dann wein' ich still und bitterlich." Später wurde das Wort „bitterlich" im Gegensatz zum ursprünglichen Plan des Gedichtes in „freudiglich" verändert, bis die Zeile endlich ihre jetzige Gestalt erhielt.

Heine war weder glücklich noch groß genug veranlagt, um sich mit seiner Existenz auszusöhnen. Der lange Zeit Verbannte



und Jahre lang Totkranke konnte das irdische Leben, abgesehen selbst von allem Anderen, nicht mit den Augen betrachten, wie der nach Außen sicher gestellte, von vielen Seiten geehrte und in seinem Wesen gesunde Fürstenfreund in Weimar. Deshalb finden sich Empörungsneigungen, Bitterkeiten und Cynismen bei Goethe unendlich seltener als bei Heine. Goethe legt dieselben gewöhnlich seinem Mephistopheles in den Mund, Heine hingegen, dem die dramatische Kraft mangelte, bleibt selbst verantwortlich für jeden Einfall, da er stets in eigenem Namen spricht. Die ärgsten Bitterkeiten nahm Goethe überdies auch nicht in seine Werke auf. Nur in den Paralipomena zum „Faust" findet man z. B. diese Stelle:

Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruh,
Vergessen wird der Held, sowie der Lotterbube,
Der größte König schließt die Augen zu,
Und jeder Hund bepißt gleich seine Grube.

Heine verweilt bei denjenigen Vorstellungen, welche Goethe nur hervorruft, um sie wieder zu entfernen. Auch Goethe kann blasphemisch sein. Er hat das oft angeführte, selten verstandene Gedicht geschrieben: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß." Das ist eine bittere, blutige Anklage gegen die Weltordnung. Aber sie ist gleichsam von Thränen erstickt in ihrer Bitterkeit, nicht wild verzweifelt wie Heine's meisterliche „Fragen" oder wie das Gedicht „Laß die heil'gen Parabolen" in dem es heißt:

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler,
Aber ist das eine Antwort?

Heine's Ausdruck ist hier, wie gewöhnlich, seichter, mehr irdisch und derb, aber keineswegs des Gegenstandes unwürdig.

Ausbrüche von Lebensüberdruß und Blasiertheit finden sich häufig bei ihm. Man braucht nicht lange unter seinen Gedichten zu suchen, um einen Stimmungsausdruck für das gänz-

liche Aufgeben jedweden Prinzips, jedweden Strebens zu finden. Bei Goethe kommt solches nicht vor. Sein Lied „Vanitas vanitatum“: „Ich hab' meine Sache auf nichts gestellt“ ist, höchst bezeichnend, ein Tisch- und Trinklied geworden. Es ist mit anderen Worten Goethe nicht bitterer Ernst mit dieser Verzweiflung, sie schlägt deshalb in ein Gefühl der Ausgelassenheit um.

Insoweit Goethe nicht den überwältigenden Eindruck von Lebensunglück, wie Heine, kennt, ist er im Grunde genommen unchristlicher als jener.

So aufklärend nun das Vergleichen des Ausdruckes für das Selbstaufgeben in der Lyrik der beiden Dichter ist, ebenso lehrreich ist es auch, ihre Ausdrücke für die Gefühle des Aufschwungs und der Selbstermannung zusammenzustellen. Das Lied „Feige Gedanken“ in „Claudine von Villa bella“ ist in dieser Hinsicht für Goethe bezeichnend, ja gleichsam ein Motto für seine ganze Lebensführung. Ein kräftigerer Ausdruck für männliche Entschlossenheit, als derjenige, welcher in den Zeilen „Allen Gewalten — zum Trutz sich erhalten“ u. s. w. liegt, ist kaum denkbar.

Man vergleiche hiermit Heine's Gedicht „An die Jungen“. Das ist ein Prachtgedicht, welches schon durch seine stürmischen Rhythmen und den vierfachen malerischen Reim hinreißt. Schon die erste Strophe mit ihrer Anspielung auf die goldenen Aepfel, welche Hippomenes vor Atalanta hinwirft, ist ein ganzes Gedicht:

> Laß Dich nicht kirren, laß Dich nicht wirren
> Durch goldne Aepfel in Deinem Lauf.
> Die Schwerter klirren, die Pfeile schwirren,
> Doch halten sie nicht den Helden auf.

Vom Bilde des Helden, der sich auf der Rennbahn nicht aufhalten läßt, gleitet er nun zur Alexandergestalt als Vorbild über. Nur Festigkeit und Kühnheit ist erforderlich:

> Ein kühnes Beginnen ist halbes Gewinnen,
> Ein Alexander erbeutet die Welt,
> Kein langes Besinnen! Die Königinnen
> Erwarten schon knieend den Sieger im Zelt.

Wir wagen und werben! besteigen als Erben
Des alten Darius' Bett und Thron.
O süßes Verderben! o blühendes Sterben!
Berauschter Triumphtod zu Babylon!

Den Sieger erwarten also knieende Fürstinnen, süßes Verderben, blühender Untergang, berauschter Triumphtod — welche Sardanapalsstimmung liegt nicht in diesem Jubelgesang mit seiner Aufforderung an die Jugend zu unbeugsamem Aushalten! Hier wird um die Ehre und um Weiber als Beute gekämpft, nicht um die Freiheit des eigenen Ichs, wofür es bei Goethe so einfach heißt:

Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Das Gefühl ist bei Goethe reiner und voller, die Musik der Sprache ist einfacher, während die Melodie bei Heine gleichsam eine verschwenderische Instrumentation aufweist. Aber hier ist nichts für das Auge, gar kein Bild. Es ist typisch, daß hier bei Goethe alles größer, bei Heine alles moderner, gemischter gefühlt ist; auch der metrische Ausdruck ist sinnlich einschmeichelnder, von einer auf alle Einzelheiten mehr eingehenden Kunst hervorgebracht.

Wenden wir uns jetzt zu einem Stoffe erzählender und zugleich malerischer Natur: Die heiligen drei Könige. Derselbe ist breit, munter, im Volkston und ächt naiv in Goethe's „Epiphaniasfest“ „Die heil'gen drei König' mit ihrem Stern“, behandelt. Jeder der heiligen drei Könige, der weiße, der braune und der schwarze, charakterisieren sich hier, wie sie aussahen, wenn sie vermummt auf dem Lande von Haus zu Haus gingen, und das Gedicht schließt:

Die heil'gen drei Könige sind wohlgesinnt,
Sie suchen die Mutter und das Kind,
Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
Der Ochs und Esel liegen auf Streu.

Heine behandelt die Legende nicht religiöser als Goethe, doch legt er sein Gesicht in ernstere Falten, erzählt knapper, zeichnet

schärfer und erzielt eine ganz andere Wirkung. Goethe setzt die Gemüter durch muntere, breit ausgemalte Kindlichkeit in Bewegung, Heine hingegen bohrt sich in den Geist ein und läßt den Stachel der Rede im Geiste des Lesers zurück. Er erreicht beinahe die Wirkung eines alten Florentiner Gemäldes:

Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?

Die Jungen und Alten, sie wußten es nicht,
Die Könige zogen weiter,
Sie folgten einem goldenen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,
Da sind sie hineingegangen,
Das Oechslein brüllte, das Kindlein schrie,
Die heil'gen drei Könige sangen.

Es liegt eine gewisse Schelmerei hierin: Welches Konzert! Aber auch welche Malerei! Möglichste Knappheit der Worte — kein Zug, kein Strich zuviel und diese absolut sichere und genaue Wirkung!

Denkt man nun zum Schlusse an eine jener abstrakten Gestalten, welche überall in der Lyrik vorkommen, mehr oder minder durchgeführte Personifikationen eines Begriffes, wie Frieden, Glück, Unglück, und vergleicht man auch in dieser Hinsicht Heine mit Goethe, so zeigt es sich auch hier wieder, daß Goethe den volleren Ton, Heine die sicherere Anlage besitzt.

Goethe hat folgende Verse an den Frieden geschrieben:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest!
Ach, ich bin des Treibens müde,
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

Wie man sieht, ist hier kein Bild, keine wirkliche konkrete Form. Die sechs ersten Verse steigern sich bis zu dem Ausbruche:

„Süßer Friede!“ auf dessen Kommen man nicht ganz sicher rechnen kann.

Man vergleiche die beiden folgenden Personifikationen von Glück und Unglück bei Heine:

> Das Glück ist eine leichte Dirne
> Und weilt nicht gern am selben Ort.
> Sie streicht das Haar Dir von der Stirne
> Und küßt Dich rasch und flattert fort.
>
> Frau Unglück hat im Gegenteile
> Dich liebefest ans Herz gedrückt,
> Sie sagt, sie habe keine Eile,
> Setzt sich zu Dir ans Bett und strickt.

Durch so wenige Striche sind selten zwei Begriffe in zwei lebendige Figuren verwandelt worden, und die moderne Mythenbildung hat kaum jemals einen höheren Ausdruck erreicht, als in diesen letzten beiden Zeilen, hinter denen sich eine so tiefe und schreckliche Erfahrung birgt. —

Wir sahen Heine in der romantischen Schule auftauchen und sein Handwerk von A. W. Schlegel lernen, der ihm seinen sicheren Geschmack mitteilte. Er ist zuerst romantischen Gespenstergeschichten und romantischen Archaismen in der Lyrik ergeben. Was seine jambischen Versformen betrifft, so beginnt er Wilhelm Müller zu studieren und nachzubilden; in seinen Trochäen spürt man Clemens Brentanos Einfluß. Schnell bildet er seinen eigenen Stil aus. Derselbe zeichnet sich durch die höchste Verdichtung von Stimmungen, Gedanken und Bildern aus. Sein charakteristisches Merkmal ist größte Knappheit. Heine versteht alles anschaulich, lebendig zu gestalten und flößt selbst ruhigen Stoffen eine nervöse, zuweilen sogar dämonische Leidenschaft ein; nicht selten läßt er das Mimische zum Fratzenhaften werden und vertauscht auch hin und wieder das Tageslicht mit der blendenden Helle des elektrischen Lichtes — eine Unnatur zwar, die sich jedoch auch in der Natur findet. Sein Hauptwirkungsmittel ist poetische Knappheit.

Infolge der Zusammensetzung seines Naturells aus Witz und Phantasie versteht er es, durch Kontraste zu wirken; er sucht das Schneidende und Ungleichartige und hat eine besondere

Vorliebe für Wirkungen, welche entstehen, wo eine gewöhnliche platte Wirklichkeit in eine dichterische Vision übergeht, oder wo die Vision erblaßt und verschwindet, um der altbekannten Wirklichkeit Raum zu geben.

Seine Schreibweise ist vollständig modern; alles ist anschaulich gemacht, alles für das Auge. — Was heißt es, ein großer Schriftsteller zu sein? Die Fähigkeit zu besitzen, Bilder und Stimmungen hervorzurufen, Bilder durch Stimmungen oder Stimmungen durch Bilder. Heine hat hauptsächlich diese letztere Fähigkeit bei sich ausgebildet, deshalb vernachlässigt er nie weder den sicheren Umriß, noch den malerischen Effekt.

Auf seinem Höhepunkte kann man Heine nicht mehr mit seinen Lehrern und Zeitgenossen vergleichen. Um die Stärke und Geschmeidigkeit seines Stils zu prüfen, war es notwendig, denselben gegen den bedeutendsten Stil der damaligen Zeit, gegen den Goethe's zu messen. Wir sahen ihn bei diesem Vergleich häufig unterliegen, nicht selten jedoch auch sich zu einem fast gleich hohen Platze erheben. Schon das gereicht Heine zur Ehre, daß es überhaupt möglich und zuweilen notwendig ist, ihn mit Goethe zu vergleichen.

Ein Stil ist gewissermaßen ein Ausdruck für eine Persönlichkeit und eine Waffe im litterarischen Kampfe. Goethes Stil ist in all seiner Größe doch zu einfach, um das Moderne zu erfassen. Aber Heines Stil, diese Waffe, welche in seiner besten Zeit einer alten Toledanerklinge glich, die sich wie eine Gerte biegen ließ und selbst an einem Harnisch nicht zersprang, war ganz besonders geeignet, mit dem modernen Leben in seiner Härte und Häßlichkeit, seiner Anmut, seiner Unruhe und seinem Reichtum an scharfen Gegensätzen anzubinden. Er besaß jedoch auch in höchstem Maße die Fähigkeit, auf die Nerven moderner Leser mit ihrer stärkeren Neigung zu gewürzter Speise und hitzigen Getränken als zu einfacher Nahrung und reinem Wein, zu wirken.

8.

Heine und Aristophanes.

Sicherlich hat Heine im allgemeinen Urteil der Nachwelt nichts mehr geschadet, als seine Unumwundenheit auf geschlechtlichem Gebiete. Einzelne Gruppen seiner Gedichte sind sogar aus diesem Grunde recht übel beleumundet, so diejenigen Gedichte, welche der Sammlung „Verschiedene“ angehören, von denen übrigens die meisten ungerecht verdammt sind, andere hingegen sind in der That recht platt in ihrem Gedankengange, wie auch ihr Inhalt alles andere als erhaben ist. Goethe hatte in „Der Gott und die Bajadere“ ein Beispiel gegeben, wie sogar sehr kühne Stoffe durch die Größe des Stils geadelt werden können, und selbst, wo er, wie in den venetianischen Epigrammen, Tänzerinnen behandelt, welche keineswegs durch die Liebe geläutert werden, und bei dem Verhältnis des Dichters zu jenen verweilt, wirkt schon das antike Versmaß ablenkend und kein anstößiges Wort kommt darin vor. Endlich verschwinden auch diese wenigen mutwilligen Epigramme in der Masse von Goethe's übrigen Gedichten; man fühlt gleichsam auch beim Lesen derselben, daß gerade er von der Allnatur erschaffen ward, um sie ganz zu offenbaren.

Bei Heine nimmt die Offenheit hinsichtlich seines Verhältnisses zum anderen Geschlechte einen zu großen Raum ein, und ist oft geschmacklos. Sie verschafft ihm zehn Leser statt des einen, den sie abstößt, der jedoch zuweilen mehr als jene zehn wert ist.

Und doch macht diese Offenheit in gewisser Hinsicht auch seine Stärke aus. Sie hätte vielleicht nicht so persönlich sein brauchen; andererseits aber war sie doch unumgänglich für denjenigen notwendig, welcher nicht nur das Gebiet des Ernstes, sondern auch dasjenige des Komischen umspannen wollte. Und dadurch nähert sich Heine dem bedeutendsten rein komischen Dichter aller Zeiten.

Am Schlusse seines „Wintermärchen“ erwähnt Heine, unmittelbar nach der lustigen Stelle, wo er sich Kunde von Deutsch-



lands Zukunft errochen, indem er den Kopf in Karls des Großen Thronstuhl steckte, daß die edelsten Grazien die Saiten seiner Leier gestimmt hätten und daß diese Leier dieselbe sei, die einst sein Vater habe ertönen lassen, „der selige Herr Aristophanes, der Liebling der Kamönen". Er fügt hinzu, daß er in seinem letzten Kapitel versucht habe, „die Vögel" nachzuahmen, „dies beste von Vaters Dramen".

Er hat also seine Ehre darin gesetzt, seine Kunst von dem größten komischen Dichter Alt-Griechenlands herzuleiten.

Im ersten Augenblick stutzt man darüber. Denn, während verschiedene andere deutsche Dichter, wie Platen und Prutz, die Formen der aristophanischen Komödie nachgeahmt hatten: Trimeter, Chöre, Parabasen, die ganze von der griechischen Komikerschule aufgebaute, zugleich freie und feste Kunstform, hat Heine nicht einmal den Versuch gemacht, sich diese Dichtform anzueignen, ebensowenig aber irgend eine andere. Es ist charakteristisch für ihn, daß, so andauernd strebend und unbedingt gewissenhaft er hinsichtlich absoluter Richtigkeit einzelner metrischer oder ungebundener Ausdrücke war — ich habe nie eine so vielfach durcharbeitete Handschrift, wie diejenige des „Atta Troll" in der Königlichen Bibliothek zu Berlin gesehen — es ihm doch wiederum unmöglich war, sich den künstlerischen Zwang großer Formen aufzuerlegen. Es entspricht dies der Thatsache, daß in seinen größeren Dichtungen der Plan ganz locker, jede einzelne Zeile aber immer wieder durchgearbeitet ist.

Man darf wohl ohne Uebertreibung sagen, daß er sich als Künstler nie eine Aufgabe gestellt und sie gelöst hat.

Nur ein einziges Mal hat er den Versuch zu einer größeren Prosakomposition, zu einem Roman oder einer Novelle gemacht. Dieselbe ist Bruchstück geblieben. Es ist entweder, wie man sagt, der größte Teil des Manuskriptes bei einer Feuersbrunst vernichtet oder überhaupt nie vollendet worden. Dies Letztere glaube ich. Und dieses Fragment „Der Rabbi von Bacharach" ist, näher betrachtet, nur eine in das Gewand früherer Zeiten gekleidete Umschreibung von Heines eigenen Privatverhältnissen.

Auch in einer streng zusammenhängenden metrischen Komposition hat er sich nie versucht. Seine beiden einzigen größeren

Dichtungen „Atta Troll“ und „Das Wintermärchen“ sind freie, launige Phantasiegebilde, Seifenblasen, die aus Hirngespinsten entstanden, nur durch die Einheit des Tones und die Gleichheit des inneren Baues zusammengehalten werden.

Es war Heine nie in den Sinn gekommen, Aristophanes zu übersetzen oder zu bearbeiten. Er war nicht wie Goethe, der sich trotz seiner selbständigen ungeheuren Produktivität herabließ, Diderot, Benvenuto Cellini, Voltaire, seinen Landsleuten zu übersetzen. Als Goethe bei seinen Studien auf Aristophanes trifft, wird er von ihm bezaubert, und er, nicht Heine ist es, welcher „Die Vögel“ für deutsche Verhältnisse umarbeitet; er unterwirft — bezeichnend genug — das Schauspiel einer Verwandlung, so daß die Satire aus einer politischen zu einer litterarischen wird. Die beiden politisch unzufriedenen Hauptpersonen sind bei Goethe litterarische Abenteurer geworden; mit der Eule wollte er — wie aus einem Briefe Jacobis an Heinse hervorgeht — Klopstock treffen, mit dem Papagei den jungen Cramer. Im Epilog zu dieser Bearbeitung findet sich Goethes unsterbliche Bezeichnung des Aristophanes: „der ungezogene Liebling der Grazien“, eine Bezeichnung, welche auch so treffend auf Heine paßt.

War Heine nun auch zu wenig arbeitsam, um jemals einen Dichter des Altertums studieren, übersetzen, bearbeiten oder nachbilden zu können, so würde er doch niemals, wie Goethe oder Platen, aus aristophanischen Komödien reine Litteraturkomödien haben machen können: ihn zog nur die große politische Satire an!

Heine ist wahrscheinlich der witzigste Mensch, der je gelebt hat, zum mindesten der witzigste der Neuzeit. Allerdings wird Voltaire gewissermaßen als Personifikation des Witzes betrachtet, aber sein Witz ist verständig und trocken, nicht dichterisch und auch kein Phantasiewitz wie derjenige Heines.

Es war seiner Zeit von Platen unklug gehandelt, daß er stolz und steif wie er war, das Werk „Der romantische Oedipus“, in welchem er Heine verhöhnen wollte, in der äußeren Form und Manier der aristophanischen Komödie schrieb; denn er besaß nur die Grazie der Verse und die Grobheit der Worte mit

Aristophanes gemeinsam. Heine dagegen gebot über alle aristophanischen Haupteigenschaften: über Witz und Wildheit, Phantasie, schmelzende Lyrik und Schamlosigkeit, und über all dieses in graziöser Form. Ohne Grazie und Witz ist die Schamlosigkeit wahrlich eine niedrige und abstoßende Eigenschaft. Im Verein mit so großen Fähigkeiten, wie bei Heine, ist sie jedoch außergewöhnlich. Der aristophanische Dichter darf und kann nicht jenen Stolz besitzen, welcher davor zurückschaudert, die Gemeinen zu belustigen, diejenigen, welche ihn nur verstehen, wenn sie ihn im Kote treffen. Er darf sich nicht scheuen, sich bis zu einem gewissen Grade preiszugeben, das heißt, sein moralisches Wesen preiszugeben, um dafür ein großes dichterisches Feld einzutauschen.

Es nützt nichts, wenn ein Autor wie Platen (oder wie Hauch in seinem „Babylonischen Turmbau") vor allen Dingen den Eindruck „eines edlen Dichters" machen und Respekt durch seine Person einflößen will — es nützt all sein Verkünden nichts, daß er „seine Gegner mit wirklichem Witz zermalmen" wolle. Man kann nicht zu gleicher Zeit als feiner Mann und als Aristophaniker auftreten. Man leidet in dieser letzten Eigenschaft bald Schiffbruch, wenn man die Achtung der Anderen höher schätzt als den Triumph der Kunst. Bei dem wirklichen Aristophaniker erlangt dafür die Dichtkunst eine Entfaltung, wie sie niemals von den feierlichen Dichtern (einem Schiller, Hugo) erreicht ist; sie giebt ein treues Spiegelbild des ganzen Menschenlebens, von seinen höchsten bis zu seinen niedrigsten Verrichtungen.

So wenig formelle Berührungspunkte auch zwischen Heines lyrisch-satirischen Gedichten und Aristophanes' großen phantastischen Schauspielen vorhanden sind, so ist es doch wahrscheinlich, daß seit den Tagen des griechischen Altertums Niemand aufgetreten ist, der einen dem Aristophanes näher verwandten Witz besessen hätte, als Heinrich Heine.

Dieser Ausspruch beruht jedoch auf keinerlei Verkennung des ungeheuren Unterschiedes zwischen dem Charakter ihrer Schöpfungen. Die Aristophanische Komödie ist mit ihrer großartigen und festgezimmerten Kunstform der Ausdruck für die künstlerische Bildung eines ganzen Volkes, welche aus religiösen

Festen gleichsam als Festmonument hervorgegangen ist. Da sie von einer ganzen Reihe hervorragender Vorgänger begründet und unterbaut ist, deren Stil gleichartig, deren Talent verwandt war und deren Erbe Aristophanes antrat — ungefähr wie Shakespeare das seiner Vorgänger — so ist sie in ihrer Form weit mehr eine Kollektivarbeit als die Heine'sche Strophe. Ganz abgesehen sogar von Eupolis' und Kratinos' Beschuldigungen gegen Aristophanes hinsichtlich unerlaubter Aneignung der seinen Vorgängern gehörenden Einfälle, können wir schon aus den „Rittern" ersehen, daß bereits der Komiker Magnes Stücke mit Titeln wie die Vögel, die Wespen, die Frösche, aufgeführt hat; der als Kriechtiere, Insekten, Vögel vorgeführte Chor war etwas bereits Vorhandenes, welches Aristophanes nicht erfunden, sondern nur übernommen hat. Einzig und allein weil wir die Vorläufer des griechischen Dichters nicht kennen, betrachten wir jetzt seine Schöpfungen als rein individuell hervorgebracht, als Typen einer großen phantastischen Komik, und fast jede moderne Komik und alles Phantastische erscheint im Vergleich zu ihrer Kühnheit abgeblaßt und dürftig.

Die Welt des Aristophanes ist die verkehrte. Wenn Trygaios im „Frieden" einen stinkenden Mistkäfer sattelt und auf demselben wie auf seinem Pegasus durch die Luft zu den Wohnungen der Götter emporsteigt, oder wenn er später mit Hülfe eines klafterlangen Strickes die Friedensgöttin aus dem tiefen Brunnen heraufzieht, in welchen sie der Krieg herabgestürzt hatte, so scheinen diese vorgeführten Dinge zu den gewöhnlichen bekannten Möglichkeiten zu gehören; auch läßt er sie ohne jegliche Erklärung vor unseren Augen geschehen, so daß wir gezwungen werden, daran zu glauben. — Wenn wir in den „Vögeln" hören, wie zwei einfältige Burschen, welche als Weise auftreten, ihre verrückten Pläne zur Erbauung einer Stadt in den Wolken entwickeln, so klingt dies sofort in unseren Ohren als Wahnwitz, und wenn wir dann sehen, wie die Vögel sie mit Ehrfurcht empfangen, so erhalten wir dadurch auch keine bessere Vorstellung von ihrer Intelligenz; die Komik hingegen, daß die dummen Tiere von jenen ihr Heil erwarten, belustigt uns. Wenn wir endlich gar erfahren, daß die Stadt wirklich

gebaut, daß Alles geglückt ist, und sehen, wie dem Unternehmen Heil und Glück folgen, so fühlen wir, daß diese Welt, die wir hier beobachten, nicht unsere ist, in der wir leben, vielmehr eine solche, mit deren Gesetzen übereinstimmt, was in unserer denselben widerstrebt.

Diese neue Welt ist in sofern eine rein phantastische, als sie im Gegensatz zu den Wahrscheinlichkeits- und Naturgesetzen steht. Es ist eine Welt, wo die reine Tollheit triumphiert, und der Dichter stellt dies als ganz in der Ordnung hin. Erst wenn der Zuschauer zu überlegen beginnt, wo wohl diese verkehrte Welt liegen, wo es wohl so zugehen, wo wohl die politische Unverschämtheit in solchem großen Stile betrieben werden könne, und weit davon entfernt, zu Schanden zu werden, gar Vertrauen gewinnt und belohnt wird — erst dann wird er in die Wirklichkeit zurückgeführt, indem er in dieser Welt seine eigene, seine Heimat Athen wiedererkennt.

Von den aristophanischen Stücken, die uns erhalten sind, spielen „Die Vögel“, „Die Frösche“, „Der Frieden“, entweder gar nicht oder doch nicht ganz auf der Erde; es sind meteorische oder unterirdische Schauspiele. Daß hierin Götter vorkommen, geschieht eigentlich nur darum, um sie zu durchhecheln, lächerlich zu machen oder durchzuprügeln. In der wirklichen Welt offenbaren sie sich nicht; nur in der phantastischen glaubt man an dieselben.

Eine solche übernatürliche Welt wagt Heine als moderner Dichter gar nicht direkt aufzubauen, obschon er sie nicht entbehren kann. Daher sein beständiges Zurückkommen auf den Traum, sein fortwährendes Anwenden und Mißbrauchen desselben, so daß wir kaum bei einem anderen modernen Dichter ein Seitenstück hierzu finden. Im Rahmen des Traumes wagt er dann auch das Außerordentliche, das Aristophanische.

Wie schon gesagt, er gleicht Aristophanes in der Tiefe seiner Schamlosigkeit und im Höhenfluge seiner Lyrik.

Wohl spielen Hindeutungen auf Verdauungsbeschwerden und Aehnliches bei Heine eine geringere Rolle als bei Aristophanes, der ja übrigens selbst erklärte, diese Art von Komik gering zu achten. Sie taugte seiner Ansicht nach nur dazu

um das Gelächter des auf unterster Bildungsstufe stehenden Publikums zu erregen. Bei Heine wird aber häufig und zuweilen ausführlich von solchen Dingen gesprochen (am ausführlichsten in der Polemik gegen Platen), auch hat man sich bei Heine fast ebenso oft als bei Aristophanes gegen gewisse häßliche Insekten zu sichern.

Weil Heine hinsichtlich des Geschlechtlichen naturgemäß nicht so frei und offen sprechen kann als der alte Grieche, so versagt er sich dafür keinerlei Anspielung, um das zu ergänzen, was seinen Aeußerungen an Offenheit fehlt. Zuweilen ist auch fast keine Umschreibung vorhanden, und der sonst durch ein faunisches Lächeln oder durch eine Grimasse angedeutete Cynismus lacht frei und laut in die Welt hinein — so am Schlusse des „Wintermärchens", in Gedichten wie „Der Ungläubige" und ähnlichen.

Und wiederum wie Aristophanes, so erhebt sich auch Heine von diesem beständigen Verweilen bei all demjenigen im Menschen, was daran erinnert, daß er in seinem ersten Keim sich zwischen einer Blase und einem Mastdarm entwickelte, bis zur feinsten, zartesten Lyrik. Er, der so gut den materiellen Ursprung der Naturwesen kennt, leitet in einem seiner Gedichte alles vom Nachtigallengesange ab:

Im Anfang war die Nachtigall
Und sang ihr Lied: Züküht! Zükühl!
Und wie sie sang, sproß überall
Grüngras, Violen, Apfelblüt.

Das erinnert ganz an die entzückenden Verse in den „Vögeln"

Liebliche, Du helle,
Liebste der Vögelein,
Waldes Sängerin, Nachtigall
Waldeinsame Gespielin!
Kommst Du, kommst Du, läßt Dich sehn?
Bringest süßen Gesang mir mit?
Auf Du flötende Meisterin,
Frühlingsgrüßenden Tones froh
Führe die Festanapästen!

Bei Heine nicht minder wie bei Aristophanes geht es über die Götter her. Natürlich ist bei Heine die Satire vorsichtiger

als bei dem alten Hellenen; die moderne Welt versteht auf diesem Gebiet weniger Spaß als die antike. Wenn Dionysos, welcher doch der Gott der Komödie ist, in den „Fröschen" sich großsprecherisch und feig zeigt, eine Tracht Prügel nach der anderen erhält und endlich seinen Priester, der unter den Zuschauern einen Ehrenplatz einnimmt, um Beistand in der Not anruft, so giebt es allerdings bei Heine, welcher unter der Zensur der Polizei sowohl wie derjenigen der modernen Gesellschaft schrieb, kein Seitenstück zu einer derartigen Gotteslästerung. Und doch versagt er sich nicht so leicht etwas vom leichtesten Scherz bis zum derbsten Spaß und zur beißendsten Spötterei. Bekannt ist aus den „Reisebildern" Hyacinths Erklärung vom Wert der verschiedenen Religionen. Er verschmäht den Katholicismus mit seinem Glockenklang, seinem Weihrauchduft und seiner „Melancholik", das sei keine Religion für einen Hamburger, er prüft den Protestantismus dadurch, daß er die Psalmzahlen, welche er an einer schwarzen Tafel in einer lutherischen Kirche liest, in der Lotterie setzt, und fertigt das Judentum mit den bekannten Worten ab: „Es ist gar keine Religion, sondern ein Unglück." — Lustig und kühn zugleich ist das Gedicht „Disputation", in welchem der Rabbi und der Kapuziner, jeder für seine Dogmatik spricht und jeder in recht anstößigen Ausdrücken den Seligkeitszustand seiner Lehre preist, bis die Königsbraut, welche den Streit entscheiden soll, sich dazu außer Stande erklärt: das Einzige, was sie bemerkt hat, ist, daß alle beide, der Kapuziner wie der Rabbi, stinken. — Förmlich dramatisch ist die Religionsverspottung endlich auch an der Stelle in Heines Buch über Börne, wo er erzählt, wie er während seines Aufenthaltes auf Helgoland häufig mit einem preußischen Justizrat in Disputation über die Dreieinigkeit geraten sei und wie während des Disputes Stimmen durch den dünnen Fußboden aus dem darunter liegenden Zimmer herauftönten, wo ein phlegmatischer Holländer der Wirtin auseinandersetzte, wie man Kabeljau, Laberdan und Stockfisch unterscheide: es sei im Grunde ein und dasselbe, und man bezeichne damit nur drei verschiedene Einsalzungsgrade.

In Bezug auf die irdischen Machthaber ist Heines Komik

gewiß nicht minder kühn und nicht weniger phantastisch, als diejenige des Aristophanes.

Aristophanes zeigte bei seinen Angriffen auf Kleon und Theramenes Mut; zuweilen traf es sich, daß er die gute Sache verteidigte; in der Regel jedoch hob er die schlechte auf seinen Schild und machte sich zum Sprecher für einen unhaltbaren Konservativismus und für ungerechte Angriffe. Heine war seltener ungerecht oder niedrig gesinnt und nie konservativ. Er erinnert aber an Aristophanes durch seine aristokratischen Neigungen und die häßliche Art seiner persönlichen Angriffe (z. B. die Gedichte gegen Meyerbeer) sowie auch durch die Form seiner Angriffe, z. B. durch sein belustigendes Anbringen bekannter, pathetischer Dichterstellen.

Es finden sich bei ihm eine ganze Reihe witziger Angriffe auf Friedrich Wilhelm IV., so im „Wintermärchen", wo die Hammonia Heine vor dem „König in Thule" warnt, und in dem Gedicht „Der neue Alexander"; desgleichen eine ganze Gruppe von Gedichten gegen König Ludwig I. von Bayern und dessen Thätigkeit. Dieser letztere, den Heine zuerst selbst hoch gepriesen hatte, war als Kunstmäcen von einer großen zeitgenössischen Künstler- und Dichterschar umschmeichelt. In seinen „Lobgesängen auf König Ludwig" greift Heine dessen sämtliche Schwächen an; seine Schönheitsgalerie im Schlosse zu München, seine schlechten Verse, seinen Aerger darüber, daß verschiedene von ihm beschützte, berühmte Männer der Wissenschaft und Kunst sich von Bayern nach Preußen hatten hinüberziehen lassen. Von der Schönheitsgalerie heißt es:

> Er liebt die Kunst und die schönsten Fraun,
> Die läßt er porträtieren,
> Er geht in diesem gemalten Serail
> Als Kunst-Eunuch spazieren.

Anläßlich der vorerwähnten Uebersiedelung berühmter Männer nach Preußen findet Heine Gelegenheit, seinem alten Prügeljungen Maßmann einen Seitenhieb zu versetzen:

> Der Schelling und der Cornelius
> Sie mögen von dannen wandern,
> Dem Einen erlosch im Kopf die Vernunft,
> Die Phantasie dem Andern.

Doch daß man aus meiner Krone stahl
Die beste Perle, daß man
Mir meinen Turnkunstmeister geraubt,
Das Menschenjuwel, den Maßmann,

Das hat mich gebeugt, das hat mich geknickt,
Das hat mir die Seele zerschmettert,
Mir fehlt jetzt der Mann, der in seiner Kunst
Den höchsten Pfahl erklettert . . . .

Ueber König Ludwigs Verhältnis zur Poesie heißt es hier endlich:

Herr Ludwig ist ein großer Poet,
Und singt er, so stürzt Apollo
Vor ihm auf die Kniee und bittet und fleht:
Halt ein! ich werde sonst toll, o!

Noch witziger ist seine Parodie auf König Ludwigs Versbau in jener Inschrift, die über „Atta Troll" in der bayrischen „Walhalla" gesetzt wird:

Atta Troll, Tendenzbär, sittlich-
Religiös; als Gatte brünstig;
Durch Verführtsein von dem Zeitgeist
Waldursprünglich Sansculotte;

Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zott'gen Hochbrust;
Manchmal auch gestunken habend;
Kein Talent, doch ein Charakter!

Die Härte der Verse und die gezwungenen Partizipiumskonstruktionen erinnern genau an den Stil in König Ludwigs Versen, wie sie der Reisende in München an den Wänden der Arkaden liest.

Dies ist jedoch nur persönliche Satire gegen gekrönte Häupter. Aber bei Heine wie bei Aristophanes erstreckt sich die Satire auch auf alle politischen, sozialen und litterarischen Zustände, und hierzu bedient sich Heine des Traumes als künstlichen Hilfsmittels. Ganz wie der griechische Dichter läßt er denselben unterirdisch oder in einer phantastischen Welt über den Wolken spielen.

Besonders ist dies, wie schon gezeigt, im „Wintermärchen" der Fall. Man beachte hier, mit welcher Sorgfalt und Meisterschaft Heine die phantastische Schilderung von Barbarossas

unterirdischem Aufenthaltsorte im Kyffhäuser vorbereitet hat. Zuerst die Einführung des Refrains aus einem alten Volksliede: „Sonne, du klagende Flamme!“ dann die Erzählung der alten Sage von der Sonne als Anklägerin des Mörders eines jungen Mädchens, darauf die Schilderung der gutherzigen alten Amme, die jene Weise sang und so manche schöne Geschichten erzählte, die von der Königstochter als Gänsemagd und jene vom Kaiser im Berge, welche nun ausführlich berichtet wird — bis uns aus diesem Rahmen Barbarossa mit seinen geharnischten Mannen lebendig entgegentritt und wir hören, wie er dieselben zu den Pferden, zu den Waffen, zum Kampfe ruft, um die Schmach von der goldgelockten Germania abzuwaschen, welche Mörder über sie gebracht haben. Aufs neue werden wir dann in die Stimmung der Ammenstube und den jetzt mit Begeisterung angestimmten Schlußrefrain „Sonne, Du klagende Flamme!“, zurückgeführt. Es ist aristophanischer Schwung in dieser poetischen Schilderung des alten Arsenals, der leeren Rüstungen, der verschossenen Fahnen, der schlafenden Soldaten, und so auch im Umschlag: im Appell an die erwachende Kraft und im Flehen, das Mittelalter lieber statt des derzeitigen scheinheiligen Preußens mit seinem Gemisch von gotischem Wahn und modernem Lug wieder zu bekommen. In deu beiden folgenden Abschnitten wird die Schilderung des Verginnern fortgesetzt und Gespräche werden mit Barbarossa im Traumzustande während des Schlafes in einem Reisewagen geführt.

Ebenso ist die preußenfeindliche Phantasie im Wirtshause zu Minden begründet. Heine will den preußischen Adler in Händen haben, ihn rupfen und erschießen lassen. Hätte Aristophanes eine ähnliche Rechnung mit einem Adler zu begleichen gehabt, so würde er uns denselben sicherlich ohne Umschweife vor Augen geführt haben. Heine muß hingegen den alten Umweg machen. Bei ihm wird im Traumzustande des Halbschlafes der rote Bettquast über seinem Kopfe zu einem Adler mit Federn und Krallen, der ihm die Leber aus der Brust zu hacken droht, und gegen diesen singt er nun seinen Haß aus. Nur an ganz vereinzelten Stellen ist Heines künstlerisches Ver-

fahren kühner, demjenigen des großen Griechen ähnlicher. So in der prächtigen Rede an die Wölfe im nächtlichen Teutoburger Walde. Der Reisende hört sie gegen Mitternacht rings um seinen Wagen, von dem ein Rad abgegangen ist, heulen. Er steigt aus und hält den wilden Bestien eine Rede:

Mitwölfe, ich bin glücklich,
Heut' in Eurer Mitte zu weilen,
Wo so viel edle Gemüter mir
Mit Liebe entgegen heulen.

Diese Rede ist zugleich eine humorvolle Kopie jener, welche große Männer bei gewissen Gelegenheiten zu halten pflegen: diese Stunde bleibe ihm ewig unvergeßlich. Es sei Lüge, daß er zu den Hunden übergegangen wäre; er habe nie daran gedacht, Hofrat in der Lämmerhürde zu werden. Den Schafpelz, den er zuweilen umgehängt, habe er nur gebraucht, um sich damit zu wärmen, er sei und bleibe ein Wolf und werde stets mit den Wölfen heulen.

Eine direkte Nachbildung der Hochzeit des Paisteteros mit der Basileia aus den „Vögeln" endlich ist, wie Heine selbst erzählt, die Szene zwischen dem Dichter und der Hammonia, Hamburgs beschützender Göttin. Dieselbe ist äußerst mutwillig, knabenhaft ausgelassen und in ihrer Lüsternheit im Grunde anstößiger als ähnliche Stellen bei Aristophanes, der sich ja niemals selbst auf die Bühne brachte, außer, um sich als Dichter zu verantworten. Heines Schamlosigkeit ist, wenn auch nicht so weitgehend, doch viel persönlicher als die seine.

In „Atta Troll" ist der Vergleich mit Aristophanes noch näher liegend. Die Phantasie hat hier freieren Spielraum, weil die Hauptperson kein Mensch, sondern ein Bär ist. Ein ganz außerordentliches Gedankenbild hat er an der Stelle entworfen, wo der Bär nach seiner Flucht im Mondenschein vor seinen Jungen tanzt. Es liegt ein unvergleichlicher Humor in seiner Rede gegen die Menschenrechte und seinem Pochen auf die älteren Rechte der Bären; das erinnert an die entzückende Parabase in den „Vögeln", wo dargethan wird, daß die Vogelwelt die älteste sei: Alles stammt vom Ur-Ei ab, Alles entsteht durch Liebe, auch die Vögel sind Kinder der

Liebe. Aeußerst spaßhaft ist des Bären Stolz auf die Tierwelt, am spaßhaftesten jedoch, weil Heine denselben benutzt, um seine ausgelassenen Anspielungen auf diejenigen, denen er zu Leibe will, darin zu verflechten, so gegen Freiligrath, dessen populäres, aber albernes Gedicht „Der Löwenritt", sowie das unschöne „Der Mohrenkönig" seinen lustigen Spott erweckt hatten:

> Giebt es nicht gelehrte Hunde?
> Und auch Pferde, welche rechnen?
> — — — — — — —
> Schreiben Esel nicht Kritiken?
> Spielen Affen nicht Komödie?
> — — — — — — —
> Singen nicht die Nachtigallen?
> Ist der Freiligrath kein Dichter?
> Wer besäng den Löwen besser
> Als sein Landsmann, das Kamel?

Ein großer Teil dessen, wovon der Bär spricht, klingt wie Satire über dumme kommunistische Demokratie. So der Wortschwall gegen das Eigentum: Die Bären werden ohne Taschen geboren, die Menschen nur füllen die ihren. So derjenige von der Gleichheit:

> Strenge Gleichheit! Jeder Esel
> Sei befugt zum höchsten Staatsamt,
> Und der Löwe soll dagegen
> Mit dem Sack zur Mühle traben.

Der „Atta Troll" ist jedoch im Großen und Ganzen genommen eine unschuldige, stachellose Satire, welche rein phantastisch die Geistlichkeit, die Kommunisten, die Misanthropen, die Revolutionäre, die Weltbürger und das Volk zum Besten hat — denn der Bär besitzt etwas von der Sprechweise all dieser. Wie köstlich ist nicht Atta Trolls Predigt gegen den Atheismus, sowie die Entwickelung seines deistischen Systems, die folgendermaßen beginnt:

> Hüte Dich vor Menschendenkart
> Sie verdirbt Dir Leib und Seele;
> Unter allen Menschen giebt es
> Keinen ordentlichen Menschen.

Es liegt ein heiterer Tiefsinn in dieser Ermahnungsrede wider

Feuerbach und Bauer, und ein Witz, welcher geistvoll wie derjenige Voltaires, aber reicher und wärmer ist, ist in der Schilderung des Schöpfergottes enthalten:

> Droben in dem Sternenzelte
> Auf dem goldnen Herrscherstuhle,
> Weltregierend, majestätisch,
> Sitzt ein kolossaler Eisbär usw.

Welcher Humor liegt nicht in der Schilderung der Bärenheiligen, welche um seinen Thron tanzen!

Wenn nun auch dem Bären Etwas von der Sprechweise aller Parteien eigen ist, so besitzt er doch am meisten von derjenigen der Urdeutschen. Ueber diese geht es noch ganz besonders her. Die wohlgeleckten Bärenjungfrauen erinnern an deutsche Predigertöchter; das jüngste Bärenjunge schlägt Purzelbäume sogar wie Maßmann, und ist, wie jener, die Blüte autochthoner Bildung; es lernte nie eine andere als seine Muttersprache, weder des „Hellenen" noch des „Römlings" Sprache.

Auf solche Weise führt Heine seine Leser stets auf wildphantastischen Umwegen in die realen Verhältnisse seines Vaterlandes zurück.

Aristophanisch ist auch in dieser Hinsicht jene Stelle, wo es regnet und er ausruft: Sechsunddreißig Könige für einen Regenschirm! sowie diejenige, wo es, nachdem man wieder in's Trockene gekommen ist, heißt: Sechsunddreißig Könige für einen Schlafrock! Durchaus aristophanisch ist endlich auch die unterdrückte Stelle*), wo der Vogel Hut-Hut erzählt, wie Salomo und Balkis einander noch nach dem Tode Rätsel aufgeben und lösen:

> Wer ist wohl der größte Lump
> Unter allen deutschen Lumpen
> Die in allen sechsunddreißig
> Deutschen Bundesstaaten leben?

Balkis, welcher diese Frage gestellt wird, sendet geheime Boten durch alle deutschen Reiche und Lande, so oft sie jedoch Salomo

*) Dieselbe ist in der von W. Bölsche besorgten Heine-Ausgabe als Variante beigefügt. D. U.

das Auffinden eines ganz außergewöhnlichen Lumpen meldet, lautet dessen Antwort: Kind! es giebt noch einen größeren!

Und es wird nun dargethan, wie merkwürdig es in Deutschland sei, daß, sobald man glaube, den größten Lump entdeckt zu haben, dort sofort ein noch größerer sich offenbare: nichts mache dort so sichere Fortschritte als das Lumpentum. Gestern noch schien X. der größte Lump; heute ist er nur ein „Unterlümpchen" im Vergleich zu Y. Es ist ein Beweis von Heines künstlerischem Gedankenreichtum, daß er es bei der letzten Redaktion des Gedichtes verschmäht hat, durch solche Mittel seine Gegner einzeln auf die lustigste Weise zu treffen.

Aber auch in der rein litterarischen Satire herrscht keine geringe Aehnlichkeit zwischen dem Verfahren bei Heine und dem bei Aristophanes. Ein Beispiel hierfür ist die Satire über die schwäbische Dichterschule im „Atta Troll": die in der Hütte der Hexe befindliche Katze ist ein verwandelter schwäbischer Dichter, welcher wieder Menschengestalt erhalten wird, wenn eine reine Jungfrau Gustav Pfizers Gedichte in der Sylvesternacht, ohne in Schlaf zu versinken, lesen kann. Ein anderes Beispiel finden wir daselbst in der Satire über die drolligen Verse Freiligraths in seinem „Mohrenfürst" mit ihrem albernen, gesuchten Vergleich:

> Aus dem schimmernden weißen Zelte hervor
> Tritt der schlachtgerüstete fürstliche Mohr;
> So tritt aus schimmernder Wolken Thor
> Der Mond, der verfinsterte, dunkle hervor.

Dies Gedicht handelt von einem Negerkönige, welcher gefangen nach Europa kommt, draußen vor einem Zirkus trommeln muß, dabei an seine einstige Größe denkt und das Trommelfell durchpaukt. Daß aber der schwarze Mann in der Zeltöffnung dem aus den Wolken tretenden Monde gleichen soll, ist unbestreitbar komisch.

Heine läßt die rote Zunge des Bären aus seinem schwarzen Rachen heraushängen, so wie der Mond sich zwischen weißen Wolken zeigt. Und am Schluß des Gedichtes trifft Heine im Jardin des plantes einen Neger als Tierwärter, der sich ihm als der Freiligrath'sche Negerkönig zu erkennen giebt. Der-

selbe hat sich mit einer blonden Köchin aus dem Elsaß verheiratet, deren Füße ihn an die Elephanten seiner Heimat erinnern und deren Französisch in seinen Ohren wie die Negersprache klingt. Sie hat ihm so gute Bissen vorgesetzt, daß er sich schon ein rundes schwarzes Bäuchlein angemästet hat. Dasselbe scheint aus dem Hemde hervor, wie ein schwarzer Mond, der aus weißen Wolken tritt.

Nicht zum wenigsten verspürt man schließlich aristophanische Art in der rücksichtslosen und brutalen Satire auf Platen im letzten Teile der „Reisebilder". Ja, sogar gewisse lustige Streiche in diesem litterarischen Streite sind dem griechischen wie dem deutschen Komiker gemeinsam. In den „Fröschen" bringt Aeschylos beim Wettkampf mit Euripides, den Aristophanes mit seinem Haß verfolgt, einen Refrain, der ungefähr mit „sang die alte Leier vor"*) gleichbedeutend ist, um ihn Allem, was Euripides von sich selbst anführt, anzupassen. In den „Reisebildern" verspottete Heine Platen dadurch, daß er Hyacinth die Worte „von vorn" und „von hinten" abwechselnd dessen Versen hinzufügen läßt und dieselben damit der boshaftesten Entstellung unterzieht.

Die aristophanische Komödie gleicht einer weitausgespannten Wölbung, welche mit großartigen Fresken bedeckt ist — Heines Komik ist hiermit verglichen dasselbe, was den Fresken gegenüber sorgfältig ausgeführte Staffeleibilder sind. In jenem griechischen Lustspiel ist Licht und Raum wie in Michel Angelos sixtinischer Kapelle: Alles ist hier wie in der Capella sistina groß, geräumig, gewaltig, von einem Geiste geschaffen, der durch die lyrische Gewalt seines Gefühls, durch das Kühne seiner Knappheit und die Macht seiner Allegorieen den alten Regeln trotzt. Nur daß Michel Angelos' Welt tragisch, wildfeierlich ist, während Aristophanes' Welt eine dithyrambische, eine Welt von Karikaturen im Rahmen griechischer Lebensverhältnisse ist.

Verglichen mit Aristophanes ist Heine ein Privatmann, der in seinem Heim lebt. Aristophanes bewegt sich im vollen

*) Vergl. Aristophanes, Frösche. Anmerk. 113. Ausg. Reclam. D. U.

Tageslicht des Theaters mit Tausenden von Zuhörern um sich; Heine dagegen teilt sich seinem Publikum von seiner Stube aus mit. Die Gestalten aber, die sich auf der Netzhaut seines Auges abzeichnen, besitzen ein glühenderes und kräftigeres Leben, als diejenigen, welche Aristophanes auf einer Bühne verkörperte. Auch haben seine Bestrebungen nicht das rein lokale Gepräge, wie diejenigen des griechischen Dichters. Er wendet sich mit seinen besten Schöpfungen an Millionen auch außerhalb seines Volkes, man möchte sagen, an die Elite all derer, welche zu lesen verstehen. Seine Lyrik ist persönlicher, innerlicher und nervöser als diejenige irgend eines Griechen, wie auch seine Satire allgemeinen Ideen gewidmet ist, die für Aristophanes überhaupt nicht existierten. Er ist nicht minder witzig als sein griechischer Vorgänger und hat beständig für die politische Entwickelung und die persönliche Freiheit gekämpft, während der Gegner des Euripides und des Sokrates zumeist für eine Vergangenheit focht, welche unwiderruflich entflohen war und der er selbst am allerwenigsten angehörte.

9.
Heines und Börnes Parteinahme in der Dichtkunst.

Börne und sehr viele nach ihm haben über Heine das Urteil gefällt, oder wollten Heine durch dieses Urteil fällen, daß es ihm mit Nichts Ernst gewesen sei. Abgesehen von Unbedeutendem und Unwichtigem, beruht Börne's Zorn nur darauf, daß es ihm schien, als ob Heine keine Partei nehmen wollte. Er selbst war bis zum Aeußersten, so gut man dies in jener unparlamentarischen Zeit sein konnte, in der Litteratur Parteimann.

In unserer Zeit gilt der allgemein angenommene und abgedroschene Satz, daß die Kunst Selbstzweck sei; zu jener Zeit war man mit dem Gedanken vertraut, daß sie einem Lebenszwecke dienen sollte, und stets fühlt man in den deutschen Dichterwerken jener Zeit, mögen sie nun von größerem oder

geringerem Werte sein, die Veranlassung, welche ihren Verfassern die Feder in die Hand gedrückt hatte. Aber selbst so ausgeprägt tendenziöse Dichter wie Heine, waren zu jener Zeit den Männern von Ueberzeugung (wie Börne) nicht tendenziös genug. Und man gebrauchte ihm gegenüber den Ausdruck „zwar ein Talent, doch kein Charakter", jene Worte, über die er sich im „Atta Troll" so unbarmherzig lustig macht. In der Vorrede hierzu scherzt er bereits mit dem Troste, der für die Menge in der Lehre beruhe, daß die braven Leute in der Regel sehr schlechte Musikanten seien, dagegen die guten Musikanten gewöhnlich nichts weniger als brave Leute; die Bravheit aber sei in der Welt die Hauptsache, nicht die Musik.

An einer anderen Stelle hebt Heine hervor, daß es gewöhnlich ein Zeichen von Beschränktheit sei, wenn man von der beschränkten Menge sofort als Charakter gestempelt und ausdrücklich gefeiert werde. Das beruhe darauf, daß eine engherzige und oberflächliche Lebensanschauung, die sich stets gleich bleibe, von der Menge am leichtesten ergründet werde.

Daß Heine seiner ganzen Veranlagung nach kein Geist von stoischer Festigkeit war, liegt auf der Hand. Sieht man aber von dem Umstand ab, ob er in bestimmt gegebenem Falle Charakter gezeigt oder nicht, so lautet die Prinzipienfrage einfach: soll ein Dichter Partei nehmen oder nicht?

Es giebt in der schönen Litteratur Zweige, welche entschieden nichts mit Parteinahme zu thun haben. Derjenige, welcher Liebesgedichte schreibt, steht als solcher außerhalb der politischen wie religiösen Parteien, doch vielleicht nicht gänzlich außerhalb der künstlerischen; denn sobald es sich um eine Kunstrichtung handelt, begegnen wir auch wieder der Partei. Die Parteifrage im bestimmteren Sinne ist keine Frage hinsichtlich Beurteilung der Vergangenheit, sondern hinsichtlich der Gestaltung der Zukunft, und man kann eben nicht zu gleicher Zeit auf zwei Wegen schreiten.

Das Wort Partei bietet aber auch noch folgende Schwierigkeit: Partei heißt Teil, zunächst Teil der Bevölkerung des Vaterlandes; der Dichter soll aber seinem Vaterlande und seinem Volke, und nicht nur einem Teile desselben angehören. So

aufgefaßt ist dann die Partei der engere, das Vaterland der weitere, allgemeine Begriff. Wenn man aber z. B. unter Partei eine wirklich politische Partei versteht, die mehr oder weniger unvollkommen ihrem Namen und ihrem Programm entspricht, so ist es allerdings richtig, daß das Vaterland selbstverständlich über den Parteien steht.

Nimmt man jedoch das Wort Partei im Sinne, wie es von Schiller und Byron gebraucht werden kann, wenn man sagt, sie haben Partei genommen, so ist die Partei ein weiterer und größerer Begriff als das Vaterland. Denn das Vaterland repräsentiert ein bestimmt abgegrenztes Stück Erde, bestimmte endliche Interessen, ein bestimmt begrenztes Stück Geschichte, während die Partei in dieser Hinsicht ein System von Ideen bezeichnet, welche ihrem Wesen nach an keine Stätte gebunden sind, es sind Weltgedanken, der Menschheit große und allgemeine Interessen. Und repräsentiert die Partei, welche ergriffen wird, auch nur irgend eines Zeitalters Grundauffassung vom Menschlichen, so ist das Jahrhundert wieder ein anderes und größeres Vaterland als das Vaterland, und der Dichter erweist seinem Volke einen Dienst, wenn er die Grenzen von dessen Horizont erweitert.

Nach meiner Auffassung waren Börne wie Heine in ganz besonders hervorragender Weise Parteimänner, darum aber auch in nicht geringerem Grade Patrioten, und ihr Parteistandpunkt schadete nicht im geringsten ihrer Vaterlandsliebe.

Börne galt ganz gewiß in der offiziellen Presse jener Zeit nicht nur für einen verrückten Radikalen, sondern auch für einen Vaterlandsverhöhner. Er besaß ja die gefährliche Gewohnheit, jedem seiner Gedanken ein so starkes Relief durch die Art und Weise des Ausdrucks zu geben, daß derselbe beleidigte, verletzte oder zum Handeln reizte. Es rief einen Entrüstungssturm hervor, als er seiner Zeit geschrieben hatte, daß jedes Volk das Recht habe, seinen König abzusetzen, sobald ihm nur dessen Nase nicht mehr behage. Und ganze Bände von Schimpfworten wurden ihm wegen seiner Aeußerung bezüglich der „Lakaiennatur“ der Deutschen entgegengeschleudert. Er war soweit gegangen, dieselben „ein Volk von Lakaien“ zu nennen.

Hierüber schreibt er selbst: „Was fange ich nun mit solchen Menschen an, die ganz ernstlich glauben, ich hätte den Völkern geraten, ihre Fürsten zu verjagen, sobald sie mit deren Nasen unzufrieden würden? . . . . Wenn ich sagte: meine Herren, Sie müssen das nicht so wörtlich nehmen — nun, ich glaube, das glaubten sie mir vielleicht. Was würde mir das aber nützen? Sie würden erwidern: Sie hätten aber bedenken sollen, daß Sie nicht blos für gebildete Leser schreiben, sondern daß auch eine große Anzahl Ungebildeter Ihre Werke liest, die, keiner Ueberlegung fähig, sich nur an den Wortlaut halten. Zu dieser Bemerkung würde ich schweigen und nur sagen: laßt mich in das Gefängnis zurückführen. Stünde ich aber vor einem deutschen öffentlichen Gerichte, so würde ich sagen: Meine Herren! Der Deutsche ist ein Krokodil (Allgemeines Geschrei des Unwillens. Krokodil! Zur Ordnung!) . . . . Meine Herren, der Deutsche ist ein Krokodil. (Zur Ordnung! Der Präsident: Sie mißbrauchen das Recht der Verteidigung.) Meine Herren, der Deutsche ist ein Krokodil — aber ich bitte Sie, lassen Sie mich doch zu Ende reden. Ich meine hiermit gewiß nicht, der Deutsche sei ein wildes, grausames, räuberisches Tier wie das Krokodil, und weine heuchlerische Kindesthränen. Im Gegenteil, der Deutsche ist zahm, gutmütig, säuberlich, aber gar nicht räuberisch, und weint so aufrichtige Thränen, wie ein Kind, wenn es die Rute bekommt. Wenn ich das deutsche Volk ein Krokodil genannt, so geschah es blos wegen seiner Körperbedeckung, die ganz der eines Krokodils gleicht. Sie hat dicke, harte Schuppen und ist wie ein Schieferdach. Was Festes darauf fällt, prallt ab, was Flüssiges, fließt hinunter. Jetzt denken Sie sich, meine Herren, Sie wollten ein solches Krokodil tierisch magnetisieren; zweitens, um es später von seinen schwachen Nerven zu heilen; erstens, um es früher hellsehend zu machen, daß es in sein Inneres hineinschaue, seine Krankheit erkenne und die dienlichen Heilmittel errate. Wie würden Sie das anfangen? Würden Sie mit zarter, gewärmter Hand auf dem Panzer des Krokodils herumstreicheln? Gewiß nicht, Sie wären zu vernünftig dazu; es würde ja auf dasselbe keinen Eindruck machen. Nein, Sie würden auf dem Krokodil mit Füßen herumtreten,

Sie würden Nägel in seine Schuppen bohren, und wenn dies noch nicht hinreichte, ihm hundert Flintenkugeln in den Leib jagen .... So habe ich es gemacht." (Pariser Brief von 14. Dezember 1831.)

Man sieht also, wie Börne's kräftige Worte über deutsche Unterthänigkeit und Schläfrigkeit nur der negative Ausdruck seiner Vaterlandsliebe sind. Der Patriotismus äußert sich bei ihm in der Regel nur indirekt, aber er bahnt sich seinen Weg durch seinen wehmütigen Spott, wie bei Anderen durch begeisterte Aufrufe.

Was nun Heine anbetrifft, so hat wohl Börne ihm gegenüber insoweit Recht, als ihm als Dichter sein geschmeidiges Temperament den eintönigen Kampf für eine politische Ueberzeugung schwierig machte, auch insofern Recht, als Heine unter jenem Zwiespalt und jener Unklarheit litt, die wir bei ihm verfolgt haben, nämlich, sich zugleich als volkstümlicher Revolutionär und als enthusiastischer Aristokrat zu fühlen. Wenn nun Heine unterließ, sich irgend einer vorhandenen politischen oder religiösen Partei anzuschließen, so liegt hierin doch das beste Zeugnis für die Feinheit seiner geistigen Entwickelung. Seine Scherze im „Atta Troll" mit der predigenden Klerisei der Opposition sind hinreißend und vollauf berechtigt. Sie beweisen nur, daß er den Dogmatismus in all seinen Formen verabscheute.

Deshalb hat Börne in seiner Annahme Unrecht, daß Heine je seine Partei in der großen umfassenden Bedeutung des Wortes, seine reichen Ideen, für die er gestritten, verleugnet habe. Und gleichfalls that er dies nicht, als er auf seinem achtjährigen Sterbelager seine armen gelähmten Augenlider mit Mühe öffnete, um Gott in jenem Himmel zu suchen, dessen Lehre er selbst mit Wehmut und Trotz geschildert hatte.

Heine war aber auch in gleichem Maße wie Börne Patriot. Jeder Kenner von Heines Schriften wird sich gewiß noch der schönen Stelle am Schluß der „Reisebilder" erinnern, wo er die Chronik von Kaiser Maximilian erzählt. Derselbe saß in Tirol gefangen, verlassen von seinen Rittern und Höflingen, da öffnete sich eines Tages die Thür seines Gefängnisses und ein

verhüllter Mann trat herein, in welchem der Kaiser seinen treuen Hofnarren, Kunz von der Rosen, erkannte.

Ich halte es nicht nur für geistreich, sondern auch für wahr, wenn Heine sagt: „O deutsches Vaterland! teures deutsches Volk! Ich bin dein Kunz von der Rosen. Der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil, und der Dich nur belustigen sollte in guten Tagen, er dringt in Deinen Kerker zur Zeit der Not; hier unter dem Mantel bringe ich Dir Dein starkes Scepter und die schöne Krone — erkennst Du mich nicht, mein Kaiser? . . . Wenn Du auch in Fesseln darnieder liegst, so siegt doch am Ende Dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiser, die Nacht ist vorüber und draußen glüht das Morgenrot."

Sobald man sich nicht an Einzelheiten klammert, an leichtfertige Ausfälle und übermütige Wendungen hier und dort, so wird man erkennen, daß dies Gefühl, daß sich hier einen klassischen Ausdruck gegeben, mächtig bei Heine ist. Weder sein Parteistandpunkt noch die damit zusammenhängende Bewunderung der Fremde haben bei ihm eine aufrichtige und tiefgehende Vaterlandsliebe, die ihm während des Exils Entbehrung auf Entbehrung einbrachte, ausgeschlossen. Er besaß allerdings nicht jene Art von Patriotismus, welche er irgendwo den Deutschen im Allgemeinen beilegt, die das Herz enger macht und sich wie Leder in der Kälte zusammenzieht, sondern diejenige, welche das Herz erwärmt und weitert, so daß es mit der Liebe zum Vaterlande zugleich das ganze Reich der Zivilisation umfaßt.*) Wie war es auch anders möglich, als daß er Deutschland liebte! So wie er dies ausgesprochen hat, so möge es jeder von seinem Lande sagen: „Das ist es. Deutschland, das sind wir selber." Sein ganzes Wesen war ja durch seine in Deutschland erfolgte Geburt und Entwickelung bestimmt. Auch, als er die letzte Hälfte seines Lebens in freiwillig-unfreiwilliger Verbannung zubringen mußte, heimatlos insofern, als seine Schriften vom deutschen Bundestage verboten waren, ward ihm die deutsche

*) Vergl. Heines Werke Bd. 6 pag. 51. Bd. 14 pag. 45. Bd. 13 pag 16.

Sprache das wahre, höhere, eigentliche Vaterland. Er selbst hat das deutsche Wort das heiligste Gut und den unbezwingbaren Freiheitswecker genannt, und es sogar für denjenigen, welchen Thorheit und Bosheit aus dem Vaterland getrieben, als ein neues Vaterland bezeichnet.

10.

Heines letzte Jahre. Die Mouche.

Heine's Prosa steht nicht auf gleicher Höhe mit seinen Versen. In seinem berühmtesten Prosabuche „Reisebilder" zeigt er sich als Schüler Sternes, später, nachdem er größere Selbständigkeit gewinnt, ist er wohl stets geistreich und feurig, doch nur selten den Stoffen gewachsen, die er behandelte. Gleich dilettantisch ist, was er einerseits über deutsche Philosophie für Franzosen, andererseits über französische Malerei für Deutsche schrieb. Er war gewiß als Journalist betrachtet, stets ein ganz ausgezeichneter Journalist, doch er ist zu bedeutend, als daß diese Bezeichnung der Stärke seines Wesens entsprechen könnte.

Die Pedanten unter seinen Widersachern haben freilich ein ungebührliches Wesen von seiner sogenannten Oberflächlichkeit gemacht. Er war wohl kein eigentlicher Arbeiter, aber keineswegs ohne jeglichen Fleiß und hatte sich zahlreiche und gründliche Kenntnisse angeeignet. Doch nur als Dichter ist er groß; die meisten seiner Prosaschriften sind nur im Dienste des Augenblickes verfaßt, ganz davon zu schweigen, daß man seinem Andenken durch Herausgabe seiner Briefe, die ihn in der Regel nur von einer wenig vorteilhaften Seite zeigen, geschadet hat. Man sieht ihn da sehr häufig nur von seinen Interessen erfüllt. Aber Geldverlegenheit ist ein langweiliger Stoff, selbst wenn es sich um diejenige eines großen Talentes handelt.

Es war Heine bekanntlich nicht beschieden, ein ganzes Menschenleben zu Ende zu leben. Er wurde in voller geistiger Kraft durch eine entsetzliche Krankheit hingerafft.

Er war stets zart und schwächlich gewesen, in seiner Jugend von hartnäckigem Kopfschmerz geplagt. Im Trinken war er zu derartigem Maßhalten gezwungen, daß er sich nach der scherzhaften Aussage seiner Freunde damit begnügte, an einer Flasche Rheinwein, die sich in seiner Kammer befand, zu riechen. Sein Nervensystem war frühzeitig erschüttert, sicherlich weit weniger durch Ausschweifungen, als man dies annimmt — denn gerade er ist in hohem Grade fanfaron de vices, der sich in seinen Schriften beständig seiner Laster rühmt — aber er wurde von jener Krankheit überfallen, welche so häufig das Los derjenigen ist, deren Leben unausgesetzt aus geistiger Produktivität bestand. Eine Rückenmarksaffektion, zuerst mit einer Lähmung der Augenlider, nach und nach mit der des ganzen Körpers verbunden, traf ihn. Ungefähr acht Jahre lag er in Paris in seiner Matratzengruft ausgestreckt.

Sein Leben, welches weder als ein großes, noch als ein glückliches bezeichnet werden kann, zerfällt in zwei bestimmt begrenzte Hälften, den Aufenthalt in Deutschland bis zur Julirevolution, und den Aufenthalt in Paris vom Jahre 1831 bis zu seinem Tode im Jahre 1856. Er hat wohl ein Leben ohne Berechnung geführt, aber jedenfalls nicht ohne Instinkt dafür, wo die Entwickelungsmöglichkeiten für sein Talent lagen. Es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß Heine seine Höhe in der Weltlitteratur erklommen hätte, oder auch nur als satirischer Dichter so hervorragend geworden, wenn er nur in seinem Vaterlande geblieben wäre.

Seine Jugendzeit in Deutschland verstrich unter dem Druck der Reaktion; seine Reisebilder gewannen ihre Popularität, da sie der herrschenden politischen Unzufriedenheit Ausdruck gaben; aber bald gab er im Stillen alles Politisieren als unfruchtbar auf. Da schaffte die Julirevolution Luft! Heine bricht auf, läßt sich häuslich in Paris nieder und wird dort bald durch das vom Deutschen Bunde erlassene Verbot seiner Schriften gefesselt. Das Ministerium Guizot giebt ihm heimlich jene kleine Jahresrente, welche ihn in den Stand setzt, ein verhältnismäßig sorgenloses Leben zu führen; aus diesem Anlasse wurde er auch der Gegenstand von Angriffen, welche gewiß

nicht jeglichen Grundes entbehren, mit denen ihm aber dennoch großes Unrecht zugefügt ward. Man darf nicht vergessen, daß Heine sich schlecht auf die Kunst verstand, Geld zu verdienen, und es ihm auch nur wenig genützt haben würde, wenn er sich besser darauf verstanden hätte. Er, mit dessen Büchern Millionen verdient sind, verkaufte das „Buch der Lieder" an Campe gegen Quittierung einer alten Schuld von 50 Louisd'or für alle Auflagen, und Zeit seines Lebens war er genötigt seine Zuflucht zu dem nur ungern gewährten Beistand seines reichen Onkels zu nehmen. Vielleicht hätte er, würden er selbst und seine Frau sich besser auf Oekonomie verstanden haben, die Regierungsunterstützung entbehren können. Dieselbe hat ihn nun wohl verhindert, dies oder jenes über das französische Ministerium in deutschen Zeitungen zu veröffentlichen, was er sonst wohl geschrieben haben würde — ein anderes Unglück hat sie aber gewiß nicht verursacht, und am allerwenigsten hat sie ihn bewogen, irgend etwas zu schreiben, wovon er nicht überzeugt war.

Von Frankreich aus hat er als Schriftsteller einen un-unterbrochenen und stets heftigen Kampf gegen die europäische Reaktion geführt. Man darf wohl behaupten, daß er in dieser Hinsicht Byrons großer Erbe ist. Wenige Jahre später, nachdem das im Dienste der Freiheit geschwungene Schwert des Spottes der Hand des sterbenden Byron entglitten war, wird es von Heine erfaßt und ein Menschenalter hindurch mit gleich gewaltiger Behendigkeit und Kraft geschwungen. In den letzten acht Jahren aber führt es ein tötlich Verwundeter.

Nie hatte er wahrere, echtere, beißendere und strahlendere Verse geschrieben, als zur Zeit seines Martyriums auf dem niederen, breiten Bett in Paris. Und nie hat wohl auch irgend ein schaffender Geist größeren Mut, größeres Aushalten und Unangefochtensein bei übermenschlichen Qualen gezeigt. Selten hat sich die Macht der Seele über den Körper so unzweideutig erwiesen. Schmerzen, wie die seinen, stumm mit zusammengebissenen Zähnen zu ertragen, das bedeutet bereits viel; dabei aber noch geistig zu schaffen, zu spotten und zu scherzen, Raketen voll Laune und Phantasie herauszuschleudern,

seinen Geist in graziösen und tiefsinnigen Traumgesichten rund um den Erdkreis zu senden, während man selbst wie leblos auf dem Lager liegt, das ist erhaben!

Er lag dort, zum Skelett eingeschrumpft, mit geschlossenen Augen und fast ganz gelähmten Händen, die edlen Gesichtszüge ab emagert. Seine Hände, welche weiß und vollendet schön gewesen, waren in ihrer Feinheit fast durchsichtig. Wenn er sprach, glitt zuweilen ein mephistophelisches Lächeln über seine leidende Christus-Physiognomie. Zuletzt war eigentlich nur noch vom ganzen Menschen die Stimme zurückgeblieben, wie im Altertum bei Tithon, aber diese Stimme war unendlich reich an Tönen, Einfällen und Scherzen.

Er fuhr fort, geistig thätig zu sein, das Triebrad seines Geistes schien sich selbst ohne Dampf weiter zu drehen, die Lampe selbst ohne Oel fortzubrennen.

Unwahr ist es, daß er sich zu irgend einer Kirche zurückgewandt habe, wohl aber zu einer Religiosität, die gleichsam aufs neue aus den Tagen seiner Kindheit emportauchte, und auch an eine Art Gottesglauben klammerte der Leidende sich. Aber auch über diesen Gottesglauben erhob er sich zuweilen mit einem Lächeln. Ein solches Lächeln war das an seinem letzten Lebenstage zu einem aufgeregten Bekannten gesprochene Beruhigungswort: Dieu me pardonnera — c'est son métier.

Ein rührendes Zeugnis für seine Geisteskraft und seine Sohnesliebe ist es, daß er während seiner ganzen Krankheit auf das Sorgfältigste darüber wachte, daß seine Leiden seiner alten Mutter in Hamburg verborgen blieben; bis zuletzt schrieb er ihr lustige, scherzhafte Briefe und ließ aus denjenigen Exemplaren seiner Schriften, die er ihr sandte, alle Stellen herausnehmen, welche die alte Frau auf die Spur hätten führen können.

Ein ansprechender Zug aus seinem Seelenleben ist auch der folgende: er, von allen Männern und Dichtern im Ausdruck der Liebe der Leichtfertigste, wandelte während seiner Krankheit seine Bezeichnungen dafür zu den zärtlichsten und geistigsten um. Wie bekannt versüßte ihm die innige Zuneigung eines jungen und schönen Weibes, das letzte Jahr seines Lebens.

Es war dies eine Frau, welche trotz ihrer deutschen Geburt in der französischen Litteratur als Schriftstellerin unter dem Namen Camille Selden aufgetreten ist. Ihr wirklicher Name war Elise von Krienitz.*)

Sie war in Prag geboren und in sehr jugendlichem Alter nach Paris gekommen, wo sie eine kurze, höchst unglückliche Ehe mit einem Manne geschlossen hatte, der sie, um sich ihrer zu entledigen, unter dem Vorwande der Geistesgestörtheit in eine Irrenanstalt gesperrt hatte. Es glückte ihr, aus derselben nach England zu entkommen. Im Herbst des Jahres 1855 kehrte sie von Wien nach Paris zurück und besuchte Heine, um ihm Kompositionen und Grüße des Wiener Komponisten Freiherrn Vesque von Puttlingen zu überbringen.

Sie war damals ungefähr 28 Jahre alt, blauäugig, mit hellbraunem Haar, und so anmutig, reizend und graziös, daß sie Heine's Herz beim ersten Kommen gewann. Bald wurde sie ihm unentbehrlich, er litt, wenn nur ein paar Tage verstrichen, ohne daß er sie gesehen, obschon seine Schmerzen so heftig waren, daß er sie zuweilen selbst um Aufschub ihres Besuches bitten mußte. In den an sie gerichteten Briefen und Gedichten findet man erst jene tiefere erotische Innerlichkeit, jene Liebesfülle, die man sonst nirgends in Heines Liebesgedichten antrifft.

Er nennt sie seine Wahlverlobte, deren Wesen durch des Schicksals Willen mit dem seinen gepaart sei. Vereint würden sie das Glück kennen gelernt haben, getrennt müssen sie zu Grunde gehen:

Ich weiß es jetzt. Bei Gott! Du bist es,
Die ich geliebt. Wie bitter ist es,
Wenn im Momente des Erkennens
Die Stunde schlägt des ew'gen Trennens!
Der Willkomm ist zu gleicher Zeit
Ein Lebewohl!

Lachend und weinend tobt er gegen diesen notgezwungenen

*) A. Meißner, Erinnerungen an Heinr. Heine. Camille Selden, les derniers jours de Henri. Heine. 1884.

Platonismus zwischen zwei Liebenden, denen jede Umarmung unmöglich ist:

> Worte! Worte! keine Thaten,
> Niemals Fleisch, geliebte Puppe,
> Immer Geist und keinen Braten,
> Keine Knödel in der Suppe!

In seiner Ungeduld will er verzweifeln, wenn sie ihn einmal warten läßt:

> Laß mich mit glüh'nden Zangen kneipen,
> Laß grausam schinden mein Gesicht,
> Laß mich mit Ruten peitschen, stäupen —
> Nur warten, warten laß mich nicht!

bis dann in dem großen, mystischen Vermählungsgedicht „Die Mouche" zwischen ihm als Toten und der Passionsblume an seinem Sarge durch die Nähe des Todes alles harmonisch ausklingt:

> Du warst die Blume, Du geliebtes Kind,
> An Deinen Küssen mußt ich Dich erkennen.
> So zärtlich keine Blumenlippen sind,
> So feurig keine Blumenthränen brennen.
>
> Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
> Hat meine Seel' beständig Dein Gesichte,
> Du sahst mich an, beseeligt und verzückt,
> Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Das sind Bilder und Gefühle aus einer anderen Welt als der körperlichen, einer Welt, wie diejenige des Blinden, wo man Küsse verspürt, doch keine sichtlichen Lippen, Thränen, die aus Augen tropfen, welche man nicht sieht, Duft von Blumen, die sich nicht bewegen, und statt der Sonne des Tages ein zauberartiges geisterhaftes Mondlicht. Und ebensowenig, wie es dort Körperliches giebt, giebt es dort wahrnehmbare Laute:

> Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm
> Was Du verschwiegen dachtest im Gemüte —
> Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
> Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Es war, sagt er, ein lautloses Zwiegespräch, welches stattfand, und keiner darf fragen, was dort gesprochen ward:

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Toter kosen!

Hier hebt sich Heines Lyrik zur Höhe Shelley's, der erhabensten in der modernen Dichtkunst. Hier gleichen seine Töne denjenigen Shelley's: den Geigentönen eines Ariel, die rein und geistig, voll und zitternd, modern in ihrer überwältigenden, halb krankhaften Weichheit, erklingen.

Druck von G. Reichardt in Groitzsch.

Antiquaria, welche in je einem Exemplar vorrätig sind:

Aller, d. Monitor, Formeln u. Tabellen. 2 Teile. 1868 Hfz. 1.—
Armand, An d Indianergrenze. W. 1894 2 Bde. Neu. 2 50
Bauhandbuch, Deutsches. Bd. II. 1. III. 1880. Hfzbde. 1.50
Becker, d. Wasserbau. 3 A. (ohne Atl.) 1877. Hfz. 1.50
Beyer, C, Orientalische Novellen. L. 1890. Prachtbd. Neu. (5.—) 3 —
Blätter f. Münzkunde, hersg. v. Grote Bd. 1. 2. m 750 Abb Ppb. Selten. 20 —
— dass. 1837. H. 1. 2. m. 6 Taf. nebst Beilageheft: Stammtaf. d. europ. Regenth. m. 1 color. Taf. 1836. Hlw. 6.
Brockhaus Conv.-Lexicon. 14. neueste Aufl. Bd. 1—8. Orig. Hfzbde. Neu. (80.—) 27.
— dasselbe, 17 eleg. Hfzbde. wie neu. (170.—) 100.—
Buch d. Erfindungen, Gewerbe u. Industrien. 7 Bde. 6 u. 7. Aufl. m. v. Ill. etc. 1877. Prachtorigbde. w. neu. (60 —) 18.—
Bugge, üb d. Entstehg. d nord. Götter- u. Heldensagen. M 1889. E Hfz. neu. (14.—) 8.—
Buresch, d. schmalspur. Eisenbahn etc. 1877. Hlw. 1 —
Byrons Werke, übers. v. Strodtman etc 4 Bde. Liebhhfzbde m. G. w. neu (12.—) 7.—
Chamisso-Thumann, Frauen-Liebe u -Leben. Prachtbd. m. G. neu. (20 ·) 14.—.
Dahn, F., Ein Kampf um Rom. 4 Bde. 1897. Eleg. Lwbde Neu. (28.—) 20.—
Eberhard, synonym. Handwörterbuch d. dtsch. Spr. 15. A. L. 1896 Hfz. Neu (13.50) 9.—
Ebers, G. Cleopatra 2 Bde. 1897 w. neu. (8 --) 4.50
— Im Schmiedefeuer. 2 Bde. 1997 w. neu. (10.—) 6. -
— Im blauen Hecht. — Die Unersetzlichen. (6.—) 3 —
Barbara Blomberg. 2 Bde. neu. (10.—) 6.—
Gering, H, Glossar z. Edda. P. 1887. Hlw. (5.—) 2 50
Golther, W., Handb. d. german Mythologie. L. 1895. E. Hfz w. neu (14 —) 11.—
Grimm, J, deutsche Mythologie 2 Bde 3. A. G. 1854. Hfz. 9 —
Hackländer, d. letzte Bombardier. 2 Bde. m. v. Ill. 1886 Orig-Lwbde. m. G. (12 –) 4.50
Handbuch d. Baukunde III. 1 d. Grundbau m. 683 Abb. 1887. Hfz. 1.50

Heine, Buch d. Lieder ill. v. Thumann. Prachtbd. m. G. neu. (12.—) 7 50
Hellenbach, d. Vorurteile d. Menschheit. 3 Bde. 3. A. 1893. Liebhhfzbde. neu. (16.50) 9.—
Hunaeus, Lehrb d. pract. Geometrie. 2. A. 1868. Hfz. 4.—
Joly, techn. Auskunftsbuch. 1895. Orglwbd. 1.—
Koeppen, C. F., literar. Einleit. in d nord. Mythologie. 1837. C. 1.50
Lieder vom Kuss. L. 1895. Prachtbd. m. G. neu. (3.—) 1.50
Mannhardt, W, d. Götter d. dtsch u. nord. Völker. M. v. Illustr. B. 1860. Hfz. Selten. 8.—
Molière, sämtl. Werke. 2 Bde. L. 1895. Lwbde. Neu. 3.—
Moltke, Gesch. d. franz Krieges 1870/71. Orglwbd (8 60) 4.50
Nacht, Tausend u. eine, deutsch v. Habicht, Hagen u. Schall. Bd. 3—12. 14 15, zus. 12 Bde. m. 11 Abb. Br 1840. Lwbde. 4.—
Neumayr, Erdgeschichte. Bd. 1. M. v. Ill u. K. 1886. Org.-Hfz. w. neu. (15.—) 7.50
Osthoff, Hülfsb. im Ingenieurwesen. 2. A. 1883. Hfz. 1.50
Pantheon berühmter Menschen aller Zeiten. 150 treffl. Stahlstiche. gr 4⁰. In Mappe. (150.—) 15.—
Ranke, d Mensch. 2 Bde. m. ca. 1000 Ill. L. 1887. Org.-Hfzbde. W. neu. (30.—) 15.—
Ratzel, Völkerkunde. 2 Bde. m. 900 Ill. W. neu. (30—) 15.—
Reinholdt Gesch. d. russ Litteratur. L. 1894. E. Hfz. neu. (17.—) 8.—
Saphir, M G, Ausgew. Schriften. 10 Bde. Cabinetausg. Hlwbde. (24.—) 10—
Schreiber, G., Linien-Perspective u. Schattenlehre. 2 Bde. m. Abb. 1868. Hfz. 2.50
Shelleys poet. Werke, übers. v. Seybt m P. 1844 Hlw. (8.—) 5.—
Spielhagen, Fr., ein neuer Pharao. Roman L 1889. neu. (6.—) 3.—
Stawitzky, L., Gesch. d kgl. preuss. 25. Inf.-Rgts. u. d. v. Lützowschen Freicorps. M. 6 color Militärtr.-Taf. K 1857. E. Hfz. 10.—
Stifter, A, Bunte Steine. M. Ill 3. A. L. Origlw. m G. neu. (7.—) 4.—
— Erzählungen. Studien II M Stahlst. Lwbd. 3.—
Theuerdank, hersg. v. Haltaus. M 6 lith. Taf. Qu. 1836. Lw. 4.50
Vom Fels zum Meer. Jahrg. 1887—94. In 14 Hlwbden. Schönes Expl. (100.—) 25.—
Wanderley, Constructionen in Eisen. M. 500 Abb. 1878 Hfz. 1.50
Wolff, F, beschreibende Geometrie u. Perspect. 3. A. (Taf. fehlen). 1861. Hfz. 1.50

Die Lehenrecht, verteutscht. Mit erklerung u. ausslegung etlicher Latein. u. Welscher Wort 4⁰. 125 Seiten getruckt zu Meyntz d Joh. Schöffer 1530. Mit schönem, gross. Druckerzeichen Schöffers. Etwas wurmstichig Angebunden: Rhetoric vn Teutsch Formular / In allen Gerichts Händlen. Kunst u. Regel der Notarien u. Schreiber. Titel u cantzlei Büchlin. Mit Titelabbildg. 4⁰. Strassb. Christ. Egenolph 1530 (Ein Wurmstich geht durch d. Rand aller 49 Blätter, ferner angebdn. handschriftlich: Schuelersche Familien-Notizen Alter Einband mit Schliessen. Selten 25 -
Hall-Schreibmaschine. Complet in Kasten. (75.—) 20.—
Heimburg, W., ges Romane u. Nov. 10 Bde. M. Ill. (28.40) 16.—













